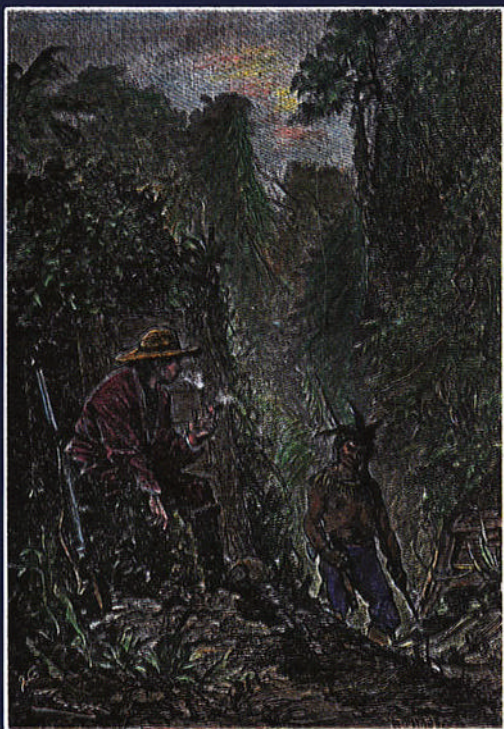


# Jules Verne

## Nord gegen Süd



### Band 1

**COLLECTION JULES VERNE**  
**BAND 53**

***Nord gegen Süd***

Band 1

Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching

Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des  
Verlages A. Hartleben, Inh. Dr. Walter Rob, Wien I.  
Die Vorlagen für die Umschlagillustrationen der  
Collection Jules Verne sind Jules Verne Bänden,  
erschienen im A. Hartleben's Verlag, Wien, entnommen.



Umschlaggestaltung: Bine Cordes, Weyarn  
© 1984 Pawlak Taschenbuch Verlag, Berlin, Herrsching  
Alle Rechte vorbehalten,  
insbesondere das Recht des Nachdrucks  
in Zeitschriften und Zeitungen, des öffentlichen  
Vortrags, der Verfilmung oder Dramatisierung, der  
Übertragung durch Rundfunk oder Fernsehen, auch  
einzelner Bild- oder Textteile.  
Gesamtherstellung: Elsnerdruck GmbH, Berlin  
Printed in Germany  
ISBN: 3-8224-1053-5

Die Familie Burbank gerät in Florida in die Wirren des amerikanischen Bürgerkrieges. Ein übler Feind ist der Sklavenhändler Texar, der mit einer Bande die Macht in Jacksonville an sich reißt. Erst der Sieg der Nordstaaten bereitet dem Verbrecher ein Ende. Aber sein Geheimnis wird erst im letzten Augenblick geklärt, nämlich, wie es möglich war, daß er von Zeugen an zwei Orten gleichzeitig gesehen werden konnte – ein spannender Roman an einem für Jules Verne ungewöhnlichem Schauplatz.

## Erstes Capitel

### *An Bord des Dampfers Shannon*

Florida, dessen Gebiet schon im Jahre 1819 dem großen amerikanischen Bundesstaate angeschlossen war, wurde wenige Jahre später zum eigenen Staat erhoben. Durch diese Angliederung nahm das Territorium der Republik um siebenundsechzigtausend Quadratmeilen zu. Der Stern Floridas glänzt jedoch nur wie ein Himmelskörper zweiter Größe am Firmament der siebenunddreißig Sterne, welche in der Flagge der Vereinigten Staaten nebeneinander gestellt sind.

Es bildet nur eine schmale und niedrige Landzunge, dieses Florida. Seine geringe Breite gestattet es den dasselbe bewässernden Flußläufen – mit der einzigen Ausnahme des Saint-John – nicht, zu einiger Bedeutung anzuwachsen. Bei der kaum unterbrochenen Bodenoberfläche fehlt es den Flüssen auch an stärker abfallenden Betten, um etwa eine reißende Strömung aufzuweisen. Eigentliche Berge gibt es nicht; nur vereinzelt ziehen sich da und dort schwach auftretende Linien jener »Bluffs« oder Hügel hin, die man in den mittleren und den westlichen Staaten der Union so häufig antrifft. Die Gestalt des Landes könnte man der eines Biberschwanzes vergleichen, der zwischen dem Atlantischen Ocean im Osten und dem Golf von Mexiko im Westen ins Meer eintauchte.

Florida hat also keinen weiteren Nachbar als den Staat Georgia, dessen Grenze im Norden mit der seinigen verläuft.

Diese Grenze bildet gleichzeitig die Landenge, welche die Halbinsel mit der übrigen Landmasse verbindet.

Alles in Allem erscheint Florida mit seinen zur Hälfte spanischen, zur Hälfte amerikanischen Einwohnern und den, von ihren Stammesgenossen im Far-West sich wesentlich unterscheidenden Seminolen-Indianern als ein merkwürdiges, fast fremdartiges Land. Wenn es einerseits dürr, sandig und am südlichen Ufer beinahe vollständig von Dünenreihen umrahmt ist, welche der Atlantische Ocean im Laufe der Zeiten aufthürmte, so zeigt andererseits der Boden seiner nördlichen Ebenen eine geradezu wunderbare Fruchtbarkeit. Seinem Namen macht es volle Ehre, denn die Flora des Landes ist prachtvoll, üppig und von überraschender Abwechslung, was ohne Zweifel daher kommt, daß diese Gebietstheile von dem Saint-John reichlich bewässert werden. Langsam wälzen sich die Gewässer desselben in breitem Bande und in der Richtung von Süden nach Norden gegen zweihundertfünfzig englische Meilen (= 402 Kilometer) weit hin, von denen hundertseven Meilen (= 172 Kilometer) bis zum Georg-See bequem schiffbar sind. Die große, den Querflüssen des Landes mangelnde Längenentwicklung verdankt er der Richtung seines Laufes. Zahlreiche Seitenarme ernähren ihn, indem sie ihm, meist in den vielen Ausbuchtungen seiner beiden Ufer, ihr Wasser zuführen. Der Saint-John bildet also die Hauptarterie des Landes; er belebt es mit seinen Fluthen – diesem Blute, das durch die Adern der Erde rollt.

Am 7. Februar 1862 glitt der Dampfer »Shannon« den Saint-John hinab. Um vier Uhr des Morgens sollte derselbe, nachdem er schon die stromaufwärts gelegenen Stationen und die verschiedenen Forts der Grafschaften (Counties) Saint-Jean und Putnam berührt, den kleinen Flecken Picolata anlaufen. Einige Meilen weiter hin gelangt er dann nach der Grafschaft

Duval, die sich bis zu der, von dem Flusse gleichen Namens begrenzten Grafschaft Nassau ausdehnt.

Picolata selbst ist nur eine unbedeutende Ortschaft, seine Umgebungen aber bergen reiche Indigo- und Reispflanzungen, große Baumwoll- und Zuckerrohrfelder, sowie unermeßliche Cypressenwäldungen. Hier lebt auch auf ziemlich weitem Umkreise eine verhältnißmäßig dichte Bevölkerung, und seine Lage sichert ihm einen beträchtlichen Personen- und Güterverkehr. Es ist ferner der Emschiffungsplatz für Saint-Augustine, eine der bedeutenderen Städte des östlichen Florida, welche gegen zwölf Meilen von hier am Gestade des Oceans da liegt, wo diesem die lange schmale Insel Anastasia vorgelagert ist. Ein fast schnurgerader Weg setzt den Flecken und die Stadt in Verbindung.

An genanntem Tage hätte man nahe der Landungsbrücke von Picolata eine größere Menge Reisender als gewöhnlich wahrnehmen können. Verschiedene schnell dahinrollende Wagen, sogenannte »Stages«, d. s. achtsitzige Gefährte mit einer Bespannung von vier bis sechs Maulthieren, welche wie toll über jene Straße und durch die Sümpfe dahinjagen, hatten sie hierher befördert. Es kam nämlich darauf an, das Vorüberkommen des Dampfers nicht zu versäumen, wenn man nicht eine Verzögerung von mindestens achtundvierzig Stunden erleiden wollte, um die stromabwärts gelegenen Städte, Flecken, Forts und Dörfer zu erreichen. Der »Shannon« berührt nämlich nicht jeden Tag die beiden Ufer des Saint-John, und jener Zeit versah dieser Dampfer den Dienst auf dem Flusse noch allein. Man muß also in Picolata bei der Hand sein, wenn er daselbst anlegt, und so hatten die Wagen denn auch ihr Contingent an Passagieren schon vor einer Stunde hier abgesetzt.

Eben jetzt befanden sich wohl gegen fünfzig an der Landungsbrücke von Picolata. Sie warteten, nicht ohne eine

gewisse Erregtheit unter einander schwatzend. Man hätte leicht beobachten können, daß sie zwei besondere Gruppen bildeten, welche wenig Neigung verriethen, sich einander zu nähern. Ob es nun eine besonders ernste Angelegenheit, etwa eine politisch wichtige Sache gewesen war, die sie alle nach Saint-Augustine getrieben gehabt hatte – jedenfalls lag es auf der Hand, daß es zu einer Einigung zwischen ihnen nicht gekommen war. Als Feinde dort eingetroffen, kehrten sie auch als solche zurück. Das sah man nur deutlich an den gereizten Blicken, die sie untereinander austauschten, an der Absonderung, welche beide Gruppen beobachteten, und hörte man aus verschiedenen übellaunigen Worten, deren aufreizender Sinn Niemandem zu entgehen schien.

Jetzt gellte von stromaufwärts her langgedehntes Pfeifen durch die Luft. Der »Shannon« erschien hinter einer hervorspringenden Ecke des rechten Ufers, eine halbe Meile oberhalb Picolata. Dicke Rauchwolken drangen wirbelnd aus seinen beiden Schornsteinen und lagerten sich um die Kronen der großen Bäume, welche der Seewind am entgegengesetzten Ufer abschüttelte. Die sich bewegende Masse nahm rasch an Größe zu. Die Fluth war im Abnehmen. Die durch dieselbe früher verursachte Gegenströmung hatte die Bewegung des Schiffes drei bis vier Stunden vorher verlangsamt, jetzt aber begünstigte sie diese, da die Wassermassen des Saint-John wieder nach seiner Mündung hin zurückwichen.

Endlich ließ sich die Glocke vernehmen. Die Schaufelräder arbeiteten rückwärts gegen das Wasser und brachten den »Shannon« zum Stillstand, so daß dieser, dem Zug der Sorrtäue nachgebend, sich dicht an die Landungsbrücke legte.

Die Einschiffung vollzog sich mit einer gewissen Hast; eine der beiden Gruppen ging zuerst an Bord, ohne daß ihr die andere dabei den Rang abzulaufen versuchte. Das rührte offenbar davon her, daß die letztere einen oder mehrere noch



rückständige Passagiere erwartete, welche Gefahr liefen, das Boot zu versäumen, denn zwei oder drei Männer traten daraus hervor und eilten am Quai von Picolata bis nach der Stelle, wo die Straße nach Saint-Augustine mündet. Von dort blickten sie augenscheinlich ungeduldig in der Richtung nach Osten hinaus.

Das hatte auch seinen guten Grund, denn der auf der Commandobrücke des »Shannon« stehende Capitän rief schon dringend:

»Einsteigen! Einsteigen!

– Nur noch wenige Minuten, erwiderte Einer aus der zweiten Gruppe, der auf der Landungsbrücke zurückgeblieben war.

– Ich kann nicht warten, meine Herren.

– Nur ein paar Minuten!

– Nein, nicht eine einzige!

– Nur einen Augenblick!

– Unmöglich! Die Flut nimmt ab und ich würde Gefahr laufen, über der Barre von Jacksonville nicht genug Fahrwasser zu finden!

– Uebrigens, ließ sich einer der Reisenden vernehmen, haben wir nicht die geringste Ursache, uns den Launen von Nachzüglern zu fügen!«

Der Mann, der diese Bemerkung gemacht hatte, gehörte zu der ersten Gruppe, welche auf dem hinteren Oberdeck des »Shannon« Platz genommen hatte.

»Ganz meine Ansicht, Herr Burbank, antwortete der Capitän. Der Dienst vor Allem!... Vorwärts, meine Herren, oder ich gebe Befehl, die Sorrtäue einzuziehen!«

Schon machten sich einige Männer vom Dampfere bereit, diesen mittelst ihrer dicken Stangen von der Landungsbrücke nach dem Fahrwasser hinauszuschieben und wiederholt ließ die Dampfpeife ihren schrillen Ton vernehmen. Da unterbrach ein Ausruf die Vorbereitungen zur Abfahrt.

»Da kommt Texar!... Da kommt Texar!«

Ein in größter Eile dahersausender Wagen erschien eben an der Ecke des Quais von Picolata.

Die vier Maulthiere, welche denselben zogen, hielten dicht vor der Landungsbrücke still. Ein Mann entstieg dem Wagen. Seine Genossen, die ihm entgegen gegangen waren, kamen eilends wieder herzu, dann gingen Alle an Bord.

»Noch einen Augenblick, Texar, und Du wärest nicht mit fortgekommen, was doch recht unangenehm gewesen wäre, sagte der Eine jener Beiden.

– Ja, Du hättest vor zwei weiteren Tagen nicht zurück sein können in. Wo?... Nun, das werden wir ja erfahren, wenn Dir's zu sagen beliebt, setzte der Andere hinzu.

– Und hätte der Capitän auf den unverschämten Burbank gehört, nahm ein Dritter das Wort, so schwamm der »Shannon« jetzt schon eine gute Viertelmeile unterhalb Picolatas.«

Texar hatte sich, begleitet von seinen Freunden, nach dem Vorderdeck begeben. Er begnügte sich, James Burbank, von dem ihn nur die Commandobrücke trennte, einen boshaften Blick zuzuwerfen. Wenn er auch kein Wort laut werden ließ, so verrieth es doch jener Blick, daß zwischen diesen beiden Männern ein unversöhnlicher Haß herrschen mußte.

Was James Burbank angeht, so drehte dieser, nachdem er Texar kurz aber gerade in das Gesicht angesehen, dem Gegner nichtachtend den Rücken und setzte sich auf dem Hinterdeck, wo seine Anhänger schon Platz genommen hatten, ruhig nieder.

»Er ist nicht bei guter Laune, der Burbank, meinte einer der Genossen Texar's. Kann mir's leicht denken. Das hat er nun von seinen Lügen, und der Recorder (eine Art Stadtrichter in England und Amerika) hat seinen falschen Zeugnissen volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

– Aber noch nicht seiner Person, fiel Texar ein, und daß der Richterspruch auch diese ereilt, das nehme ich auf mich.«

Der »Shannon« hatte inzwischen die ihn mit dem Lande verbindenden Taue gelöst. Der durch die langen Bootshaken abgedrängte Vordertheil tauchte schon wieder in die Strömung. Dann glitt er, getrieben von seinen mächtigen Rädern, welche die zurückweichende Fluth noch weiter unterstützte, schnell zwischen den Ufern des Saint-John hinab.

Die Bauart dieser Dampfboote, welche den Dienst auf amerikanischen Strömen versehen, ist ja wohl ziemlich allgemein bekannt. Wirklich schwimmende Häuser von mehreren Stockwerken und überdeckt von breiten Terrassen, werden sie von den zwei Maschinenschornsteinen hoch überragt, und daneben von den Flaggenmasten, welche gleichzeitig zur Befestigung einer Zeltüberdachung dienen. Auf dem Hudson wie auf dem Mississippi könnten diese Dampfboote, diese Wasserpaläste, wohl die ganze Bevölkerung eines Fleckens aufnehmen. So großartiger Verhältnisse bedurfte es nicht für den Verkehr auf dem Saint-John und den der Städte Floridas. Der »Shannon« ist nur ein schwimmendes Hôtel, obwohl er der inneren wie äußeren Anordnung nach den »Kentukys« oder »Dean Richmonds« vollkommen ähnelte.

Das Wetter war prächtig. Ueber dem tiefblauen Himmel verbreiteten sich nur vereinzelt leichte Dunstwolken. Hier unter dem 30. Breitengrad ist der Monat Februar in der Neuen Welt fast ebenso warm wie in der Alten etwa an der Grenze der Sahara. Dabei wehte übrigens eine angenehme Seebrise, welche hier das sonst leicht allzu heiße Klima mäßigte. Die allermeisten Passagiere des »Shannon« waren auch auf dem Verdeck geblieben, um den erquickenden Duft einzuathmen, den die Winde aus den benachbarten Wäldern herübertrugen. Die schrägen Strahlen der Sonne konnten sie nicht erreichen unter den Zeltdächern, welche durch die eigne Schnelligkeit

des Dampfers gleich indischen Punkas hin und her bewegt wurden.

Texar und fünf bis sechs seiner Begleiter, die mit ihm zu Schiffe gegangen waren, hatten es vorgezogen, sich nach einer der Abtheilungen des Speisesaales hinab zu begeben. Hier vertilgten sie – geübte Trinker, deren Gaumen an die starken Liqueure der amerikanischen Schänken gewöhnt waren – ganze Gläser voll Gin, Bittrem oder Bourbon-Whisky. Es waren ziemlich rohe Gesellen mit vernachlässigtem Aeußeren und roh in ihren Reden, mehr mit Leder als mit Tuch bekleidet, und dem Anschein nach gewohnt, mehr in den Urwäldern als in den Städten Floridas zu leben. Texar schien über sie eine Art Oberherrschaft auszuüben, die er wohl nicht weniger seiner Energie des Charakters, wie seiner hervorragenden Stellung und guten Vermögenslage verdankte. Da Texar nicht zu sprechen beliebte, schwiegen seine Genossen ebenfalls still und verwendeten die Zeit, da sie nicht plauderten, eifrig zum Trinken.

Nachdem Texar flüchtigen Blickes eine der Zeitungen durchmustert, die auf den Tischen des Speisesalons zerstreut lagen, warf er das Blatt weg mit den Worten:

»Das ist Alles schon alt!

– Glaub' es gern, bestätigte einer seiner Begleiter, eine vor drei Tagen erschienene Nummer!

– Und binnen drei Tagen geschieht Mancherlei, seit man sich jetzt vor unseren Thoren schlägt, setzte ein Anderer hinzu.

– Wie stehts denn überhaupt mit dem Kriege? fragte Texar.

– Was uns persönlich nahe angeht, Texar, wie folgt: die föderalistische Regierung beschäftigt sich, wie man sagt, mit den Vorbereitungen zu einer Expedition nach Florida. Wir werden uns also in nächster Zeit auf einen Einfall der Föderalisten gefaßt machen müssen.

– Ist das gewiß?

– Ich weiß es nicht; das Gerücht davon ging aber in Savannah, und in Saint-Augustine hat man es mir bestätigt.

– Bah! Sie mögen nur kommen, diese Föderalisten, die sich vermessen, uns unterdrücken zu wollen! rief Texar, der seine Drohung mit einem so heftigen Faustschlage begleitete, daß die Gläser und Flaschen auf dem Tische tanzten. Ja, sie mögen nur kommen! Man wird dann ja sehen, ob die Sklavenbesitzer Floridas sich von jenen abolitionistischen Räubern gutmüthig ausplündern lassen!«

Diese Antwort Texar's hätte Jedem, der bezüglich der eben jetzt in Amerika sich abspielenden Ereignisse nicht auf dem Laufenden gewesen wäre, zweierlei gelehrt: daß der thatsächlich durch jenen am 11. April vom Fort Sumter abgefeuerten Kanonenschuß erklärte Secessionskrieg jetzt fast am hitzigsten wüthete, denn er streckte sich hinab bis zu den Grenzen des äußersten Südens; und dann, daß Texar als Parteigänger der Sklaverei gemeinsame Sache mit der weitaus größten Mehrheit der Bevölkerung der sogenannten Sklavenstaaten machte.

Heute fanden sich nun an Bord des »Shannon« mehrere Vertreter der zwei Hauptparteien, einestheils – nach den verschiedenen, ihnen während dieses langen Kampfes gegebenen Benennungen – Nordstaatler, Anti-Sklavenkämpfer, Abolitionisten oder Föderirte, und anderentheils Südstaatler, Sklavenkämpfer, Secessionisten oder Conföderirte.

Eine Stunde später erhoben sich, nachdem sie sich hinreichend gesättigt, Texar und die Seinigen, um nach dem Oberdeck des »Shannon« zurückzukehren. Das Schiff war schon an der rechten Uferseite an der Trent- und der Sechsmilenbucht vorbeigekommen, welche den Zusammenhang der Gewässer des Flusses, die eine mit dem Innern eines dichten Cypressenwaldes, die andere mit den

ausgedehnten Zwölfmeilen-Sümpfen vermitteln, welche Letztere den Namen von ihrer Länge entlehnt haben.

Der Dampfer zog jetzt zwischen einer Doppelwand prächtiger Bäume dahin, zwischen Tulpenbäumen, Magnolien, Pinien, Cypressen, immergrünen Eichen, Yuccas und verschieden anderen, die sich alle durch schönen Wuchs auszeichneten und deren Stämme unter einem unentwirrbaren Dickicht von Azaleen und Schlangenkraut verschwanden. Zuweilen erschien an der offenen Seite jener Buchten, durch welche die sumpfigen Ebenen der Grafschaften Saint-Jean und Duval den Wasserzufluß erhalten, die ganze Atmosphäre von starkem Moschusgeruch erfüllt. Dieser rührte jedoch nicht von jenen Pflanzenspecies der zur Familie Mimulus gehörigen Moschusblume her, deren Duft sich in diesen Klimaten oft recht bemerkbar macht, sondern von Alligatoren, welche bei dem Vorüberrauschen des »Shannon« nach dem hohen Ufergebüsch entflohen. Dazu flatterten Vögel aller Art in die Höhe, Spechte, Sumpfreiher, Jaccamars oder Glanzvögel, Rohrdommeln, weißköpfige Tauben, Orpheen, Spottvögel und hundert andere von verschiedener Gestalt und Befiederung, während der merkwürdige Katzenvogel mit seiner Bauchrednerstimme alle Laute, jedes Geräusch derselben nachahmte – selbst das sonore, fast dem Ton einer Metalltrompete gleichende Geschrei des Halskrausenhahnes, dessen Laute man bis auf eine Entfernung von vier bis fünf (englischen) Meilen hören kann.

In dem Augenblicke, wo Texar hinter dem Treppemantel hervortrat, um sich wieder nach dem Verdeck zu begeben, wollte eben eine Frau nach dem Salon hinuntergehen. Diese wich etwas zurück, als sie sich unerwartet jenem Manne gegenüber sah. Es war eine im Dienste der Familie Burbank stehende Mestizin. Ihre erste Bewegung war die eines unüberwindlichen Abscheus, als sie sich Auge in Auge mit

jenem erklärten Feind ihres Herrn befand. Ohne auf den stechenden Blick, den Texar ihr zusandte, weiter zu achten, wick sie zur Seite aus; Jener dagegen wandte sich, die Achseln zuckend, an seine Genossen:

»Ja, das ist Zermah, rief er, eine der Slavinnen jenes James Burbank, der sich als Gegner der Slaverei aufzuspielen wagt.«

Zermah gab keine Antwort. Als der Eingang zur Treppenkappe frei war, begab sie sich nach dem großen Salon des »Shannon« hinunter, scheinbar ohne diesem Zwischenfall die geringste Beachtung zu schenken.

Texar selbst wandte sich nach dem Vordertheile des Schiffes. Nachdem er sich dort, ohne sich weiter um die Genossen, die ihm gefolgt waren, zu bekümmern, eine Cigarre angezündet, schien er mit einer gewissen Aufmerksamkeit das linke Ufer des Saint-John nahe der Grenze der Grafschaft Putnam ins Auge zu fassen.

Indessen drehte sich das Gespräch auf dem Hinterdeck des »Shannon« ebenfalls um die kriegesischen Ereignisse. Nachdem Zermah sich entfernt, war James Burbank mit zwei Freunden, die ihn nach Saint-Augustine begleitet hatten, allein zurückgeblieben; der Eine war sein Schwager, Mr. Edward Carrol, der Andere ein Floridier, Mr. Walter Stannard, der in Jacksonville wohnte.

Auch diese drei Männer sprachen mit einer gewissen Erregtheit von dem blutigen Kampfe, dessen endlicher Ausgang eine Lebensfrage für die Vereinigten Staaten bildete. Wir werden aber erkennen, daß James Burbank bezüglich dieser hochwichtigen Angelegenheit ganz andere Anschauungen hegte als jener Texar.

»Es verlangt mich dringend, sagte er, nach Camdleß-Bay zurückzukehren. Wir sind seit zwei Tagen abwesend; vielleicht sind inzwischen neue Nachrichten vom Kriege eingetroffen;

vielleicht auch sind Dupont und Sherman schon im Besitz des Port-Royal und der Inseln von Süd-Carolina.

– Jedenfalls kann das nicht lange auf sich warten lassen, antwortete Edward Carrol, und es sollte mich sehr wundern, wenn der Präsident Lincoln den Feldzug nicht noch bis nach Florida selbst ausdehnte.

– Das könnte er gar nicht zeitig genug thun! meinte James Burbank; wahrhaftig, es ist höchste Zeit, den Willen der Union allen diesen Südstaatlern von Georgia und Florida, die sich für weit genug vom Schusse glauben, um jemals erreicht zu werden, wieder aufzunöthigen. Ihr seht ja, bis zu welchem Grade von Frechheit solche Zustände heimatlose Landstreicher wie jenen Texar verleiten können. Er pocht auf die Unterstützung der Slavenhalter des Landes und reizt sie auf gegen uns Leute aus dem Norden, deren Lage sich von Tag zu Tag schwieriger gestaltet und die wohl alle Rückschläge des Kampfes empfinden müssen.

– Du hast Recht, James, erwiderte Edward Carrol. Es ist höchst nothwendig, daß Florida wieder unter die Gewalt der Regierung von Washington kommt. Ja, auch ich sehne mich danach, daß die föderalistische Armee hier Gesetz und Ordnung wieder herstellt, sonst werden wir noch gezwungen sein, unsere Pflanzungen ganz zu verlassen.

– Das ist vielleicht nur eine Frage weniger Tage, lieber Burbank, murmelte Walter Stannard. Als ich vorgestern Jacksonville verließ, herrschte schon eine allgemeine Beunruhigung wegen der dem Commodore Dupont zugeschriebenen Absicht, die Einfahrt in den Saint-John zu erzwingen, und das gab einen passenden Vorwand, Diejenigen zu bedrohen, welche nicht wie die Parteigänger der Slaverei denken. Ich fürchte sehr, daß in allernächster Zeit ein Straßenaufruhr die südstaatlichen Behörden zu Gunsten von Leuten der schlimmsten Sorte stürzen dürfte.



– Das nimmt mich nicht wunder, antwortete James Burbank. Auch bei etwaiger Annäherung der föderalistischen Armee werden uns noch genug schwere Tage bevorstehen. Doch es ist eben unmöglich, das zu vermeiden.

– Was sollten wir übrigens auch thun? fragte Walter Stannard. Selbst wenn sich in Jacksonville und vielleicht an einzelnen Punkten in Florida da und dort muthige und tüchtige Colonisten finden, welche bezüglich der Frage der Slaverei ebenso denken wie wir, so sind diese doch bei weitem nicht zahlreich genug, um sich etwaigen Uebergriffen der Secessionisten zu widersetzen. Wir können, was unsere Sicherheit angeht, nur auf das Eintreffen der Föderalisten rechnen, und wenn deren Einmarsch einmal beschlossene Sache ist, so wäre nur zu wünschen, daß er so schnell wie möglich erfolge.

– Ja... wenn sie nur bald kämen, rief James Burbank, uns aus der Gewalt jener schändlichen Buben zu erlösen!«

Es wird sich bald zeigen, ob die Männer aus dem Norden, welche Familien- oder Vermögensrücksichten nöthigten, sich, um überhaupt unter einer der Slaverei günstigen Bevölkerung leben zu können, den landesüblichen Gewohnheiten anzubequemen, Recht hatten, eine solche Sprache zu führen und nicht Ursache hatten, Alles zu fürchten.

Was James Burbank und seine Freunde über den Krieg dachten, entsprach völlig der Wahrheit. Die föderalistische Regierung rüstete eine Expedition aus mit der Absicht, sich Florida zu unterwerfen. Es handelte sich dabei weniger darum, sich des Staates zu bemächtigen oder ihn militärisch zu besetzen, sondern nur darum, alle Ausgänge den Contrebandisten zu verschließen, welche unablässig die Blockade zu brechen suchten, sowohl um einheimische Erzeugnisse auszuführen, als auch um Waffen und Schießbedarf hineinzuschmuggeln.

Der »Shannon« wagte jetzt schon gar nicht mehr, die südlichen Küstenstriche von Georgia, die sich in der Gewalt der Generale des Nordens befanden, anzulaufen. Er ging aus Vorsicht nicht weiter, als bis zur Grenze, ein wenig oberhalb der Mündung des Saint-John, bis zu dem etwa so hoch wie der nördliche Theil der Insel Amelia gelegenen Hafen von Fernandina, von dem die Eisenbahn von Cedar-Kays ausgeht, welche die Halbinsel Florida in schräger Richtung durchschneidet und im Golf von Mexico mündet. Weiter nördlich als die Insel Amelia und der Rio Saint-Mary wäre der »Shannon« Gefahr gelaufen, von föderalistischen Schiffen abgefangen zu werden, welche unablässig diesen Theil der Küste überwachten.

Hieraus ergibt sich schon, daß die Passagiere des Dampfers in der Hauptsache aus Floridiern bestanden, deren Geschäfte sie nicht weiter als bis zu den Grenzen des Landes zu gehen nöthigten. Alle wohnten in den, an den Ufern des Saint-John und seiner Nebenflüsse erbauten Städten, Flecken und Weilern, die meisten von ihnen entweder in Saint-Augustine oder in Jacksonville.

An derartigen Stationen konnten sie entweder über die Landungsbrücke, welche ein Stück ins Wasser herausragte, oder unter Benützung hölzerner Verpfählungen, sogenannter »Piers«, aussteigen, welche nach englischer Methode angelegt waren und Jene von der Benützung besonderer Boote befreiten.

Einer der Passagiere des Dampfers indeß wollte diesen mitten im Strom verlassen. Er beabsichtigte ohne das Anlegen des »Shannon« an einem regelmäßigen Landungsplatz abzuwarten, an einer Stelle des Stromes auszusteigen, wo weder ein Dorf, noch ein einzelnes Haus, ja nicht einmal eine Jäger- oder Fischerhütte zu erblicken war.

Dieser Passagier war Texar.

Gegen sechs Uhr Abends ließ der »Shannon« drei laute Piffe hören. Seine Maschine wurde fast augenblicklich gestoppt und er glitt nur mit der Strömung weiter, die an dieser Stelle des Flusses eine sehr schwache ist. Er befand sich jetzt gegenüber der schwarzen Bucht.

Diese Bucht bildet eine tiefe, in das linke Uferland hineinragende Aushöhlung, in deren Hintergrunde ein kleinerer namenloser Rio sich ergießt, welcher am Fuße des Fort Heilmann, hart an der Grenze der Grafschaften Putnam und Duval, vorüberfließt. Seine schmale Quelle verschwindet fast ganz unter einem Gewölbe von üppigem Gezweig, dessen Blätterwerk sich wie der Einschlag eines sehr dichten Gewebes mit jenem vermengt. Diese düstere Lagune ist sozusagen den Leuten im Lande so gut wie unbekannt. Niemand noch hat es versucht, in dieselbe einzudringen, und Niemand wußte, daß sie jenem Texar zum Aufenthaltsorte diene. Die Erklärung hiervon liegt darin, daß das Ufer des Saint-John an der Oeffnung der schwarzen Bucht nirgends eine Unterbrechung zu erleiden scheint. Jetzt, wo die Nacht ziemlich schnell herabsank, mußte ein Fährmann sehr bekannt mit der Oertlichkeit sein, um sich mit einem Boote in diese tiefschattige Bucht zu wagen.

Auf die ersten durchdringenden Töne der Dampfpeife des »Shannon« hatte sofort ein dreimal wiederholter Ruf geantwortet.

Der Schein eines Feuers, das zwischen hohem Gestrüpp am Ufer leuchtete, setzte sich darauf in Bewegung, als Zeichen, daß ein Boot an den Dampfer anlegen wollte.

Es war das ein Skiff, ein kleines Boot aus Baumrinde, das ein einziges Doppeleruder zu steuern und fortzutreiben genügte. Bald befand sich das Skiff nur noch eine halbe Kabellänge vom »Shannon«.

Texar begab sich nach dem äußersten Theile des Vorderdecks und rief, mit seinen Händen eine Art Sprachrohr bildend:

»Aoh!

– Aoh! ertönte es als Antwort.

– Bist Du es, Squambo?

– Ja, Herr!

– Lege an!«

Das Skiff drehte neben dem Dampfer bei. Beim Schein einer am Ende seines Vorderstevens angebrachten Fackel konnte man den Mann erkennen, der es führte. Es war ein Indianer mit tiefschwarzem, dickem Haar und nackt bis zum Gürtel – eine kräftige Gestalt, nach dem Torso zu urtheilen, den er beim zitternden Fackelschein zeigte.

Eben wandte sich Texar nach seinen Genossen zurück, denen er die Hand drückte und ein bedeutungsvolles »auf Wiedersehen« zurief. Nachdem er noch einen drohenden Blick nach der Seite Burbank's zu geworfen, stieg er die hinter dem Radmantel des Backbords angebrachte Treppe hinab und gesellte sich zu dem Indianer Squambo. Mit einigen Ruderschlägen hatte sich der Dampfer von dem Skiff entfernt und kein Mensch konnte nun ahnen, daß das leichte Boot sich unter dem Buschwerk des Ufers verlieren sollte.

»Ein Schurke weniger an Bord! bemerkte Edward Carrol, ohne sich darum zu kümmern, ob er nicht etwa von den Genossen Texar's gehört werden könne.

– Ja wohl, bestätigte Burbank, und der ist gleichzeitig ein höchst gefährlicher Verbrecher. Ich wenigstens hege in dieser Beziehung nicht den geringsten Zweifel, obwohl der Elende sich immer durch wirklich unerklärliche Beweise seines Alibi aus der Schlinge zu ziehen wußte.

– Jedenfalls, fiel Mr. Stannard ein, könnte man ihn, wenn diese Nacht in der Umgebung von Jacksonville eine Unthat

verübt werden sollte, derselben nicht zeihen, da er eben den »Shannon« verlassen hat.

– Ich kann mir über den Burschen nicht ganz klar werden, ließ sich James Burbank vernehmen. Wenn mir Einer sagte, man habe ihn in dem Augenblicke, wo wir jetzt von ihm reden, fünfzig Meilen weiter im Norden von Florida einen Diebstahl oder einen Mord begehen sehen, so würde mich das auch nicht wundern. Und wahrlich, wenn es ihm gelänge, zu beweisen, daß er nicht der Urheber jenes Verbrechens ist, so würde es mich, nach dem, was vorgegangen ist, auch nicht mehr wundernehmen. – Doch genug, wir beschäftigen uns zu lange mit jenem Menschen! – Sie kehren nach Jacksonville zurück, Stannard?

– Noch heut' Abend.

– Ihre Tochter erwartet Sie daselbst?

– Ja, ich sehne mich danach, wieder an ihrer Seite zu sein.

– Das begreif' ich, erwiderte James Burbank. Und wann gedenken Sie uns in Camdleß-Bay aufzusuchen?

– Binnen wenigen Tagen.

– Kommen Sie ja so zeitig wie Sie können, lieber Stannard. Sie wissen, wir stehen am Vorabend sehr ernster Ereignisse, welche sich mit der Annäherung der föderalistischen Truppen nur noch verschlimmern können. Ich habe mich auch gefragt, ob Sie mit Ihrer Tochter Alice in unserer Wohnung, im Castle-House, sich nicht mehr in Sicherheit befinden, als inmitten jener Stadt, wo die Südstaatler fähig sind, sich zu jedem Exceß hinreißen zu lassen.

– Recht schön, aber bin ich denn nicht selbst hier im Süden heimisch, lieber Burbank?

– Gewiß, Stannard, aber Sie denken und handeln, als ob Sie aus dem Norden stammten.«

Eine Stunde später kam der »Shannon«, den die jetzt immer schneller und schneller fallende Ebbe mit sich fortriß, an dem

kleinen, auf einem frischgrünen Hügel gelegenen Weiler Mandarin vorüber; dann hielt derselbe, fünf bis sechs Meilen weiterhin, an dem rechten Flußufer an. Hier ist ein Landungsquai errichtet, an dem die Schiffe anlegen können, um Ladung einzunehmen. Nur wenig oberhalb desselben erhob sich auch ein fast elegant zu nennender Pier, ein leichter Fußsteg aus Holz, der, an zwei Drahtseilen befestigt, die Landungsbrücke von Camdleß-Bay bildete.

Am äußersten Ende des Piers warteten zwei Schwarze mit Fackeln in den Händen, denn die Nacht war jetzt schon recht dunkel.

James Burbank nahm Abschied von Mr. Stannard und sprang, gefolgt von Edward Carrol, gewandt auf den Holzsteg.

Hinter ihm ging die Mestizin Zermah, welche schon von fern auf eine Kinderstimme antwortete:

»Da bin ich, Dy!... Ich komme!

– Und Papa?

– Der Papa auch!«

Die Fackeln entfernten sich und der »Shannon« nahm seine Fahrt wieder auf, indem er dem linken Ufer zusteuerte. Drei Meilen oberhalb Camdleß-Bay und an der anderen Seite des Flusses hielt er an der Landungsbrücke von Jacksonville an, um die größte Anzahl der noch übrigen Passagiere abzusetzen.

Hier verließ auch Walter Stannard das Schiff zugleich mit drei oder vier jener Leute, von denen sich Texar ein und eine halbe Stunde früher, wo das Skiff ihn abholte, verabschiedet hatte. Jetzt verblieben nur noch etwa ein halbes Dutzend Passagiere an Bord des Dampfers, von denen die Einen nach Pablo reisen wollten, einem kleinen Flecken, der in der Nähe des sich an den Mündungen des Saint-John erhebenden Leuchthturmes erbaut ist, während Andere sich nach der Insel Talbot, seeseits an der Mündung des gleichnamigen engen Fahrwassers, und die Letzten sich endlich nach dem Hafenort

Fernandina begeben wollten. Die Räder des »Shannon« peitschten also aufs Neue die Fluthen des Stromes, dessen Barre das Schiff ohne Unfall passiren konnte. Eine Stunde

später war es hinter der Ausbiegung der Trent-Bucht verschwunden, wo der Saint-John seine Gewässer schon mit den langen Wogen des Oceans vermischt.



## **Zweites Capitel**

### *Camdleß-Bay*

Camdleß-Bay, so lautete der Name der Pflanzung, welche James Burbank gehörte. Hier wohnte der reiche Colonist mit seiner ganzen Familie. Der Name Camdleß rührte von einer der Buchten des Saint-John her, die sich ein wenig stromaufwärts von Jacksonville und am entgegengesetzten Ufer des Flusses öffnet. In Folge ihrer nahen Lage ward der Verkehr mit dieser Stadt Floridas sehr erleichtert. Ein gutes Boot brauchte bei Nord- oder Südwind, wenn es zum Hinwege die Ebbe und zum Rückwege die Fluth benützte, nicht mehr als eine Stunde, um die drei Meilen zurückzulegen, welche Camdleß-Bay von dem Hauptorte der Grafschaft Duval trennten.

James Burbank nannte eine der schönsten Besitzungen des Landes sein. Reich von Geburt und durch seine weitere Familie, gehörten zu seinem Vermögen auch noch ausgedehnte Ländereien im Staate New-Jersey, der an den Staat New-York grenzt.

Diese Niederlassung am rechten Ufer des Saint-John war sehr glücklich gewählt, um daselbst eine Pflanzung von sehr beträchtlichem Werthe zu gründen. Zu den schon von Natur glücklichen Unterlagen hatte die Menschenhand kaum etwas hinzuzufügen. Der Grund und Boden eignete sich von selbst zur erfolgreichen Ausnützung in größtem Maßstabe. So zeigte auch die Pflanzung von Camdleß-Bay unter der Leitung eines intelligenten, thätigen Mannes im kräftigsten Alter, den neben zahlreichem geübten Personal auch reiche Capitalien

unterstützten, das Bild des vollkommensten, blühendsten Gedeihens.

Bei einem Umfange von zwölf (englischen) Meilen umfaßte die Besitzung einen Flächeninhalt von viertausend Acres (= etwa dreitausend Hektar). Wohl gab es deren noch größere in den Südstaaten der Union, gewiß aber nirgends besser eingerichtete und verwaltete Besitzungen. Wohngebäude, Häuser für das Dienstpersonal, Schuppen, Ställe, Wohnstätten für die Sklaven, Wirtschaftsgebäude, Scheuern zur Aufspeicherung der Bodenerzeugnisse, Tennen zu deren weiterer Bearbeitung, Ateliers und Werkstätten, Schienenwege, welche von der Grenzlinie der Pflanzung nach einem kleinen Einschiffungshafen zusammenliefen, Straßen, Wege u. s. w. – Alles war mit Rücksicht auf die praktischen Bedürfnisse bestens vorgesehen und in Stand gehalten. Daß es ein Amerikaner aus dem Norden gewesen, der alle diese Anordnungen entworfen, überwacht und ausgeführt hatte, erkannte man auf den ersten Blick. Nur die Niederlassungen ersten Ranges in Virginia und vielleicht in Nord- und Südcarolina hätten der Besitzung von Camdelev-Bay an die Seite gestellt werden können. Der Grund und Boden der Pflanzung enthielt übrigens Highs-hummoks, das ist hochgelegenes Land, welches sich von Natur zum Anbau von Getreidearten eignet; ferner »Low-hummoks«, das sind Niederungen, in denen der Kaffee- und Cacaobaum vorzüglich gedeiht, und endlich »Marshs«, das sind eine Art sumpfiger Ebenen, auf denen mit Vortheil Reis und Zuckerrohr gezogen wird.

Bekanntlich gehört die Baumwolle von Georgia und Florida zu den geschätztesten Sorten auf den Märkten Europas und Amerikas, ein Vorzug, den sie der Länge und der Feinheit ihrer Fasern verdankt. Die Baumwollfelder mit ihren in regelmäßig verlaufenden Linien gepflanzten Stäben, ihren zartgrünen

Blättern und den gelben Blüten, die an das Bläßgelb mancher Malven erinnern, bildeten auch eine der bedeutendsten Einkunftsquellen der Besitzung. Zur Zeit der Ernte bedeckten sich diese, je einen bis anderthalb Acre (etwa vierzig bis sechzig Ar) enthaltenden Feldabtheilungen mit Hütten, in welchen dann mit Weib und Kind die Slaven Unterkunft fanden, die mit dem Abschneiden der Samenkapseln und dem Ausziehen der Baumwolle (samt den Kernen) aus den Hülsen, beschäftigt sind – übrigens eine ziemlich schwierige Arbeit, da die sich leicht zerbröckelnden Hülsen unversehrt bleiben müssen, weil sie sonst von den seinen Fasern kaum wieder zu entfernen sind. Die an der Sonne getrocknete Baumwolle wird dann durch Mühlen mit Zahnrädern und Walzen, welche die noch darin befindlichen Kerne ausscheiden, gereinigt, mittelst hydraulischer Pressen fest zusammengedrückt, in Ballen mit Eisenreifen verpackt und so bis zur endlichen Ausfuhr aufgespeichert. Segelschiffe und Dampfer konnten dann diese Ballen im eigenen Hafen von Camdleß-Bay verladen.

Neben seinen Baumwollplantagen cultivirte James Burbank auch ausgedehnte Kaffee- und Zuckerrohrpflanzungen. Die ersteren bildeten Quartiere von tausend bis zwölfhundert, fünfzehn bis zwanzig Fuß hohen baumartigen Büschen, deren etwa kirschengroße Früchte je zwei Körner enthalten, welche nur ausgenommen und getrocknet werden. Die anderen erschienen mehr als eine Art Prairien – man könnte fast sagen, Sümpfe – mit neun bis zehn Fuß hohen Rohrstengeln, deren Wipfel sich hin und her wiegten, wie die Helmbüsche auf dem Marsche befindlicher Reiterhorden. In Camdleß-Bay wendete man diesen Pflanzen besondere Sorgfalt zu. Das gereifte Zuckerrohr lieferte den Zucker in Form eines süßen Saftes, den die in den Vereinigten Staaten vorzüglich entwickelte Raffinerie in gereinigten festen Zucker verwandelte; aus den

Rückständen wurden dann noch die Syrops hergestellt, welche zur Bereitung des Tafias oder Rums dienen, und der Zuckerrohrwein, eine gegohrene Mischung des frisch ausgepreßten Saftes mit Ananas- oder Orangensaft.

Obwohl diese Cultur sich an Umfang mit der der Baumwolle nicht messen konnte, war sie doch sehr einträglich. Einige Gehege von Cacaobäumen, Felder mit Mais, Yams, Bataten, türkischem Weizen, Tabak und zwei- bis dreihundert Acres mit Reis trugen daneben noch ihren Theil zu den Erträgnissen der Musterpflanzung James Burbank's bei.

Noch ein anderer Betriebszweig lieferte jedoch einen Gewinnstheil, der jenem von der Baumwollencultur ebenbürtig war, die Urbarmachung des unerschöpflichen Waldbestandes nämlich, der viele Acres der Pflanzung bedeckte. Ohne hier von den Erzeugnissen der Zimmet-, Pfeffer- und Orangen-, der Citronen-, Feigen-, Mango- und Brotbäume zu reden, so wenig wie von den reichen Ernten fast aller europäischen Obstarten, welche in Florida aufs trefflichste gedeihen, wurden diese Wälder auch einer geregelten, aber unausgesetzten Abholzung unterworfen. Da gab es wahre Reichthümer von Campecheholz, Gazumas oder mexikanischen Ulmen, welche jetzt so mannigfaltige Verwendung finden, von Baobabs (Affenbrotbäumen), von Korallenholz mit blutrothem Stamm und ebenso gefärbten Blüten, von Pfirsichen, gelbblüthigen Maronen- und schwarzen Wallnußbäumen, von Steineichen, australischen Fichten, die ein vorzügliches Material für Zimmerarbeiten und Schiffsmasten liefern; von wilden Cacaobäumen, deren reife Samenkapseln die heiße Sonne des Südens gleich Petarden aufspringen macht; von Tannen, Tulpenbäumen, Weiden, Cedern und vor Allem von Cypressen, dem Baume, der auf der ganzen Halbinsel so ungeheuer häufig vorkommt, daß er oft Wälder von sechzig bis hundert Meilen Länge bildet.

James Burbank hatte sich deshalb veranlaßt gesehen, an verschiedenen Punkten der Niederlassung größere Sägemühlen zu errichten. Quer durch einige Rios und kleinere Zuflüsse des Saint-John hatte er Wehre angelegt, welche deren friedlichen Lauf da und dort zu Wasserfällen umgestalteten, die nun wiederum genug mechanische Kraft zur Bearbeitung der Balken, Bohlen und Bretter lieferten, mit denen wohl hundert Schiffe alljährlich hätten voll beladen werden können.

Wir dürfen auch nicht vergessen, der weiten, fetten Prairien zu erwähnen, welche Pferde, Maulesel und zahlreiches Nutzvieh ernährten, dessen Producte allen Bedürfnissen des Herrenhauses und der Landwirthschaft genügten.

Was das Geflügel angeht, so gab es davon so viele verschiedene Arten, welche theils die Wälder bewohnten, theils auf den Feldern und Wiesengründen nisteten, daß man sich schwer eine Vorstellung machen kann, in welchem Maße dasselbe in Camdleß-Bay – wie übrigens in ganz Florida – vertreten war. Ueber den Waldungen zogen ihre Kreise weißköpfige Adler mit sehr großer Flügelspannweite, deren scharfer Schrei dem Tone einer zersprungenen Trompete ähnlich ist; Geier von außerordentlicher Wildheit und Blutgier neben Riesen-Rohrdommeln, mit spitzigem, fast einem Bayonnet gleichenden Schnabel. Am Flusse selbst und zwischen dem üppig aufgeschossenen Schilfrohr des Ufers, wie unter dem Gewirr riesiger Bambusstengel, bargen sich rosen- oder scharlachrothe Flamingos, blendend weiße Ibis, von denen man zu sagen versucht war, sie seien eben erst von einem alten Denkmale Aegyptens weggeflogen; ferner Pelikane von überraschender Größe; Myriaden von Wasser- und Seeschwalben; sogenannte Krebsfresser mit grünem, pelzähnlichem Gefieder und einem Schopf auf dem Kopfe; Courlans mit purpurrothen Deckfedern und braunem, weißgetüpfeltem Flaum; Glanzvögel; Taucherkönige mit

goldigen Reflexen, überhaupt eine ganze Welt von Tauchervögeln, wie Wasserhühner, sogenannte »Widgeons-Enten«, zur Gattung der Pfeifer gehörig; Kriechenten, Regentaucher, ohne die Sturmvoegel, die Wasserscheerer zu zählen, so wenig wie die Kreuzschnäbel, Seeraben, Möven, die Spitzschwänze, welche jeder Windstoß bis über den Saint-John hinuntertrieb, und manchmal zeigten sich dazu auch noch Exoceten oder fliegende Fische, eine gute Prise für verschiedene Wasserraubvögel. Ueber die Prairien hinweg flatterten Wasser- und gewöhnliche Schnepfen, Courlis und marmorirte Leimschnepfen, Sultanhühner mit rothem, blauem, grünem gelbem und weißem Gefieder, gleich fliegenden Paletten, ferner Halskrausenhähne und Rebhühner, sowie Tauben mit weißem Kopfe und rothen Füßen. Was eßbare Vierfüßler angeht, so gab es langschwänzige Hafen, etwa Verbindungsglieder zwischen den Kaninchen und den Hafen Europas, und vorzüglich Damwild in ganzen Rudeln; endlich sogenannte Racons oder Waschbären, Schildkröten, Ichneumons; aber freilich lauerten hier auch mehr als genug recht giftige Schlangen. Das waren also die Vertreter des Thierreiches in der herrlichen Niederlassung von Camdleß-Bay – ohne die Neger männlichen und weiblichen Geschlechts zu zählen, welche für den großartigen Betrieb nöthig waren. Denn was macht – um unsere auffallende Nebeneinanderstellung zu rechtfertigen – die ungeheuerliche Gewohnheit der Sklaverei aus diesen armen Menschen anderes als Thiere, welche gleich Saumthieren ge- oder verkauft werden?

Wie kam es aber, daß James Burbank, ein Parteigänger der Doctrin der Antisklaverei, ein Nordstaatler, der nur den Triumph des Nordens erwartete, die Sklaverei in seiner Pflanzung noch nicht aufgehoben hatte? Würde er zögern das zu thun, sobald die Umstände es gestatteten? Nein, gewiß nicht! Es war das auch nur noch eine Frage von Wochen,

vielleicht von Tagen, da die föderalistische Armee schon einige Punkte des benachbarten Staates besetzt hatte und sich zu einem Einfall nach Florida bereitete.

James Burbank hatte übrigens in Camdleß-Bay schon alle Maßnahmen getroffen, welche das Loos seiner Slaven erleichtern konnten. Auf der Pflanzung befanden sich gegen siebenhundert Schwarze beiderlei Geschlechts, welche in geräumigen, sorgsam unterhaltenen Baracken wohnten, genügend Nahrung erhielten und nie über ihre Kräfte zu arbeiten hatten. Dem Oberaufseher der Pflanzung, wie allen Unteraussehern, war anbefohlen, dieselben mit Gerechtigkeit und Milde zu behandeln. Alle Anforderungen wurden dabei bestens erfüllt, obwohl körperliche Züchtigungen in Camdleß-Bay grundsätzlich ausgeschlossen blieben. Das bildete einen auffallenden Unterschied mit den meisten übrigen Pflanzungen Floridas und ein System, welches seitens der Nachbarn James Burbank's nicht ohne Mißgunst angesehen wurde. Es erklärt sich, daß solche Verhältnisse Letzterem hierzulande eine schwierige Stellung bereiten mußten, vor allem gerade jetzt, wo das Loos der Waffen die Frage der Slaverei entscheiden sollte.

Das zahlreiche Personal der Pflanzung war in gesunden und bequemen kleinen Häuschen untergebracht. Zu Gruppen von je fünfzig vereinigt, bildeten dieselben zehn Weiler oder Barackenlager, die sich längs fließender Gewässer hinzogen. Hier lebten die Schwarzen mit ihren Frauen und Kindern. Jede Familie war, soweit sich das thun ließ, mit einerlei Arbeit in den Feldern, den Wäldern oder Werkstätten beschäftigt, um deren Mitglieder auch während der Arbeitsstunden so wenig als möglich von einander zu trennen. An der Spitze jener Weiler stand je ein Unteraufseher, eine Art Geschäftsführer, um nicht zu sagen Gemeindevorstand, welcher die Angelegenheiten der ihm direct Untergebenen leitete und selbst

wieder der Centralstelle dieses Staates im Kleinen verantwortlich war. Diese Centralstelle bildete das Herrenhaus von Camdleß-Bay, das von einer Umwallung hoher Palissaden umschlossen wurde, deren dicht aneinanderschließende, lothrecht stehende Planken sich zur Hälfte unter dem Grün der üppigen Vegetation verbargen. Hier erhob sich also die Privatwohnung der Familie Burbank.

Halb Haus, halb Schloß, hatte diese Wohnung den ihr mit Recht zukommenden Namen Castle-House erhalten.

Schon seit einer Reihe von Jahren gehörte Camdleß-Bay den Vorfahren James Burbank's. Zu jener Zeit, wo noch Verwüstungen durch die Indianer zu befürchten waren, hatten sich die Besitzer genöthigt gesehen, wenigstens die eigene Wohnung zu befestigen. Die Zeit war ja noch nicht so fern, wo General Jessup Florida gegen die Seminolen zu vertheidigen hatte. Lange Jahre hindurch hatten die Ansiedler von jenen rastlosen Nomaden furchtbar zu leiden gehabt. Ihre Wohnungen wurden nicht allein durch freche Diebstähle geplündert, nein, auch nicht selten durch Blut befleckt und dann noch durch Feuer vollends vernichtet. Selbst die Städte waren wiederholt von solchen feindlichen Einfällen und Raubzügen bedroht gewesen. An manchen Stellen ragen noch die traurigen Ruinen empor, welche die Indianer von ihren Zügen hinterlassen haben. Weniger als fünfzehn Meilen von Camdleß-Bay und nahe dem Weiler Mandarin zeigt man noch heute »das blutige Haus«, in dem der Ansiedler Mr. Motte, dessen Frau und drei junge Töchter von den Missethättern scalpirt und nachher ermordet worden waren. In unseren Tagen ist der Vernichtungskampf zwischen dem Bleichgesicht und der Rothhaut jedoch als beendet zu betrachten. Die endgiltig besiegten Seminolen haben weit weg, nach dem Westen des Mississippi zurückweichen müssen. Man hört nicht mehr von ihnen sprechen, höchstens von einzelnen Haufen, welche noch



den sumpfigen Theil des südlichen Florida durchziehen. Das Land hat also von diesen wilden Eingebornen nichts mehr zu fürchten.

Die früheren Verhältnisse erklären es jedoch, daß die Wohnungen der Ansiedler so hergestellt waren, um einem plötzlichen Ueberfall der Indianer Trotz bieten und wenigstens widerstehen zu können, bis die freiwilligen Bataillone herankamen, welche sich in den Städten und Weilern der Nachbarschaft organisirt hatten. Das Schloßchen Castle-House war also in dieser Weise gesichert worden.

Castle-House erhob sich auf einer leichten Bodenwelle mitten in einem etwa drei Acres großen, abgeschlossenen Park, der einige hundert Yards hinter dem Ufer des Saint-John anfang. Ein ziemlich tiefer Wasserlauf umgab diesen Park, dessen Sicherheit eine große Plankenumwallung vervollständigte, durch welche nur ein einziger Eingang und zwar über eine den »Festungsgraben« überspannende Brücke führte. An der Rückseite des kleinen Hügels verbreiteten sich schöne, zu Wäldchen vereinigte Bäume über die sanften Abhänge des Parkes hinab, um den sie eine herrliche grüne Einfassung bildeten. Eine schattenfrische Allee von Bambus, dessen Stengel sich wie in einem gerippten Bogengewölbe kreuzten, führte, gleich einem sehr langen Kirchenschiff, von dem Quai des kleinen Hafens von Camdleß-Bay bis zu den ersten Rasenplätzen. Im Innern verbreiteten sich nämlich auf allen von den Bäumen nicht besetzten Flächen saftig grüne Grasflächen, durchschnitten von langen Fußwegen, welche, abgeschlossen durch weiße niedrige Geländer, auf einem sein übersandeten Platz vor dem Castle-House selbst ausmündeten.

Dieses sehr unregelmäßig erbaute Schloßchen bot mancherlei Ueberraschendes sowohl in der Gesammtheit seiner Anordnung wie bezüglich der Phantasie in seinen Details. Für den Fall aber, daß etwaige Angreifer auch die Plankenwand das

Parkes überstiegen gehabt hätten, hätte es sich doch – gewiß ein nicht unwichtiger Umstand – auch noch selbst zu vertheidigen und eine mehrstündige Belagerung auszuhalten vermocht. Die Fenster seines Erdgeschosses waren mit Eisengittern versehen; das Hauptthor an der Vorderseite glich an Festigkeit einer Fallbrücke. An verschiedenen Punkten der aus einem marmorähnlichen Stein erbauten Mauern befanden sich herausspringende sogenannte »Pfefferbüchsen«, welche die Vertheidigung dadurch noch erleichterten, daß sie die Angreifer in der Flanke unter Feuer zu nehmen gestatteten.

Kurz, mit seinen auf das Nothwendigste beschränkten Oeffnungen, mit dem Mittelthurm, der das Ganze überragte und das Sternenbanner der Union trug, mit seinen Zinnen und den mehrfach ausgesparten Schießscharten, der Neigung seiner Mauern nahe dem Erdboden, den hoch aufragenden Dächern, und mit der Dicke seiner Wände, welche wiederum einzelne Schießscharten zeigten, glich dieses Gebäude weit mehr einer Festung, als einer Landwohnung oder einem Lusthause.

Wie schon erwähnt, war eine solche Anordnung des Ganzen nöthig gewesen, um die Bewohner desselben zu jener Zeit zu schützen, wo noch die wüthenden Einfälle von Indianern auf dem Gebiete von Florida zur Tagesordnung gehörten. Es war sogar ein unterirdischer Gang vorhanden, der, unter der Palissade und dem umgebenden Wasserarm hinlaufend, Castle-House mit einer kleinen Bucht des Saint-John, der sogenannten Marino-Bucht, in Verbindung setzte. Dieser Gang konnte im Falle der dringendsten Gefahr noch zu einer unbemerkbaren Flucht dienen.

Gewiß waren zu jener Zeit die Seminolen, welche die Halbinsel fast alle verlassen hatten, nicht mehr zu fürchten. Wenn das auch schon von den letztvergangenen zwanzig Jahren galt, so konnte doch Niemand sagen, was die Zukunft in ihrem Schooße barg. Wer konnte wissen, ob diese Gefahr,

welche James Burbank gewiß nicht mehr seitens der Indianer drohte, ihm nicht einmal von Seiten der eigenen Landsleute nahe treten könnte? War nicht gerade er, als vereinzelt wohnender Nordstaatler, hier im südlichen Lande allen Wechselfällen des Krieges ausgesetzt, der bisher schon so blutig verlaufen war und zahlreiche Repressalien hervorgerufen hatte?

Jedenfalls hatte die Nothwendigkeit, für die Sicherheit des Castle-House zu sorgen, diesem bezüglich der Bequemlichkeit im Inneren keinen Abbruch gethan. Alles war hier geräumig, die Zimmer luxuriös und vornehm ausgestattet. Die Familie Burbank fand hier, inmitten herrlicher Natur, alle Vortheile vereinigt, welche ein, großes Vermögen bieten kann, wenn es bei Denen, die dasselbe besitzen, mit wirklichem künstlerischen Sinn vereinigt ist.

Hinter dem Schlosse erstreckten sich in dem vorbehaltenen Park prächtige Gärten bis nach der Palissade, deren Planken hier unter Klettersträuchen und den Ranken von Passionsblumen völlig verschwanden. Myriaden von Colibris gaukelten und glänzten in der Luft umher. Haine von Orangen, Bosquets von Oelbäumen, Granaten, Pontederien mit himmelblauen Blüthendolden, Gruppen von Mangnolien, deren an Farbe altem Elfenbein gleichende Kelche die Luft mit würzigem Wohlgeruche erfüllten, Gebüsche von Palmen, die ihre zierlichen Fächer im Winde hin und her bewegten, Guirlanden von blaßvioletten Schlingpflanzen, Büschel von Tupeas mit grünen Rosetten, Yuccas mit ihrem scharfen Säbelgeklirr, rosafarbene Rhododendrons, Gesträuche von Myrthen und Pampelpomeranzen, mit einem Worte, Alles, was die Flora einer an die Tropenkreise grenzenden Zone nur hervorzubringen vermag, war auf diesen Beeten zum Ergötzen des Geruchs- und Gesichtssinnes vereinigt.

An der Grenze der Umwallung und unter dem schützenden Dache von Cypressen und Affenbrotbäumen erhoben sich die Stallungen, Wagenschuppen, Hundeställe, die Baulichkeiten für die Milcherei und befanden sich daran anschließend die Hühnerhöfe. Dank dem dichten Gezweig jener schönen Bäume, das selbst die Sonne dieser Breitenlage nicht zu durchdringen vermochte, hatten die Haustiere kaum etwas von der Hitze des Sommers zu leiden. Von den Rios der Nachbarschaft abgeleitete Adern fließenden Wassers unterhielten hier stets eine angenehme Kühle.

Man sieht hieraus, daß die speciell für die Bewohner von Camdleß-Bay vorbehaltene Stätte einen wunderschönen Mittelpunkt in der weiten Besitzung James Burbank's bildete. Weder das Knarren der Baumwollmühlen, noch das Krächzen der Sägen oder die Schläge der Aexte beim Fällen der Bäume, oder sonst ein Geräusch dieses so vielfältigen und ausgedehnten Betriebes, drang bis über die Planken der Umzäunung.

Nur die tausend Vögel der Fauna Floridas konnten fliegend von einem Baume zum anderen gelangen. Doch diese befiederten Sänger, deren Federschmuck mit den leuchtenden Blumen dieser Zone wetteiferte, waren hier nicht weniger willkommen, als die Wohlgerüche, mit welchen der sanfte Wind sich belud, wenn er die Prairien und Wälder der Nachbarschaft überfächelte.

Das war Camdleß-Bay, die Pflanzung James Burbanks und eine der reichsten des östlichen Florida.

## **Drittes Capitel**

### *Etwas vom Secessionskriege*

Wir schalten hier einige Worte über den Secessionskrieg ein, mit dem die nachfolgende Erzählung in innigem Zusammenhange steht.

Wir möchten dabei auch von vornherein ausdrücklich darauf hinweisen, daß dieser Krieg, wie es auch der Graf von Paris, der damalige Adjutant des General Mac Clellan in seiner vortrefflichen »Geschichte des Bürgerkrieges in Nordamerika« ausgesprochen hat, keineswegs eine Tarifffrage, so wenig wie einen wirklichen Stammesunterschied zwischen dem Norden und dem Süden zur Ursache hatte. Die angelsächsische Race herrschte gleichmäßig im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten. Auch eine Handelsfrage ist bei diesem entsetzlichen brudermörderischen Kampfe niemals im Spiel gewesen. »Die Sklaverei ist es, welche dadurch, daß sie in der einen Hälfte der Republik beibehalten und in der anderen verpönt war, zwei feindliche Gesellschaften geschaffen hatte. Sie hatte die Sitten derjenigen, wo sie herrschte, tief hinein umgewandelt und nur die äußere Form der Regierung intact gelassen. Sie wurde denn, wenn auch nicht zum Vorwand und zur Gelegenheitsursache, so doch zum wirklichen Grund jenes Antagonismus, dessen unvermeidliche Folge der Bürgerkrieg war«.

In den Sklavenstaaten gibt es drei Gesellschaftsclassen. Die unterste, in der Anzahl von etwa vier Millionen als Sklaven dienender Neger, macht fast ein Drittel der Bevölkerung aus,

die oberste ist die Kaste der verhältnißmäßig wenig unterrichteten reichen, auf Andere verächtlich herabblickenden Grundbesitzer, welche für sich die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch nehmen. Zwischen ihnen steht die unruhige, träge und elende Classe der kleinen weißen Leute. Wider Erwarten traten gerade diese besonders lebhaft für Aufrechterhaltung der Slaverei ein, ohne Zweifel weil sie fürchteten, daß die emancipirten Neger sich mit ihnen bald auf das gleiche Niveau stellen würden.

Der Norden begegnete also als Gegnern nicht allein den reichen Grundeigenthümern, sondern auch jenen kleinen Leuten unter den Weißen, welche vorzüglich auf dem Lande, inmitten der dienenden Bevölkerung lebten. Der Kampf mußte also ein furchtbarer werden. Er brachte sogar innerhalb der Familien solche Meinungsverschiedenheiten hervor, daß nicht selten von zwei Brüdern einer unter der Fahne der Conföderirten, der andere unter der der Föderalisten kämpfte. Ein großes Volk konnte aber gar nicht zögern, die Slaverei bis zur Wurzel auszurotten. Seit dem letzten Jahrhundert schon hatte der berühmte Franklin die Freigebung der Slaven gefordert. Im Jahre 1807 hatte Jefferson dem Congreß empfohlen, einen Handel zu unterdrücken, dessen Aufhören die Moral, die Ehre und die theuersten Interessen der Nation gleichmäßig verlangten.

Der Norden hatte also gewiß Recht, gegen den Süden zu marschiren und diesen wieder unter seine Botmäßigkeit zu bringen. Uebrigens ergab sich als Folge dieses Vorgehens nur eine innigere Verschmelzung aller Elemente der großen Republik und die Zerstörung des so traurigen Irrthums, daß jeder Bürger in erster Linie seinem besondern Staate und nur in zweiter dem gemeinsamen Bunde zu gehorchen habe.

Gerade in Florida war es, wo die ersten, die Slaven betreffenden Fragen auf die Tagesordnung kommen sollten. Zu

Anfang dieses Jahrhunderts hatte ein Indianerhäuptling Namens Osceola zur Frau eine entflohene Slavvin, die in dem sumpfigen Theil des Gebietes von Florida, welches die Evergladen genannt wird, geboren war. Eines Tages wurde diese Frau aufgegriffen und als Slavvin mit Gewalt entführt. Osceola wiegelte deshalb die Indianer auf, begann den Kampf gegen die Sklaverei, wurde aber gefangen und starb in der Festung, in die man ihn gesperrt hatte. Der Krieg ging nichtsdestoweniger weiter fort, und, sagt der Historiker Thomas Higginson, die Geldsumme, welche dieser Kampf verschlungen, war dreimal so groß, als Spanien einst für die Abtretung von Florida gezahlt worden war.

Wir schildern hier kurz den Anfang des langwierigen Secessionskrieges und dann den Stand der Dinge während des Monats Februar 1862, das heißt in der Zeit, wo James Burbank und seine Familie davon die furchtbarsten Rückschläge erleiden sollten, die uns so interessant erschienen, daß wir sie als Hauptinhalt dieser Erzählung wiedergeben.

Am 16. October 1859 bemächtigte sich der heldenmüthige Capitän John Brown an der Spitze einer kleinen Truppe flüchtiger Slaven des Forts Harpers-Ferry in Virginien. Die Befreiung der Farbigen ist sein Ziel, das er kühn aller Welt verkündet; durch die Compagnien der Milizen besiegt, wird er gefangen, zum Tode verurtheilt und in Charlestown am 2. December 1859 mit sechs seiner Genossen gehenkt.

Am 20. December 1860 tritt in Süd-Carolina eine Vereinigung zusammen, welche die Secessionsdecrete mit Begeisterung annimmt. Im folgenden Jahre war Abraham Lincoln am 4. März zum Präsidenten der Republik ernannt. Die Südstaaten nahmen diese Wahl als eine gegen die Institution der Sklaverei gerichtete Drohung auf. Am 11. April 1861 fällt das Fort Sumter, eines derjenigen, welche die Rhede von Charlestown vertheidigen, in die Hand der vom General

Beauregard angeführten Südstaaten. Nord-Carolina, Virginia, Arkansas und Tennessee schließen sich dem Separatbunde sofort an.

Von der föderalistischen Regierung werden fünfundsiebzigtausend Freiwillige ausgehoben. Zunächst beeilt man sich, Washington, die Hauptstadt der Vereinigten Staaten von Amerika, gegen einen etwaigen Handstreich der Conföderirten sicher zu stellen. Man versorgt wieder die Arsenale des Nordens, welche fast ganz leer waren, während die des Südens unter der Präsidentschaft Buchanan's mit Allem reichlich versehen waren. Kriegsmaterial wird, oft zu ganz außerordentlichen Preisen, eiligst angeschafft. Darauf erklärt Abraham Lincoln die Häfen des Südens in Blockadezustand.

In Virginien kommt es zu den ersten kriegerischen Ereignissen. Mac Clellan treibt die Rebellen nach Westen zurück. Am 21. Juli aber werden die föderalistischen Truppen unter dem Oberbefehl Mac Dowel's bei Bull Run aufs Haupt geschlagen und ziehen sich flüchtend bis Washington zurück. Wenn die Südstaatler jetzt nicht für ihre Hauptstadt Richmond zitterten, so hatten dafür die Nordstaatler alle Ursache, für die Hauptstadt der Republik zu zittern. Einige Monate später werden die Föderalisten noch einmal bei den Balls-Bluffs besiegt. Diese unglückliche Affaire wird jedoch bald durch verschiedene Expeditionen wett gemacht, welche den Unionisten das Fort Hatteras und Port-Royal-Harbour in die Hand liefern, deren sich die separirten Staaten nicht wieder bemächtigen können. Gegen Ende des Jahres 1861 geht der Oberbefehl über die Heere der Union an den Generalmajor Georges Mac Clellan über.

Inzwischen haben im Laufe dieses Jahres die Kaperschiffe der Slavenhalter alle Meere unsicher gemacht und in den Häfen Frankreichs, Englands, Spaniens und Portugals Aufnahme gefunden – ein großer Fehler, da die damit



ausgesprochene Anerkennung der Secessionisten als kriegsführende Macht nur die Folge hatte, diese zu ermuthigen und den Bürgerkrieg weiter in die Länge zu ziehen.

Dann kamen die Vorgänge zur See, welche einen so lauten Widerhall fanden.

Hier ist der »Sumter« mit seinem Capitän Semmes zu nennen; ferner das Auftauchen des Widderschiffes »Manassas«, sowie am 12. October das Seegefecht an den Mississippi-Mündungen. Darauf folgt am 8. November die Wegnahme des englischen Schiffes »Trent«, auf dem der Capitän Milkes die conföderirten Commissäre gefangen nimmt – was nahe daran war, einen Krieg zwischen England und den Vereinigten Staaten zu entzünden.

Daneben liefern sich die Abolitionisten und die Slavenhalter blutige Treffen mit abwechselnden Erfolgen und Mißerfolgen bis in den Staat Missouri hinunter. Von den besten Generalen des Nordens wird einer, Lyon, getödtet, was den Rückzug der Föderirten nach Stella und den Marsch Price's mit dem conföderirten Heere nach dem Norden veranlaßt. Man schlägt sich bei Frederiktown am 21. October, bei Springfield am 25. und am 27. nimmt Fremont mit den Conföderirten diese Stadt ein. Die Schlacht bei Belmont zwischen Grant und Polk bleibt unentschieden. Endlich macht der in den nördlichen Staaten so strenge Winter dem Feldzuge vorläufig ein Ende.

Die ersten Monate des Jahres 1862 vergehen unter erstaunlichen Anstrengungen, welche auf beiden Seiten zur Fortsetzung des Kampfes gemacht werden.

Im Norden erläßt der Congreß ein Gesetz, demzufolge fünfmahlhunderttausend Freiwillige ausgehoben werden – die übrigens bis zu Ende des Krieges die Zahl einer Million erreichen – und eine Anleihe von fünfhundert Millionen Dollars aufgenommen wird. Große Armeen, darunter vorzüglich die des Potomak, werden aufgestellt. Ihre Generäle

sind Banks, Butler, Grant, Sherman, Mac Clellan, Meade, Thomas, Karney und Hallek, um nur die hervorragendsten zu erwähnen. Alle Waffengattungen treten in Thätigkeit. Infanterie, Cavallerie, Artillerie und Genie werden möglichst gleichmäßig in Divisionen eingetheilt; Kriegsmaterial wird mit äußerster Anspannung aller Kräfte hergestellt. Minié-Gewehre und Cole-Büchsen, gezogene Kanonen nach dem System von Parrot und Rodman, Geschütze mit glatter Seele und Dalgren'sche Columbiaden, ferner Mörser, Revolverkanonen, Schrapnelgeschosse und Belagerungsparks. Man organisirt die Telegraphen- und die Luftschiffer-Abtheilungen, die Berichterstattung an die großen Blätter, die Zufuhren, welche von zwanzigtausend Wagen, bespannt mit achtzigtausend Mauleseln, besorgt werden. Man häuft Vorräthe jeder Art unter dem Chef der Verwaltung auf. Man erbaut Kriegsschiffe nach dem Widdertypus, die »Rams« des Obersten Ellet, die »Gunboats« oder Kanonenboote des Commodore Foote, die zum ersten Male in einem Seekriege in Thätigkeit treten.

Im Süden ist der Kriegseifer nicht minder groß. Wohl gibt es hier Geschützgießereien, wie in Neu-Orleans, in Memphis, neben den Werkstätten in Tredogar bei Richmond, welche Parrott's und Rodman's Kanonen liefern, doch das genügt noch nicht. Die conföderirte Armee wendet sich nach Europa. Liege und Birmingham senden ihr ganze Schiffsladungen Kriegsmaterial, vorzüglich Armstrong- und Whitworthkanonen.

Blockadebrecher, welche in südlichen Häfen Baumwolle zu billigem Preise einkaufen wollen, erhalten solche nur im Austausch gegen Kriegsmaterial. Dann organisirt sich die Armee. Ihre Generäle sind Johnston, Lee, Beauregard, Jackson, Critenden, Floyd und Pillow. Zum Heere stoßen noch reguläre Truppen. Milizen und Guerillas schließen sich den vierhunderttausend Freiwilligen an, welche auf drei Jahre

höchstens und auf ein Jahr mindestens in Dienst genommen sind und die der separatistische Congreß von 8. August seinem Präsidenten Jefferson Davis bewilligt.

Während dieser Vorbereitungen entbrennt der Kampf schon wieder während der zweiten Hälfte des ersten Winters. Von allen Sklavenstaaten hat die föderalistische Regierung bis jetzt nur Maryland, das östliche Virginia, einige Theile von Kentucky, den größten Theil von Missouri und eine Anzahl Küstenpunkte in ihrer Gewalt.

Die Feindseligkeiten entbrennen zuerst im Osten von Kentucky. Am 7. Januar schlägt Garfield die Conföderirten bei Middle-Creek und am 20. unterliegen diese wiederum bei Logan-Croß oder Mill-Springs. Am 2. Februar schiffte sich Grant mit zwei Divisionen auf einigen großen Dampfern des Tennessee ein, welche die Panzerflottille Foote's unterstützen sollen. Am 6. fällt Fort Henry in seine Gewalt. Damit ist ein Glied jener Kette gebrochen, »auf welche sich, sagt der Geschichtsschreiber jenes Bürgerkrieges, das ganze Vertheidigungssystem seines Gegners Johnston stützte.« Cumberland und die Hauptstadt von Tennessee sehen sich also direct und binnen kurzem von den Heersäulen der Föderalisten bedroht. Johnston sucht deshalb auch seine Kräfte bei Fort Donelson mehr zurückzuziehen, um einen für die Vertheidigung geeigneteren Stützpunkt zu gewinnen.

Zu derselben Zeit kommt eine andere Expedition, bestehend aus sechszehntausend Mann unter den Befehlen Burnside's und aus einer Flottille von vierundzwanzig bewaffneten Dampfern nebst fünfzig Transportschiffen die Chesapeake-Bay hinunter und geht, von Hampton-Roads aus, am 12. Januar unter Segel; trotz der heftigen Stürme des 24. Januar dringt sie in den Pimlico-Sund ein, um sich der Insel Roanoke zu bemächtigen und die Küste von Nord-Carolina zu unterwerfen. Die Insel ist jedoch befestigt. Nach Westen zu wird der Canal durch

verankerte Schiffsrümpfe versperrt. Die Batterien und Land-Feldwerke machen jeden Zutritt sehr schwierig. Fünf- bis sechstausend Mann sind mit Unterstützung einer Flottille von sieben Kanonenbooten entschlossen, jede Landung zu verhindern. Trotz des Opfermuthes ihrer Vertheidiger fällt die Insel jedoch zwischen dem 7. und 8. Februar mit zwanzig Kanonen und zweitausend Gefangenen in Burnside's Hand. Am folgenden Morgen schon sind die Förderirten Herren von Elisabeth-City und auch der ganzen Küste des Albemarle-Sundes, das heißt des ganzen Nordens dieses Binnenmeeres.

Um die Lage der Dinge am 6. Februar vollständig zu schildern, haben wir noch eines südstaatlichen Generals zu erwähnen, des früheren Professors der Chemie, Jackson, der als puritanischer Soldat Virginia vertheidigt. Nach der Zurückberufung Lee's nach Richmond übernimmt er das Commando der Armee. Er verläßt Virginia am 1. Januar mit seinen zehntausend Mann, überschreitet die Alleghany-Berge, um Bath an der Eisenbahn nach Ohio zu nehmen. Besiegt durch das Klima und vernichtet durch Stürme, muß er nach Winchester zurückkehren, ohne sein Ziel erreicht zu haben.

Was endlich speciell die Küstenstrecken des Südens von Carolina bis Florida angeht, so ereignete sich daselbst in der Hauptsache folgendes:

In der zweiten Hälfte des Jahres 1861 besaß der Norden genug schnelle Fahrzeuge, um die Polizei auf diesen Meeren aufrecht zu erhalten, obwohl er sich des berüchtigten »Sumter« nicht bemächtigen konnte, der im Jahre 1862 vor Gibraltar ankerte, um in den europäischen Meeren amerikanische Schiffe zu kapern. Der »Jefferson-Davis« dagegen mußte, um der Wegnahme durch die Förderirten zu entgehen, nach Saint-Augustine in Florida flüchten, wo er bei der Einfahrt selbst unterging. Fast zur nämlichen Zeit fängt ein Kreuzer, der Florida bewacht, das Kaperschiff »Beauregard« weg. Dafür

werden freilich in England neue Schiffe zu demselben Zwecke gebaut und ausgerüstet. Nun dehnt eine Proclamation Abraham Lincoln's die Blockade auf die Küste Virginias und Nord-Carolinas – zwar nur die sogenannte fictive oder die Blockade auf dem Papier – über eine Küstenstrecke von viertausendfünfhundert Kilometer aus. Um diese zu überwachen, besaß man nur zwei Geschwader, eines zur Blockade im Atlantischen Meere und das zweite zu der im Golf von Mexiko.

Am 12. October versuchen die Conföderirten zum ersten Male die Mündung des Mississippi mit dem »Manassas«, dem ersten Fahrzeuge, das während dieses Krieges gepanzert wurde, und unterstützt durch eine Flottille von Brandern, zu befreien. Wenn der Plan mißlang und die Corvette »Richmond« heil und gesund aus diesem Ueberfall hervorging, so gelang es dafür einem kleinen Dampfer, dem »Sea-Bird«, eine föderalistische Goëlette unter den Kanonen des Forts Monroë wegzuführen.

Inzwischen macht es sich nöthig, einen Punkt zu besitzen, der den Kreuzern des Atlantischen Oceans als Operationsbasis dienen kann. Die Bundesregierung beschließt also, sich des Forts Hatteras, welches die Fahrstraße gleichen Namens beherrscht und die alle Blockadebrecher mit Vorliebe aufzusuchen pflegen, zu bemächtigen. Das Fort ist nur schwierig zu nehmen. Es wird durch eine, das Fort Clark genannte, vierseitige Redoute vertheidigt. Etwa tausend Mann und das siebente Regiment von Nord-Carolina bilden dessen Besatzung. Vergeblich. Das föderalistische Geschwader, bestehend aus zwei Fregatten, drei Corvetten, einem Aviso und zwei großen Dampfern, geht am 27. August vor der Einfahrt vor Anker. Commodore Stoingham und General Butler leiten den Angriff. Die Redoute wird genommen. Nach hartnäckigem Widerstand hißt das Fort Hatteras die weiße Fahne. Damit ist

den Nordstaaten für die ganze Dauer des Krieges die Operationsbasis gesichert.

Im November bleibt die Insel Santa Rosa, im Osten von Pensacola und im Golf von Mexiko, welche gewissermaßen noch zur Küste Floridas gehört, trotz aller Anstrengungen der Conföderirten in der Gewalt der föderalistischen Truppen.

Die Einnahme des Forts Hatteras erscheint jedoch immer noch nicht ausreichend für die sichere Durchführung der letzten Operationen. Dazu müssen noch andere Küstenpunkte von Süd-Carolina, Georgia und Florida gewonnen werden. Zwei Dampffregatten, der »Wasbah« und der »Sud«, drei Segelfregatten, fünf Corvetten, sechs Kanonenboote, mehrere Avisos, fünfundzwanzig mit Kohlen und Proviant beladene Fahrzeuge und zweiunddreißig Dampfer zum Transport von fünfzehntausendsechshundert Mann unter Commando des General Sherman werden dem Commodore Dupont übergeben. Die Flottille geht am 25. October von Fort Monroë aus unter Segel. Nachdem sie seewärts des Cap Hatteras einen kurzen, aber furchtbaren Sturm glücklich überstanden, kommt sie in Sicht der Einfahrt bei Hilton-Head, zwischen Charlestown und Savannah; hier breitet sich die Bai von Port-Royal, eine der wichtigsten der amerikanischen Conföderation aus, wo der General Ripley die südstaatlichen Kräfte befehligte. Die beiden Forts Walker und Beauregard bestreichen, etwa viertausend Meter von einander entfernt, den Eingang der Bai. Acht Dampfer vertheidigen dieselbe und ihre Barre erscheint für eine angreifende Flotte fast unzugänglich.

Am 5. November ist die Abbakung des Forts vollendet und nach Auswechslung einiger Kanonenschüsse dringt Dupont in die Bai ein, ohne daß die Truppen Sherman's landen können. Am 7. Vormittags greift er das Fort Walker und nachher auch das Fort Beauregard an. Er zerstört dieselben durch einen Hagel der schwersten Geschosse. Die Forts werden geräumt.

Die Föderalistischen besetzen dieselben fast ohne Schwertstreich und Sherman versichert sich dieser für den Fortgang der militärischen Operationen so entscheidenden Stützpunkte. Das war ein Schlag, der die conföderirten Staaten ins Herz traf. Die benachbarten Inseln fallen eine nach der andern in die Gewalt der Föderirten, selbst die Insel Tybee und das Fort Pulaski, das den Fluß Savannah beherrscht. Am Schlusse des Jahres ist Dupont Herr der fünf Baien von North-Edisto, Saint-Helena, Port-Royal, Tybee, Warsaw und der ganzen Kette von Inseln und Holmen, welche sich längs der Küste von Carolina und Georgia hinzieht. Ein letzter Erfolg am 1. Januar 1862 gestattet ihm die an den Ufern des Coosaw errichteten Werke der Conföderirten zu besetzen.

Das war also die Lage der kriegführenden Parteien zu Anfang des Februar 1862 und dieses die Fortschritte der föderalistischen Regierung gegen den Süden in dem Augenblicke, wo die Schiffe des Commodore Dupont und die Truppe Sherman's Florida ernstlicher bedrohten.

## **Viertes Capitel**

### *Die Familie Burbank*

Es war wenige Minuten nach sieben Uhr, als James Burbank und Edward Carrol die Stufen des Vorplatzes emporstiegen, nachdem sich die Hauptthür des Castle-House, an der nach dem Saint-John gerichteten Seite öffnete. Das kleine Töchterchen an der Hand führend, folgte Zermah den Männern nach. Alle befanden sich jetzt in dem Hausflur, einer Art Vorraum, von dessen kuppelförmig abgedachten Hintergrunde die doppelwangige große Treppe nach den oberen Stockwerken führte.

Hier befand sich Frau Burbank in Gesellschaft Perry's, des Oberaufsehers der ganzen Pflanzung.

»Keine neueren Nachrichten von Jacksonville?

– Gar keine, mein Lieber.

– Und auch nichts Neues von Gilbert?

– Doch... ein Brief!

– Gott sei Dank!«

Das waren die ersten kurzen Fragen und Antworten, welche zwischen Frau Burbank und ihrem Gatten gewechselt wurden.

Nachdem James Burbank seine Frau und die kleine Dy umarmt, erbrach er das ihm überlieferte Schreiben.

Dieser Brief war in Abwesenheit James Burbank's nicht geöffnet worden, Bei der augenblicklichen Lage des Absenders, ebenso wie der seiner Angehörigen in Florida, hatte Frau Burbank gewünscht, daß ihr Gatte der erste sei, der dessen Inhalt kennen lernte.



»Dieser Brief ist jedenfalls nicht mit der Post gekommen? fragte James Burbank.

– Nein, Herr James, antwortete Perry. Das wäre seitens des Herrn Gilbert zu unvorsichtig gewesen.

– Und wer hat es auf sich genommen, ihn zu überbringen?

– Ein Mann aus Georgia, auf dessen Ergebenheit unser junger Lieutenant sich verlassen zu können glaubte.

– Wann ist das Schreiben eingetroffen?

– Gestern.

– Und der Ueberbringer?...

– Ist noch denselben Abend wieder umgekehrt.

– Hoffentlich gut belohnt für seinen Dienst?...

– Ja, lieber Freund, erklärte Frau Burbank, aber schon von Gilbert selbst, so daß er von uns nichts mehr annehmen wollte.«

Die Vorhalle war durch zwei, auf einem Marmortische stehende Lampen erleuchtet, hinter dem Tische stand ein großes Sopha. James Burbank nahm am Tische Platz. Seine Gattin und die kleine Tochter setzten sich neben ihn. Edward Carrol hatte sich, nachdem er seiner Schwester warm die Hand gedrückt, in einen Armstuhl niedergelassen. Zermah und Perry standen neben dem Treppenaufgange. Sie gehörten so vollständig zur Familie, daß der Brief ohne Bedenken in ihrer Gegenwart verlesen werden konnte.

James Burbank hatte das Papier entfaltet.

»Er ist vom 3. Februar, sagte er.

– Schon vier Tage alt, bemerkte Edward Carrol. Das ist unter den gegenwärtigen Verhältnissen lange Zeit...

– Lies doch, Papa, lies doch!« rief das kleine Mädchen mit einer bei ihrem Alter sehr natürlichen Ungeduld.

Der Brief lautete folgendermaßen:

»An Bord des »Wasbah«, auf der Rhede von Edisto.

Am 3. Februar 1862.

Mein liebster Vater!

Ich umarme zuerst im Geiste meine Mutter, meine kleine Schwester und Dich selbst. Ich vergesse auch nicht meinen Onkel Carrol, und um nichts zu übergehen, sende ich der guten Zermah die herzlichsten Grüße von ihrem Manne, meinem wackeren, treuergebenen Mars. Wir befinden uns Beide so gut wie irgend möglich und hegen das dringendste Verlangen, bald bei Euch zu sein. Das wird auch nicht lange mehr dauern, und sollte uns Herr Perry auch noch so sehr verwünschen, wenn er, der würdige Verwalter, angesichts der unaufhaltsamen Fortschritte des Nordens als eingefleischter Anhänger der Slaverei seinem Unmuthe Luft macht.«

– Da haben Sie Ihren Theil, Perry, warf Edward Carrol ein.

– Darüber hat Jeder seine eigenen Gedanken!« antwortete Perry wie Einer, der die seinigen auf keinen Fall aufzugeben gewillt schien.

James Burbank fuhr fort:

»Dieser Brief kommt Euch durch einen Mann zu, dem ich trauen kann; seid also in dieser Hinsicht ohne Sorgen. Ihr werdet schon erfahren haben, daß das Geschwader des Commodore Dupont sich der Bai des Port-Royal und der benachbarten Inseln bemächtigt hat. Der Norden überwältigt also nach und nach den Süden. Es ist auch sehr wahrscheinlich, daß die föderalistische Regierung versuchen wird, die Haupthäfen von Florida zu besetzen. Man spricht schon von einer Expedition, welche Dupont und Sherman gegen Ende des Monats gleichzeitig unternehmen werden. Sehr wahrscheinlich würden wir dann die Bai von Saint-

Andrews unter unsere Gewalt bringen. Von dort aus wäre man in bequemer Lage, in den Staat Florida selbst einzudringen.

O, wie sehne ich mich, schon dort zu sein, lieber Vater, und selbstverständlich mit unserer siegreichen Flottille! Eure Lage inmitten jener sclavenhaltenden Bevölkerung beunruhigt mich jede Stunde neu. Der Augenblick naht jedoch heran, wo wir zum schönsten Triumphe den Ideen verhelfen werden, welche in Camdleß-Bay stets die herrschenden gewesen sind.

Ach, wenn ich nur, und wäre es bloß auf vierundzwanzig Stunden, entweichen könnte, wie würde ich eilen, Euch einmal wiederzusehen! Doch nein, das wäre für Euch und für mich gar zu unklug gehandelt, und es ist besser, sich in Geduld zu fassen. Noch einige Wochen, und wir sind Alle wieder im Castle-House beisammen.

Ich eile zum Schlusse und frage mich nur, ob ich Niemand vergessen habe, meine zärtlichen Grüße zu senden. Ja, wahrhaftig! Da hab' ich den Herrn Stannard und meine liebe Alice, nach der ich mich ja so herzlich sehne, doch übergangen! Bringt ihrem Vater die wärmsten Grüße und ihr – noch etwas mehr von mir!...

Mit kindlicher Verehrung die innigsten Grüße von  
Gilbert Burbank.«

James Burbank hatte auf den Tisch den Brief niedergelegt, den seine Gattin sogleich ergriff und an ihre Lippen führte. Auch die kleine Dy drückte einen herzhaften Kuß auf die Unterschrift ihres Bruders.

»Tüchtiger Junge! sagte Edward Carrol.

– Und ein braver Mann, der Mars! setzte Burbank hinzu mit einem Blicke auf Zermah, welche das kleine Mädchen liebteste.

– Wir werden Alice benachrichtigen müssen, daß wir einen Brief von Gilbert erhalten haben, ließ Frau Burbank sich vernehmen.

– Ja, ich werde ihr schreiben, erklärte James Burbank. In einigen Tagen muß ich übrigens selbst nach Jacksonville und werde dort Stannard aufsuchen. Seit Gilbert diesen Brief schrieb, können bezüglich der geplanten Expedition schon weitere Nachrichten eingelaufen sein. O, daß unsere Freunde aus dem Norden doch bald kämen und über Florida das Banner der Union von neuem wehen ließen! Hier wird unsere Lage mit der Zeit fast unhaltbar!«

In der That hatte sich mit der Weiterausdehnung des Kriegstheaters nach dem Süden in Florida eine klarliegende Umwandlung der Ansichten über die Frage vollzogen, welche jetzt den Bestand der Vereinigten Staaten gefährdete. Bis zu dieser Zeit hatte sich die Sklaverei in dieser alten spanischen Colonie eigentlich niemals recht entwickelt, und letztere auch nicht mit demselben Feuer wie Virginia und die beiden Carolina an der Bewegung theilgenommen. Bald wußten sich aber einige fanatische Führer an die Spitze der Parteigänger für Beibehaltung der Sklaverei zu setzen. Jetzt beherrschten diese Leute, die nur auf eine Empörung hofften, bei der sie nichts zu verlieren hatten, vielleicht aber viel zu gewinnen dachten, die Behörden sowohl in Saint-Augustine, wie vorzüglich in Jacksonville, wo sie sich auf die Hefe der Bevölkerung stützten. Das war der Grund, warum die Lage James Burbank's, dessen Abstammung und Gedanken Jedermann kannte, sich unter gewissen Umständen höchst beunruhigend gestalten konnte.

Nahezu zwanzig Jahre waren verflossen, seit James Burbank nach seinem Wegzuge aus New-Jersey, wo er auch noch einige Liegenschaften besaß, sich mit seiner Gattin und einem damals vier Jahre alten Sohne in Camdleß-Bay niedergelassen hatte.

Wir wissen schon, wie überraschend diese Ansiedlung durch seine einsichtsvolle Thätigkeit und unter Mithilfe seines Schwagers Edward Carrol emporgeblüht war. Hier war auch, fünfzehn Jahre nach seiner Uebersiedelung nach dieser Pflanzung, sein zweites Kind, die kleine Dy, als Spätling geboren worden.

James Burbank zählte jetzt sechsundvierzig Jahre. Er war ein Mann von kräftiger Gesundheit, an Arbeit gewöhnt und pflegte sich selbst nie zu schonen. Man kannte seinen energischen Charakter. Sehr treu seinen einmal gefaßten Meinungen, genirte er sich nicht im mindesten, diese laut werden zu lassen. Groß, kaum einige graue Haare auf dem Scheitel, hatte er ein etwas ernstes, aber offenes und deshalb vertrauenerweckendes Gesicht. Mit dem bekannten Kinnbart der Amerikaner des Nordens, also ohne Backen- und Schnurrbart, entsprach er vollkommen dem Typus des Yankees von Neuengland. Auf der ganzen Pflanzung liebte man ihn, weil er gut, und gehorchte man ihm, weil er gerecht war. Seine Schwarzen zeigten sich ihm aufrichtig ergeben, und er wartete nicht ohne Ungeduld darauf, daß die Verhältnisse ihm gestatten würden, jene ganz frei zu geben. Sein etwa gleichalteriger Schwager beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Rechnungswesen von Camdleß-Bay. Edward Carrol stimmte mit ihm in allen Angelegenheiten überein und theilte auch seine Anschauungen bezüglich der Slavenfrage.

In der ganzen kleinen Welt von Camdleß-Bay gab es also nur den Oberverwalter Perry, welcher anderen Ansichten huldigte. Man darf deshalb aber nicht etwa glauben, daß der sonst ganz ehrenwerthe Mann die Slaven mißhandelte; im Gegentheil, er suchte diese so glücklich zu machen, wie es deren Verhältnisse gestatteten.

»Aber, sagte er immer, es gibt in den heißen Ländern Gegenden, wo die Landarbeiten eben nur von Schwarzen

ausgeführt werden können. Schwarze nun welche keine Slaven sind, wären auch gar keine Schwarzen mehr.

Das war die Theorie, welche er bei jeder sich bietenden Gelegenheit zu vertheidigen suchte, und man ließ ihm das so hingehen, ohne besonderes Gewicht darauf zu legen. Als er jetzt freilich das Waffenglück den Anti-Sclavereivertretern zufallen sah, behielt Perry seine Gedanken mehr für sich, da er meinte, die Folgen würden sich ja bald zeigen, wenn Mr. Burbank seine Slaven frei gegeben haben werde.

Wir wiederholen, daß jener übrigens ein vortrefflicher und auch sehr muthiger Mann war. Als James Burbank und Edward Carrol seiner Zeit einer Abtheilung Miliz beitraten, welche man »Minute-men«, d. i. Minuten-Männer nannte, weil sie bereit sein mußten, jeden Augenblick auszurücken, da schloß Perry sich ihnen ohne Bedenken gegen die letzten Banden der Seminolen an.

Frau Burbank zählte zu dieser Zeit erst neununddreißig Jahre. Sie war noch sehr schön zu nennen, und ihre Tochter versprach einst der Mutter Ebenbild zu werden. James Burbank hatte in ihr eine liebevolle, hingebende Lebensgefährtin gefunden, der er ein gutes Theil seines Glückes verdankte. Die edle Frau lebte nur für ihren Gatten und ihre Kinder, die sie anbetete und um deren willen sie bei den jetzigen Zeitverhältnissen, welche den grausamen Bürgerkrieg auch in Florida auflodern zu lassen drohten, manche ängstliche Stunde verbrachte. Und wenn Diana, oder vielmehr Dy, wie man sie vertraulich nannte, ein sechsjähriges heiteres, lebenswürdiges und lebensfrohes Mägdlein, im Castle-House an der Seite ihrer Mutter weilte, so war doch Gilbert nicht mehr hier. Das verursachte aber Frau Burbank unablässige Befürchtungen, die sie nicht immer zu verheimlichen vermochte.

Gilbert war ein junger Mann von damals vierundzwanzig Jahren, in dem man die Geistes- und Charaktereigenschaften

seines Vaters, nur vielleicht noch offener zutage tretend, und dessen körperliche Eigenschaften, nur mit etwas mehr Grazie und Liebreiz, leicht wiederfand. Ein beherzter Bursche und alle Körperübungen von Kindheit auf betreibend, war er gleich gewandt im Reiten, wie im Wassersport und beziehungsweise in der Jagd. Zum nicht geringen Schrecken seiner Mutter hatten ihm die schier endlosen Wälder und Sümpfe der Grafschaft Duval ebenso häufig als Schauplatz seiner kecken Streifzüge gedient, wie die Buchten und Wasserstraßen des Saint-John bis hinaus zur äußersten Mündung des Pablo. Gilbert hegte auch eine angeborene Neigung, Soldat zu werden, wobei ihm die Fähigkeit zur Ertragung von Strapazen jeder Art besonders zu statten kam, und das ließ ihm denn, als die ersten Schüsse im Secessionskriege krachten, keine Ruhe mehr. Er sah ein, daß seine Pflicht ihn unter die Reihen der Förderirten rief, und zauderte auch keinen Augenblick, sondern verlangte, unverzüglich abreisen zu dürfen. Welchen Kummer ein solcher Entschluß auch seiner Gattin bereiten, welche Gefahren derselbe unter den gegebenen Verhältnissen auch heraufbeschwören mochte – James Burbank dachte doch keine Minute daran, sich den Wünschen seines Sohnes zu widersetzen. Er meinte wie dieser, daß hier eine heilige Pflicht vorliege, und die Pflicht geht einmal über Alles.

Gilbert brach also nach dem Norden auf, doch wurde seine Abreise möglichst geheim gehalten. Hätte man in Jacksonville gewußt, daß James Burbank's eigener Sohn in der Nordarmee Dienst thun wollte, so wäre das für Camdleß-Bay nicht ohne unberechenbare Repressalien hingenommen worden. Der junge Mann hatte Empfehlungsbriefe an verschiedene Freunde seines Vaters mitgenommen, die dieser noch im Staate Neu-Jersey hatte. Bei seiner von jeher gezeigten Vorliebe für das Meer erhielt er leicht Anstellung in der Bundesmarine. Jener Zeit gab es ein rasches Avancement, und da Gilbert keineswegs zu

denen gehörte, welche zurückblieben, so kam auch er schnell vorwärts. Die Regierung von Washington hatte sogar ein besonders wachsames Auge für diesen jungen Mann, der trotz der dadurch bedrohten Lage seiner Familie nicht unterlassen hatte, ihr seine Dienste anzubieten. Gilbert zeichnete sich zuerst beim Angriff auf das Fort Sumter aus. Er befand sich auf dem »Richmond«, als dieses Schiff an der Mündung des Mississippi vom »Manassas« angegriffen wurde, und trug nicht wenig dazu bei, es von jenem klar zu machen und zurückzuführen.

Nach diesem Vorfalle wurde er zum Schiffsfähnrich ernannt, obwohl er nicht aus der Marineschule von Annapolis gekommen war, ebensowenig wie die meisten jener improvisirten Officiere, welche der Handelsflotte entnommen waren. Mit dem neuen Grade trat er zum Geschwader des Commodore Dupont über und war bei der ruhmreichen Einnahme des Fort Hatteras, sowie bei der Wegnahme der Seas-Islands thätig betheilig. Seit einigen Wochen diente er als Lieutenant auf einem der Kanonenboote des Commodore Dupont, welche den Auftrag erhalten hatten, die Einfahrt in den Saint-John mit Gewalt zu erzwingen.

Gewiß drängte es diesen jungen Mann ebenfalls, den blutigen Kampf baldigst beendet zu sehen. Er liebte und wurde wieder geliebt! Nach Ablauf seines Dienstes wollte er nach Camdleß-Bay zurückkehren und dort die Tochter eines der besten Freunde seines Vaters heimführen.

Mr. Stannard gehörte nicht zur Classe der Pflanzer von Florida. Als vermögender Witwer lebend, hatte er sich ausschließlich der Erziehung seiner Tochter widmen wollen. Er wohnte in Jacksonville, von wo er nur drei bis vier Meilen auf dem Flusse zurückzulegen hatte, um sich nach Camdleß-Bay zu begeben. Seit fünfzehn Jahren schon ließ er keine Woche verstreichen, ohne die Familie Burbank einmal zu besuchen.



Man könnte also fast sagen, daß Gilbert und Alice Stannard zusammen aufgezogen wurden. In Folge dessen war ein dereinstiger Ehebund zwischen den jungen Leuten schon lange ins Auge gefaßt, jetzt auch endgiltig beschlossen worden, eine Vereinigung, welche ihr späteres Glück zu gewährleisten versprach. Obwohl Walter Stannard selbst aus dem Süden stammte, war er doch ebenso Gegner der Sklaverei, wie vereinzelte Mitbürger von Florida; diese bildeten freilich eine zu geringe Anzahl, um der großen Mehrheit der Pflanzer und anderen Einwohner von Jacksonville die Spitze bieten zu können. Die Ansichten der letzteren aber neigten sich von Tag zu Tage unzweideutiger der separatistischen Bewegung zu. Die Folge davon war, daß jene ehrenwerthen Leute von den Parteiführern in der Grafschaft, wie von den kleinen Leuten unter den Weißen und von der Hefe der Bevölkerung, welche den ersteren zu jeder Ausschreitung willig Heerbann leistete, mit sehr scheelen Blicken betrachtet wurden.

Walter Stannard war ein Amerikaner aus Neu-Orleans. Frau Stannard, von französischer Herkunft und noch sehr jung verstorben, hatte ihrer Tochter alle die liebenswürdigen Eigenschaften vererbt, welche das französische Blut auszeichnen. Als Gilbert zum Heere aufbrach, hatte Alice, zur großen Beruhigung und zum Troste der Frau Burbank, eine recht lobenswerthe Energie gezeigt. Wie innig sie Gilbert auch liebte und die gleiche Empfindung von diesem geheilt wußte, hatte sie der Mutter desselben doch wiederholt vorgestellt, daß seine Abreise eine Ehrenpflicht, daß sich für diese Sache zu schlagen mit dem Kämpfen für Befreiung einer zahlreichen Menschenklasse und zuletzt für die Freiheit selbst gleichbedeutend sei. Miß Alice zählte damals neunzehn Jahre. Sie war eine junge Blondine mit fast schwarzen Augen, warmem Teint, eleganter Gestalt und vornehm-edlen Gesichtszügen. Vielleicht erschien sie etwas zu ernsthaft, dafür

besaß sie aber so beweglichen Ausdruck, daß ihr hübsches Gesicht sich bei dem geringsten Lächeln vollkommen veränderte.

Die Familie Burbank wäre jedoch in ihren treuesten Mitgliedern nicht lückenlos gekennzeichnet, wenn wir es unterließen, deren zwei Diener, Mars und Zermah, mit einigen Federstrichen zu schildern.

Wir wissen aus seinem Brief, daß Gilbert nicht allein abgereist war. Mars, der Gatte Zermah's, hatte ihn begleitet, und der junge Mann hätte keinen seiner Person treuer ergebenen Gefährten finden können, als diesen Sklaven von Camdlea-Bay, der damit, daß er den Fuß auf den Boden der Nordstaaten gesetzt, frei geworden war. Für Mars blieb Gilbert freilich noch immer dessen junger Gebieter und er hatte diesen nicht verlassen wollen, obgleich die Bundesregierung schon Negerbataillone errichtet hatte, in denen er hätte Aufnahme finden können.

Mars und Zermah waren eigentlich ihrer Abstammung nach keine Neger, sondern Mestizen. Zermah's Bruder war jener heldenmüthige Sklave, Robert Small, der vier Monate später in der Bai von Charlestown den Conföderirten einen kleinen, mit zwei Kanonen ausgerüsteten Dampfer wegnahm, den er der föderalistischen Marine zuführte.

Zermah wußte also, an wen sie sich zu halten hatte, und Mars ebenso. Es war eine glückliche Haushaltung, welche in den ersten Jahren freilich der abscheuliche Sklavenhandel mehr als einmal bedrohte, und gerade in einem Augenblick, wo Mars und Zermah durch die Zufälligkeiten eines Verkaufes getrennt werden sollten, waren sie in Camdlea-Bay unter das Personal der Pflanzung eingetreten.

Das geschah nämlich unter folgenden Verhältnissen:

Zermah zählte jetzt einunddreißig Jahre, Mars deren fünfunddreißig. Sieben Jahre früher hatten sie sich geheiratet,

als sie einem Pflanzer Namens Tickborn angehörten, dessen Niederlassung sich einige zwanzig Meilen stromaufwärts von Camdleß-Bay befand. Seit einigen Jahren unterhielt dieser Pflanzer häufige Beziehungen mit Texar. Dieser besuchte auch in kürzeren Zwischenräumen jene Pflanzung, wo er immer gute Aufnahme fand; das war deshalb nicht zu verwundern, weil Tickborn sich auch keiner besonderen Achtung in der Grafschaft rühmen konnte. Bei seinen mittelmäßigen geistigen Fähigkeiten war er geschäftlich allmählich herabgekommen und sah sich genöthigt, einen Theil seiner Slaven zum Verkauf auszubieten.

Gerade zu dieser Zeit hatte Zermah, die wie das ganze Personal der Tickborn'schen Pflanzung eine sehr schlechte Behandlung erfuhr, einem armen kleinen Wesen das Leben gegeben, von dem sie jedoch sofort getrennt wurde. Und während sie darauf im Gefängniß einen Fehler büßte, an dem sie nicht einmal schuld war, ging ihr Kind elend zu Grunde. Den Schmerz Zermah's und die auflodernde Wuth Mars' wird man sich unschwer vorstellen können. Was vermochten diese Unglücklichen aber gegen einen Herrn, dem ihr Fleisch lebend und todt gehörte, da er es gekauft hatte?

Zu diesem Kummer gesellte sich noch ein anderer nicht minder schwerer. Schon am nächsten Tage nach dem Ableben ihres Kindes waren Mars und Zermah zur Auction gestellt worden und dadurch bedroht, von einander getrennt zu werden. Ja, sie sollten nicht einmal den Trost haben, sich bei einem neuen Herrn vereinigt zu finden. Es war ein Mann aufgetreten, der ein Gebot auf Zermah that, aber nur auf diese allein, obgleich jener überhaupt keine Pflanzung besaß. Vielleicht lief das Ganze nur auf eine Laune des Käufers hinaus. Dieser Mann war Texar. Sein Freund Tickborn wollte eben schon den Contract mit ihm abschließen, als noch im letzten Augenblick ein Mehrgebot seitens eines anderen Käufers erfolgte.

James Burbank war es, der dieser öffentlichen Versteigerung von Sklaven Tickborn's beiwohnte, und er fühlte sich von dem grausamen Geschick der unglücklichen Mestizin, welche vergeblich darum flehte, von ihrem Manne nicht getrennt zu werden, tief gerührt.

Zufällig brauchte James Burbank auch eine Amme für sein kleines Töchterchen. Da er gehört, daß eine der Sklavinnen Tickborn's, deren Kind eben gestorben war, sich in passenden Umständen befand, hatte er eigentlich nur die Amme erstehen wollen, Zermah's heiße Thränen veranlaßten ihn jedoch, auch auf deren Mann und zwar gleich mehr, als bisher geschehen war, zu bieten.

Texar kannte James Burbank, der ihn schon wiederholt als einen Mann von verdächtigem Rufe von seinem Grund und Boden verwiesen hatte. Davon schrieb sich auch der Haß her, den Texar gegen die ganze Familie auf Camdleß-Bay hegte.

Texar wollte also gegen seinen reichen Mitbewerber kämpfen – vergeblich. Er hatte sich's einmal in den Kopf gesetzt. Er steigerte schon auf das Doppelte den Preis, den Tickborn für die Mestizin und deren Mann verlangte. Das bewirkte allerdings, daß James Burbank diese ziemlich theuer bezahlen mußte, schließlich wurde ihm das Paar aber doch zugeschlagen.

So kam es also, daß Mars und Zermah nicht nur nicht getrennt wurden, sondern sie traten damit auch in den Dienst des besten und edelmüthigsten Pflanzers von ganz Florida. Welch' großen Trost gewährte ihnen dieser Ausgang in ihrem großen Leide und wie vertrauensvoll konnten sie nun in die Zukunft blicken!

Zermah besaß sechs Jahre später noch die ganze reife Schönheit der Mestizen. Eine thatkräftige Natur und gegen ihre Herrschaft ergebenen Herzens, hatte sie mehr als einmal Gelegenheit gehabt – und sollte diese noch öfter haben – dieser

ihre treue Anhänglichkeit zu beweisen. Mars war ganz würdig der Frau, mit welcher ihn die hochherzige Handlungsweise James Burbank's für immer verbunden hatte. Er zeigte übrigens den merkwürdigen Typus jener Afrikaner, denen reichlich Creolenblut beigemischt ist. Groß und kraftvoll, sowie von unerschütterlichem Muth, sollte er seinem Herrn die wichtigsten Dienste leisten.

Uebrigens wurden diese beiden dem Personale der Pflanzung hinzutretenden Diener keineswegs als Sklaven behandelt, vielmehr wegen ihrer Sanftmuth und Intelligenz von Allen hochgeschätzt. Mars wurde speciell dem jungen Gilbert zugetheilt, Zermah diente als Amme Dianas, und so war es selbstverständlich, daß ihr Verkehr mit der Familie allmählich einen ziemlich vertraulichen Ton annahm.

Zermah empfand übrigens für das kleine Mädchen eine wahrhaft mütterliche Liebe, die Mutterliebe, welche sie ihrem verlorenen Kinde nicht zu theil werden lassen konnte. Dy erwiderte ihr diese in vollem Maße, und die Zuneigung der einen hatte immer der mütterlichen Sorgfalt der anderen die Wage gehalten. Auch Frau Burbank hegte für Zermah ebenso freundliche wie dankbare Empfindungen.

Dasselbe Verhältniß bestand zwischen Gilbert und Mars. Gewandt und kräftig, wie der Mestize war, hatte er auf ihn einen höchst glücklichen Einfluß bezüglich aller körperlichen Uebungen, und James Burbank konnte sich nur Glück wünschen, ihn seinem Sohn beigegeben zu haben.

Zu keiner Zeit vorher war also die Lage Zermah's und Mars' eine so erwünschte gewesen, und so hatte sie sich gestaltet, als sie eben aus den Händen Tickborn's in die Texar's hätten übergehen sollen. – Das hatten und wollten sie nie vergessen.

## Fünftes Capitel

### *Die schwarze Bucht*

Beim ersten Tagesgrauen des folgenden Morgens ging ein Mann am Ufer eines der kleinen, tief in der als »Schwarze Bucht« bekannten Lagune verlorenen Inselchen hin und her. Das war Texar; wenige Schritte von ihm hatte eben ein noch in einem Skiff sitzender Indianer sein schmales Fahrzeug ans Land getrieben; das war Squambo, derselbe, der Jenen am Vorabend vom »Shannon« abgeholt hatte.

Nachdem er einigemal hin- und hergewandelt, blieb Texar vor einer Magnolie stehen, zog einen der tiefer hängenden Aeste des Baumes herab und riß davon ein Blatt mit dem Stengel los. Dann entnahm er seinem Taschenbuche ein kleines Billet, das nur drei bis vier mit Tinte geschriebene Worte enthielt. Dieses Billet, das er sehr eng zusammenrollte, steckte er in den unteren Hauptnerv des Blattes, und führte das so geschickt aus, daß das Mangobaumblatt nichts von seinem gewöhnlichen Aussehen verloren hatte.

»Squambo! rief darauf Texar.

– Herr? antwortete der Diener.

– Begieb Dich nach der bewußten Stelle.«

Squambo nahm das Blatt, legte es im Vordertheil des Skiff nieder und setzte sich selbst auf das Hintertheil, dann ergriff er die Pagaie, ruderte um die äußerste Spitze der Insel und drang in einen gewundenen, von dem dicken Laub der Bäume halb versteckten Wasserarm ein.

Diese Lagune war launisch von einem Labyrinth von Canälen wie von engen mit schwärzlichem Wasser gefüllten Schleifen durchsetzt, wie man solche in manchen Gärtnereien Europas antrifft. Ohne die Durchlässe dieser tiefeinschneidenden Einbuchtung, in der sich viele Nebenarme des Saint-John verlieren, zu kennen, hätte sich gewiß Niemand hineingewagt.

Squambo war sich jedoch keinen Augenblick im Unklaren. Wo man nimmermehr einen Ausweg vermuthet hätte, da trieb er sein Skiff ohne Bedenken hin. Die niedrigen Zweige, welche er auseinanderbog, schlossen sich hinter ihm wieder zusammen, und Niemand hätte sagen können, daß hier ein Fahrzeug vorübergekommen sei.

So drang der Indianer immer tiefer in die lang gewundenen Schläuche ein, welche manchmal kaum so breit waren, wie die Abzuggräben, welche man zur Entwässerung der Wiesengründe anlegt. Eine ganze Welt von Wasservögeln flatterte bei seiner Annäherung auf. Schlüpfrige Aale mit spitzigen Köpfen wanden sich durch die über das Wasser hinausragenden Wurzeln hindurch. Squambo bekümmerte sich weder um die Reptilien, noch um die eingeschlafenen Kaimans, die er durch das Anstoßen mit seinen Rudern erwecken konnte. Er glitt immer weiter vorwärts, und wenn es ihm am Raume zum Rudern gebrach, stieß er sich mit dem Ende seiner Pagaie vorwärts.

Obwohl jetzt schon heller Tag war und der schwere Dunst der Nacht bei den ersten Strahlen der Sonne zu verschwinden begann, konnte man ihn unter dem Schutze dieses undurchdringlichen grünen Daches doch nicht sehen. Selbst bei höchstem Sonnenstande wäre kein Strahl bis hierher gedrungen. Diese sumpfigen Strecken bedurften auch eines gewissen Halbdunkels, ebenso für die in ihrem schwarzen

Gewässer wimmelnden Wesen, wie für die tausenderlei Wasserpflanzen, die auf dessen Oberfläche schwammen.

Während einer Stunde gelangte Squambo so von einem Eilande zum anderen, und als sein Skiff anhielt, befand er sich an einem der letzten Theile der Bucht.

Hier, wo der sumpfige Charakter der Lagune sich verlor, ließen die weniger dicht stehenden und minder reich belaubten Bäume endlich das Tageslicht durchdringen. Jenseits dieser Stelle breitete sich eine weite Prairie aus, welche in der Ferne wieder Waldungen umsäumten und die sich nur wenig über den Saint-John erhob. Auf derselben sproßten kaum fünf bis sechs Bäume. Wenn der Fuß den noch immer halb morastigen Boden betrat, bekam er die Empfindung, als bewege er sich auf elastischen Polstern dahin. In langem Zickzack wucherten nur einige Sassafrasbüsche mit mageren Blättern und wenigen violetten Beeren auf der Wiesenfläche.

Nachdem er sein Skiff an einem Baumstumpf des Ufers befestigt, ging Squambo ans Land. Der nächtliche Nebel begann sich aufzulösen. Die gänzlich vereinsamte Wiese tauchte allmählich aus dem Dunste auf. Zwischen den fünf bis sechs Bäumen, deren Schattenbild sich wirr durcheinander darüber erhob, stand auch ein mittelgroßer Mangobaum.

Nach diesem Baume begab sich der Indianer, erreichte ihn nach wenigen Minuten und bog hier einen Zweig desselben herab, an dessen Ende er das von Texar erhaltene Billet befestigte. Dann schnellte der Zweig, sich selbst überlassen, wieder hinauf, und das Blatt verlor sich unter dem übrigen Laube des Mangobaumes.

Squambo kehrte wieder nach seinem Skiff zurück und schlug die Richtung nach jenem Eilande ein, auf dem sein Herr ihn erwartete.

Diese schwarze Bucht, so genannt nach dem düsteren Scheine ihres Wassers, konnte eine Gesamtfläche von fünf-



bis sechshundert Acres bedecken. Vom Saint-John ernährt, bildete sie eine Art ganz undurchdringlichen Archipels für jeden, der ihre zahllosen Windungen nicht ganz genau kannte. Wohl an hundert Eilande ragten aus ihr empor. Weder Brücken noch Stege verbanden diese miteinander, lange Leinen von Lianen spannten sich von einem zum anderen. Manche hohe Aeste erschienen über den tausend Armen, welche sie trennten, innig verschlungen. Weiter gab es nichts – es war demnach äußerst erschwert, von einer Stelle der Lagune nach einer anderen zu gelangen.

Eines jener Eilande, etwa im Mittelpunkt des ganzen Systems, zeichnete sich durch seinen Umfang von etwa zwanzig Acres und seine Höhe von fünf bis sechs Fuß über dem mittleren Wasserstande des Saint-John – zwischen Ebbe und Fluth – aus.

Vor langer Zeit hatte dieses Eiland eine kleine Festung, mehr nur ein Blockhaus, getragen, das jetzt, wenigstens militärisch genommen, verlassen war. Seine halb verfaulten Palissaden erhoben sich noch unter den großen Bäumen, den Mangos, Cypressen, Steineichen, schwarzen Wallnußbäumen und australischen Fichten, durch welche sich lange Guirlanden von Coboeas und anderen endlosen Schlingpflanzen hinwanden.

Innerhalb der Umfassung entdeckte das Auge endlich unter üppigem Grün noch die geometrischen Linien des kleinen Bollwerks oder vielmehr dieses Beobachtungspostens, der niemals mehr als zwanzig Mann aufzunehmen eingerichtet gewesen war. In den Holzwänden befanden sich einige Schießscharten.

Mit Rasen überzogene Dächer deckten das Haus mit einem wirklichen Erdpanzer. Im Innern sah man einige Zimmer um einen centralen Raum, der als Magazin für Proviant und Spießbedarf gedient haben mochte. Um in die kleine Festung einzudringen, mußte man erst durch ein enges Ausfallsthor

über die Umfassung hinaus gelangen, dann den mit einigen Bäumen bestandenen Hof überschreiten und endlich ein Dutzend Stufen emporklimmen, welche durch aufgelegte Planken gebildet wurden, dann kam man erst an die einzige Pforte, welche Zutritt nach dem Innern gewährte, doch auch diese bestand eigentlich nur aus einer früheren Schießscharte, welche zu beregtem Zwecke etwas erweitert worden war.

In diesem versteckten Winkel pflegte Texar sich aufzuhalten; hier vermuthete ihn keine Seele. Vor aller Augen verborgen, lebte er hier mit dem seinem Herrn treu ergebenen Squambo, der nicht mehr werth war als Jener, und mit fünf oder sechs Slaven, welche ebenfalls nicht viel mehr werth waren als der Indianer.

Es war, wie man erkennt, ziemlich weit entfernt von diesem Eilande der schwarzen Bucht bis nach den reichen Niederlassungen an beiden Ufern des Flusses, dort wäre auch die Existenz Texar's und seiner Genossen kaum gesichert gewesen, obwohl diese wenig Ansprüche machten. Einige Hausthiere, ein halb Dutzend Acres, bepflanzt mit Pataten, Ignamen und Gurken, etwa zwanzig Obstbäume in halbwildem Zustande, das war Alles, ohne die Jagd in den benachbarten Wäldern und den Fischfang in den Teichen der Lagune anzuführen, welche doch zu jeder Jahreszeit einigen Ertrag liefern mußten. Die Bewohner der schwarzen Bucht besaßen aber ohne Zweifel auch noch andere Hilfsquellen, deren Geheimniß nur Texar und Squambo kannten.

Die Sicherheit des Blockhauses war schon durch seine Lage in der Mitte dieser unzugänglichen Wildniß gewährleistet, und überdies hatte ja Niemand einen Grund, dasselbe anzugreifen. Jedenfalls hätte das Gebell der Hunde des Eilandes, zwei jener wilden, von den Caraïben eingeführten Spürhunde, welche die Spanier früher zum Einfangen der Neger verwandten, die erste verdächtige Annäherung verrathen.

Das war also die seiner ganz würdige Wohnung jenes Texar. Ueber seine Persönlichkeit selbst noch einige Worte:

Texar zählte jetzt fünfunddreißig Jahre. Er war von mittelgroßem Wuchs, von kräftiger Constitution und abgehärtet durch den fortwährenden Aufenthalt im Freien und sein von jeher abenteuerliches Leben. Spanier von Geburt, konnte er seine Abstammung nicht verleugnen. Sein Haar war schwarz und struppig, die Augenbrauen dicht, seine Augen grünlich und der Mund breit, aber mit dünnen, eingezogenen Lippen, als wäre er nur durch einen Säbelhieb entstanden, die Nase kurz mit weiten, mehr nüsternartigen Nasenlöchern. Seine ganze Erscheinung verrieth einen hinterlistigen gewaltthätigen Charakter. Früher trug er einen Vollbart; nachdem ihm aber dieser vor zwei Jahren bei irgend welcher nicht näher bekannten Gelegenheit zur Hälfte verbrannt worden war, hatte er ihn geschoren, und dadurch trat die Härte seiner Gesichtszüge nur noch abschreckender hervor.

Vor zehn bis zwölf Jahren war dieser Abenteurer zuerst in Florida aufgetreten und hatte sich in jenem Blockhause festgesetzt, dessen Benützung ihm Niemand streitig machte. Woher er gekommen, wußte man nicht, und er sprach nicht davon. Ebenso wenig war etwas über sein früheres Leben bekannt. Man vermuthete nur – und zwar mit Recht – daß er früher Slavenhändler gewesen sei und wohl manche Schiffsladung Neger nach den Häfen von Georgia und den beiden Carolina geschafft hatte. Reichthümer konnte er dem Anscheine nach bei diesem verruchten Handel nicht gesammelt haben. Jedenfalls besaß er keine Achtung, nicht einmal in dem Lande, wo Leute seines Schlages keineswegs zu den Seltenheiten gehören.

Wenn Texar auch vielfach und zwar nicht zu seinem Vortheile bekannt war, so hinderte ihn das doch nicht, in der Grafschaft, und vorzüglich in Jacksonville, einen merkbaren

Einfluß auszuüben, der sich jedoch nur auf die minderwerthigen Elemente der Bevölkerung des Hauptortes erstreckte. Dorthin begab er sich häufig in Geschäften, von denen er nichts verlauten ließ. Unter den kleinen weißen Leuten und den verworfensten Subjecten der Stadt hatte er sich nicht wenig Freunde erworben. Das haben wir ja schon gesehen, als er in Begleitung eines halben Dutzend ziemlich verdächtiger Gestalten von Saint-Augustine zurückkehrte. Sein Einfluß machte sich jedoch auch noch bei einzelnen Pflanzern am Saint-John geltend. Er besuchte diese zuweilen, und wenn diese Besuche auch nicht erwidert wurden, weil Niemand seine versteckte Höhle in der schwarzen Bucht kannte, so hatte er doch zu verschiedenen Niederlassungen an beiden Ufern Zutritt. Die Jagd bot übrigens sehr natürliche Gelegenheit zu jenen Verbindungen, welche sich leicht zwischen Leuten von gleichen Sitten und gleichem Geschmack anknüpfen.

Andererseits war dieser Einfluß seit mehreren Jahren nur noch gewachsen in Folge der herrschenden Anschauungen, zu deren lautestem Vertheidiger Texar sich aufwarf. Kaum hatte die Sklavenfrage jene unselige Trennung der beiden Hälften der Union herbeigeführt, als Texar sich als der verbissenste und entschlossenste Anhänger der Sklaverei vordrängte. Seinen Reden nach leitete ihn dabei kein persönliches Interesse, da er selbst kaum ein halbes Dutzend Sklaven besaß. Er vertheidigte angeblich nur das Princip; aber mit welchen Mitteln? Dadurch, daß er an die niedrigsten Leidenschaften appellirte, die Habgier der großen Menge erregte, diese zur Plünderung, zur Brandlegung und selbst zu Mordthaten gegen diejenigen Einwohner und Pflitzer verleitete, welche die Ideen des Nordens theilten. Jetzt eben ging der gefährliche Abenteurer auf nichts Geringeres aus, als auf den Sturz der Civilbehörden von Jacksonville, wo er die ehrenhaftesten Männer mit gemäßigten Ansichten, welche wegen ihres Charakters sonst

allgemein geachtet wurden, durch seine rücksichtslosesten Parteigänger zu ersetzen gedachte. War er erst durch eine Empörung Herr der Grafschaft, so hätte er dann völlig freie Bahn gehabt, seine persönliche Rache zu befriedigen.

Es versteht sich von selbst, daß James Burbank und andere Besitzer von Pflanzungen das Wühlen und Treiben dieses, schon durch seine niedrigen Gesinnungen zu fürchtenden Menschen nicht unbeachtet ließen. Daraus eben entsprang jener Haß auf der einen und das Mißtrauen auf der anderen Seite welche durch die nächsten Ereignisse nur noch verschärft werden sollten.

Hierbei kamen noch zu dem, was man von Texar, seit er den Sklavenhandel aufgegeben, zu wissen glaubte, verschiedene höchst verdächtige Thatsachen. Bei Gelegenheit des letzten Einfalles der Seminolen schien Alles darauf hinzudeuten, daß diese irgendwelche geheime Unterstützung gefunden haben mußten. Hatte er sie angewiesen, welche Schandthaten auszuführen, und sie unterrichtet, welche Niederlassungen anzuzünden wären? Unterstützte er sie dabei, Hinterhalte und Fallen zu legen? Das konnte in Folge gewisser Nebenumstände gar nicht in Zweifel gezogen werden, und nach dem letzten Einfall jener Indianer sahen die Behörden sich gezwungen, auf den Spanier zu fahnden, ihn gefangen zu setzen und vor Gericht zu stellen.

Texar berief sich dagegen auf einen Alibibeweis – ein Vertheidigungssystem, das ihm auch noch mehrfach von Vortheil sein sollte – und es wurde in der That nachgewiesen, daß er an dem Angriff auf eine Farm in der Grafschaft Duval nicht theilgenommen haben könne, weil er sich zu derselben Zeit zu Savannah im Staate Georgia, einige vierzig Meilen weiter nördlich und außerhalb der Grenzen Floridas, befunden habe.

In den folgenden Jahren wurden sowohl auf Pflanzungen als auch zum Nachtheile von Reisenden, welche auf den Straßen in Florida überfallen waren, mehrere sehr bedeutende Diebstähle verübt. Wohl hatte man dabei auch Texar als Theilnehmer an diesen Verbrechen im Verdachte, doch wegen Mangels an Beweisen ging er wiederum straflos aus.

Da bot sich eine Gelegenheit, wo man den bisher unfassbaren Missethäter auf frischer That ertappt zu haben glaubte. Es war der Vorfall, um deswillen er gestern nach der Stadt und vor den Richter von Saint-Augustine geladen war.

Acht Tage vorher nämlich kamen James Burbank, Edward Carrol und Walter Stannard vom Besuch einer Pflanzung in der Nachbarschaft von Camdleß-Bay, als sie gegen sieben Uhr Abends bei anbrechender Dunkelheit laute Nothrufe bis zu sich dringen hörten. Sie beeilten sich nach dem Punkte, von dem die Rufe ertönten, zu gelangen und befanden sich bald vor den Gebäuden einer vereinzelt stehenden Farm.

Diese Gebäude standen in Flammen. Die Farm war vorher von einem halben Dutzend Leuten, die schon wieder nach verschiedenen Seiten verschwunden waren, geplündert worden; weit konnten die Urheber dieser Missethat jedoch nicht sein; man bemerkte sogar noch zwei der Schurken, welche quer durch den Wald entflohen.

James Burbank und seine Freunde machten sich sofort auf, dieselben, und zwar in der Richtung nach Camdleß-Bay, zu verfolgen. Vergeblich. Den beiden Brandstiftern gelang es, unter dem dichten Gehölz zu entkommen. Jedenfalls hatten aber die Herren Burbank, Carrol und Stannard sehr bestimmt einen derselben erkannt, und das war Texar, der Spanier.

Außerdem – und das machte diese Wahrnehmung noch beweisender – wäre Zermah, als jenes Individuum an einer Ecke der Grenze von Camdleß-Bay verschwand, von diesem

beinahe angerannt worden. Auch ihrer Wahrnehmung nach war es Texar gewesen, der, so schnell er konnte, entfloh.

Begreiflicher Weise erregte dieses Vorkommniß in der Grafschaft großes Aufsehen. Ein Raub mit nachfolgender Brandlegung ist das Verbrechen, welches am meisten von den auf weiten Strecken vertheilt siedelnden Colonisten gefürchtet wird.

James Burbank zögerte also gar nicht, davon an geeigneter Stelle Anzeige zu machen, und auf seine Anklage hin beschloß die Behörde, gegen Texar eine Untersuchung zu eröffnen.

Der Spanier wurde nach Saint-Augustine dem Recorder zugeführt, um seinen Belastungszeugen gegenübergestellt zu werden. James Burbank, Walter Stannard und Edward Carrol sagten übereinstimmend aus, daß sie Texar in dem Individuum erkannt hätten, das von der brennenden Farm entfloh. Für sie war hierin gar kein Irrthum möglich. Texar mußte einer der Urheber jenes Verbrechens sein.

Auch der Spanier hatte zu seiner Entlastung verschiedene Zeugen mit nach Saint-Augustine gebracht. Diese Zeugen nun erklärten ausdrücklich, daß sie sich an dem betreffenden Abend mit Texar in Jacksonville in der »Tienda« eines gewissen Torrillo, einer übelberüchtigten, aber sehr bekannten Gastwirthschaft, befunden hätten. Texar hatte sie den ganzen Abend über nicht verlassen. Diese Aussage wurde noch durch den Umstand unterstützt, daß Texar gerade in der Stunde, wo das Verbrechen begangen wurde, mit einem anderen Gaste in der Wirthschaft Torrillo's Streit gehabt hatte – einen Streit, der mit einer Schlägerei und Bedrohungen endigte, wegen welcher gegen ihn höchst wahrscheinlich noch Klage erhoben wurde.

Gegenüber dieser Behauptung, welche den Stempel der Wahrheit trug und übrigens auch von anderen, Texar ganz fremden Personen bestätigt wurde, konnte der Magistrat von Saint-Augustine nicht wohl etwas anderes thun, als die

angefangene Untersuchung einstellen und den Angeklagten von der Beschuldigung freisprechen. Sein Alibi war auch diesmal unbestreitbar zum Vortheil dieser seltsamen Persönlichkeit erwiesen worden.

Nach dieser Verhandlung und in Begleitung seiner Zeugen war Texar an jenem 7. Februar von Saint-Augustine zurückgekehrt. Wir wissen, wie er sich an Bord des »Shannon« benahm, während der Dampfer den Fluß hinunterglitt. Dann hatte er sich auf dem Skiff, das der Indianer Squambo führte, nach dem Blockhaus begeben, wohin ihm nur schwer Jemand hätte folgen können. Diesen Squambo, einen intelligenten, schlaun Seminolen, der der Vertraute Texar's geworden war, hatte der Spanier nach der letzten Erhebung der Indianer, bei der sein Name besonders und mit Recht genannt wurde, in Dienst.

Bei den Empfindungen, die er gegen James Burbank hegte, konnte in dem Spanier kein anderer Gedanke als der aufkommen, sich mit allen möglichen Mitteln zu rächen. Bei den obwaltenden Verhältnissen und den Wechselfällen des Krieges mußte Texar, wenn es ihm gelang, die Behörden von Jacksonville zu stürzen, für Camdleß-Bay sehr gefährlich werden. Zugegeben, daß James Burbank bei seinem energischen und entschlossenen Charakter auch vor einem solchen Menschen nicht zitterte, so hatte doch Frau Burbank nur zu viel Ursache, für ihren Gatten und die Ihrigen zu fürchten.

Dazu kommt noch, daß diese so ehrenwerthe Familie gewiß in unablässiger Angst geschwebt hätte, wenn sie nur ahnen konnte, daß Texar vermuthete, Gilbert Burbank habe sich der Armee des Nordens angeschlossen. Wie er das erfahren hatte, da die Abreise des jungen Mannes doch sehr geheim gehalten worden war... jedenfalls durch Spionage, und wiederholt



werden wir sehen, daß verschiedene Spione auf der Lauer waren, ihn von Allem zu unterrichten.

Wenn nun Texar Ursache hatte zu der Annahme, daß der Sohn von James Burbank in den Reihen der Förderirten diene und sich unter dem Befehle des Commodore Dupont befand, so lag auch die Befürchtung nahe, daß er versuchen würde, den jungen Lieutenant in eine Falle zu verlocken, sich seiner Person zu bemächtigen und ihn anzuklagen. Man kann sich leicht genug denken, welches Loos Gilbert erwartete, wenn er den durch die Fortschritte der Nordarmee aufs Höchste erregten Südstaatlern in die Hände fiel.

So war der Zustand der Dinge bei Beginn unserer Erzählung, dies die Lage der Förderirten, welche beinahe bis zur Seegrenze Floridas vorgedrungen waren, und die Stellung der Familie Burbank inmitten der Grafschaft Duval und die Texar's – nicht allein in Jacksonville, sondern auch im ganzen Gebiete der Sklavenstaaten. Wenn der Spanier sein Ziel erreichte und die Behörden durch seine Parteigänger gestürzt wurden, so mußte es ihm mehr als leicht sein, auf Camdleß-Bay eine gegen die Abolitionisten wüthende Menge zu hetzen.

Etwa eine Stunde nach seiner Trennung von Texar war Squambo wieder an der mittelsten kleinen Insel zurück. Er zog sein Skiff auf das Uferland, ging durch die Umzäunung und stieg die Treppe nach dem Blockhaus hinaus.

»Ist es geschehen? fragte ihn Texar.

– Ja, Herr!

– Nun... Nichts?

– Nichts.«

## Sechstes Capitel

### *Jacksonville*

»Ja, Zermah, Ihr habt nun einmal das Licht der Welt erblickt, um Slaven zu sein, bemerkte der Oberverwalter, sein gewohntes Steckenpferd reitend.

Ja, Slaven, nimmermehr aber, um freie Geschöpfe zu werden.

– Das ist meine Ansicht nicht, erwiderte Zermah ruhigen Tones, ohne irgend welche Erregung zu zeigen, da sie an derartige Gespräche mit dem ersten Verwalter von Camdleß-Bay schon gewöhnt war.

– Wohl möglich, Zermah! Doch wie dem auch sei, Ihr werdet Euch endlich zu der Anschauung bekennen müssen, daß es zwischen Weißen und Schwarzen vernünftiger Weise niemals zu einer Gleichstellung kommen kann.

– Das ist schon geschehen, Herr Perry, und ist schon durch die Natur selbst bestimmt worden.

– Ihr täuscht Euch, Zermah, Beweis dafür ist, daß es auf der Erde zehnmal, zwanzigmal – was sag' ich? – hundertmal mehr Weiße als Schwarze gibt.

– Und deshalb haben Jene die Letzteren ins Slavenjoch gebeugt, antwortete Zermah. Sie hatten die Macht und haben dieselbe mißbraucht. Wären die Schwarzen in der Ueberzahl auf der Erde gewesen, so würden sie die Weißen zu ihren Slaven gemacht haben.... Doch nein; sie hätten sich sicherlich gerechter und minder grausam gezeigt!«

Man darf nicht etwa glauben, daß dieses vollkommen müßige Zwiesgespräch es verhinderte, daß Zermah und der Oberverwalter in bestem Einvernehmen lebten. In diesem Augenblick hatten sie eben nichts Anderes zu thun, als zu plaudern. Man könnte nur voraussetzen, daß sie dazu einen nützlicheren Gegenstand hätten wählen sollen, und das wäre wohl auch der Fall gewesen, ohne die Grille des Slavenverwalters, immer und immer wieder die Slavenfrage zu behandeln.

Beide saßen im Hintertheile eines der Boote von Camdleß-Bay, welches vier Mann von der Pflanzung ruderten. Sie glitten in schräger Richtung über den Fluß und begaben sich, von der fallenden Fluth begünstigt, gerade nach Jacksonville.

Der Verwalter hatte daselbst einige Geschäfte für James Burbank zu besorgen, und Zermah wollte verschiedene Toilettegegenstände für die kleine Dy kaufen.

Es war jetzt der 10. Februar. Seit drei Tagen war James Burbank nach dem Castle-House und Texar zur schwarzen Bucht nach jenen Vorgängen in Saint-Augustine zurückgekehrt.

Selbstverständlich hatten Mr. Stannard und seine Tochter schon am folgenden Tage eine kurze Mittheilung von Camdleß-Bay erhalten, welche sie im Auszuge über den letzteingegangenen Brief Gilberts unterrichtete. Diese Neuigkeiten konnten gar nicht zeitig genug eintreffen, um Alice, deren Leben seit dem Ausbruch des schrecklichen Krieges zwischen dem Süden und dem Norden in fortwährender Angst verging, wenigstens einigermaßen zu beruhigen.

Das mit einem lateinischen Segel versehene Boot glitt rasch dahin. Vor Ablauf einer Viertelstunde mußte es den Hafen von Jacksonville erreichen. Der Verwalter behielt also nicht viel

Zeit, sein Lieblingsthema zu entwickeln, und er ließ diese nicht ungenützt verstreichen.

»Nein, Zermah, fuhr er fort, nein! Auch wenn die Schwarzen in der Ueberzahl gewesen wären, hätte das an dem Stande der Dinge nichts geändert. Ja, ich behaupte sogar, daß man, der endliche Ausgang des Krieges sei nun welcher er will, doch allemal zur Sklaverei zurückkehren wird, denn Sklaven sind einmal für den Betrieb der Pflanzungen unerläßlich nothwendig.

– Das ist, wie Sie recht gut wissen, die Ansicht des Herrn Burbank aber nicht, antwortete Zermah.

– Ich weiß es; doch bei aller Achtung, die ich vor ihm empfinde, muß ich es gestehen, daß er sich damit täuscht. Ein Schwarzer gehört zu einer Pflanzung ganz ebenso, wie etwa ein Pferd oder ein Feldgeräth. Wenn ein Pferd davon laufen könnte, wie es ihm beliebte, oder es einem Pfluge möglich wäre, sich in andere Hände als die seines Eigenthümers zu begeben, so wäre jeder regelrechte Betrieb ausgeschlossen. Herr Burbank mag nur seine Sklaven freigeben, und er wird bald sehen, was aus Camdleß-Bay wird.

– Das hätte er schon gethan, erwiderte Zermah, wenn die Umstände es ihm erlaubten. Ihnen, Herr Perry, kann das ja nicht unbekannt sein. Doch, wollen Sie wissen, was die Folge wäre? Kein Einziger hätte die Pflanzung verlassen und nichts hätte sich geändert, außer dem Rechte, die Schwarzen gleich Arbeitsthieren zu behandeln. Da auch Sie niemals von diesem Rechte Gebrauch gemacht haben, wäre Camdleß-Bay eben geblieben, was es vorher war.

– Meint Ihr etwa, Zermah, mich zu Euren Anschauungen bekehren zu können? fragte der Verwalter.

– Keineswegs, Herr Verwalter. Das wäre übrigens auch aus einem ganz nahe liegenden Grunde sehr unnütz.

– Und warum denn?

– Weil Sie über diese Frage eigentlich ganz ebenso denken, wie Herr Burbank, Herr Carrol und Herr Stannard, ja, wie alle Diejenigen, welche ein edles Herz und gerechten Sinn haben.

– Niemals, Zermah, niemals! Ja, ich behaupte sogar, was ich vertrete, das thue ich im wirklichen Interesse der Schwarzen. Wenn man diese ihrem freien Willen überläßt, so werden sie untergehen und die ganze Race wird bald verschwinden.

– Das glaub’ ich nicht, Herr Perry, was Sie auch sagen mögen. Auf jeden Fall wäre es jedoch besser, die Race ginge gänzlich unter, als in aller Ewigkeit der erniedrigenden Slaverei unterworfen zu sein!«

Der Verwalter hatte schon eine Antwort auf den Lippen und es ist wohl vorauszusetzen, daß seine Gegenbeweise noch lange nicht zu Ende waren. Eben wurde jedoch das Segel eingezogen und das Boot stieß an die Pfahlwand des Hafens. Hier sollte dasselbe die Rückkehr Zermah’s und des Verwalters erwarten. Beide gingen denn auch sofort an’s Land, um ihre Geschäfte zu besorgen.

Jacksonville liegt am linken Ufer des Saint-John, an der Grenze einer großen und niedrigen Ebene, die nur am Horizont von dem immergrünen Rahmen herrlicher Waldungen abgeschlossen wird. Mais- und Zuckerfelder, sowie, vorzüglich mehr in der Nähe des Flusses, ausgedehnte Reisplantagen nehmen den größten Theil des umgebenden Landes ein.

Vor kaum zehn Jahren war Jacksonville noch nichts als ein großes Dorf mit einer Art Vorstadt, deren Lehm- und Schilfrohrhütten der schwarzen Bevölkerung zur Wohnung dienten.

Jetzt begann das Dorf sich zur Stadt umzuwandeln, und zwar ebenso durch seine schöneren und bequemerer Gebäude, wie die besser angelegten und sorgsamer unterhaltenen Straßen und die seitdem mindestens verdoppelte Anzahl seiner Bewohner. Im Laufe des folgenden Monats sollte dieser Hauptort der

Grafschaft Duval durch die Eisenbahn mit Talhassee, der Hauptstadt von Florida, noch mehr gewinnen.

Schon hatten der Verwalter und Zermah bemerkt, daß in der Stadt eine besonders lebhaft Erregung herrschte. Einige hundert Leute, die einen Südstaatler amerikanischer Abstammung, die anderen Mulatten und Mestizen von spanischer Abkunft, erwarteten das Eintreffen eines Dampfers, dessen Rauchsäule ein Stück stromabwärts über einer niedrigen in den Saint-John vorspringenden Landspitze sichtbar wurde. Einige derselben hatten sich, um mit dem Dampfer noch schneller in Verbindung zu treten, in Hafenschaluppen geworfen, während Andere in den großen, einmastigen Dogres (das sind Flußschiffe, ähnlich den holländischen, zum Häringsfange dienenden Fahrzeugen) Platz nahmen, welche man so zahlreich auf dem Wasser des Saint-John bemerken kann.

Seit dem vorhergehenden Tage waren nämlich sehr ernsthafte Nachrichten vom Kriegsschauplatz eingegangen. Die geplanten Operationen, deren Gilbert Burbank in seinem Briefe Erwähnung gethan, wurden allmählich ins Werk gesetzt. Man wußte recht gut, daß die Flottille des Commodore Dupont in nächster Zeit unter Segel gehen und daß General Sherman diese mit Landungstruppen begleiten sollte. Nach welcher Seite diese Expedition sich richten würde, das blieb bisher noch unbestimmt, obwohl Alles darauf hindeutete, daß dieselbe den Saint-John und die Küste von Florida angreifen werde. Nach Gilbert war jetzt also Florida unmittelbar bedroht, von einem Einfalle föderalistischer Heere überzogen zu werden.

Als der Dampfer, der von Florida kam, an der Pfahlwand des Hafens von Jacksonville angelegt hatte, konnten dessen Passagiere jene Nachrichten nur allseitig bestätigen. Sie vervollständigten dieselben übrigens noch dahin, daß Commodore Dupont in der Bai von Saint-Andreas vor Anker

gehen werde, um den günstigen Augenblick abzuwarten, wo er sich einen Weg durch die enge Wasserstraße neben der Insel Amelia und in die Mündung des Saint-John erzwingen könne.

Sofort zerstreuten sich alle Gruppen in der Stadt und scheuchten dabei eine Menge jener großen Urubus auf, denen hier die Reinigung der Straßen allein obliegt. Alles schrie erregt durcheinander.

»Stand halten gegen die Nordstaatler! Nieder mit den Nordstaatler!« so lauteten die wilden Rufe, welche einzelne, Texar ergebene Rädelsführer unter das schon an sich aufgeregte Volk schleuderten. Auf dem großen Platze vor dem Court-House, dem Gerichtsgebäude, und bis zur bischöflichen Kirche hin kam es zu stürmischen Kundgebungen, und es kostete den Behörden keine geringe Mühe, das Aufbrausen der Volksmassen zu dämpfen, obgleich die Einwohner von Jacksonville, wie schon oben bemerkt, bezüglich der Frage der Sklaverei getheilte Ansicht waren. In solchen erregten Zeiten machen aber bekanntlich die frechsten Schreier und die hitzigsten Tollköpfe die Gesetze, während die gemäßigten Elemente der Herrschaft jener so gut wie immer unterliegen.

Vorzüglich war es in den Gasthäusern und Tiendas, wo die von starken Getränken angefeuerten Kehlen am lautesten wurden. »Die Bierbankhelden« – wie man bei uns sagen würde – entwickelten hier ihre Pläne, um dem Einfalle einen unüberwindlichen Widerstand entgegenzusetzen.

»Sofort müssen Milizen nach Fernandina gesendet werden! rief nun der Eine.

– In der Einfahrt zum Saint-John müssen Schiffe versenkt werden, brüllte ein Anderer.

– Wir müssen rund um die Stadt Erdbefestigungen aufwerfen und diese mit Kanonen spicken!

– Und auf der Eisenbahn von Fernandina nach Cedar-Keys schleunigst Hilfe herbeiholen!

– Auch das Leuchtfeuer muß gelöscht werden, damit die Flotte nicht in der Nacht in die Mündungen eindringen kann!

– Legt nur viel Torpedos in den Fluß!«

Von dieser Kriegsmaschine hatte man, obwohl sie zur Zeit des Secessionskrieges etwas noch ganz Neues war, doch schon reden hören, und ohne zu wissen, wie dieselbe eigentlich wirkte, hielt man es doch für angezeigt, von ihr Gebrauch zu machen.

»Vor Allem, erklärte einer der wüthendsten Redner in der Tienda Torillo's, sind alle Nordstaatler der Stadt und diejenigen Südstaatler, welche mit jenen übereinstimmen, in sicheren Gewahrsam zu bringen!«

Es wäre ja zu verwundern gewesen, wenn Niemand daran gedacht hätte, diesen Vorschlag zu machen, die Ultima ratio hirnverbrannter Parteigänger aller Zeiten. Derselbe wurde denn auch mit lauten Hochs aufgenommen. Zum Glück für die ehrbaren Leute von Jacksonville sollten die Behörden der Stadt denn doch noch etwas zögern, diesem Verlangen des Volkes nachzukommen.

Auf ihrem Wege durch die Straßen hatte Zermah auf Alles, was hier vorging, ein scharfes Auge gehabt, um ihren von dieser Bewegung direct bedrohten Herrn darüber aufklären zu können. Wenn man einmal zu Gewaltmaßregeln schritt, so beschränkten sich diese gewiß nicht auf die Stadt allein, sondern auch über sie hinaus bis nach den Pflanzungen in der Grafschaft. Sicherlich hatte man dabei Camdleß-Bay in erster Linie im Auge. Das veranlaßte die Mestizin, sich behufs Einziehung möglichst sicherer Nachrichten nach dem Hause zu begeben, das Herr Stannard außerhalb der Vorstadt bewohnte.

Es war das eine reizende, jede Bequemlichkeit bietende Stätte und angenehm in einer großen Oase gelegen, welche die Axt der Waldfäller an dieser Ecke der Ebene verschont hatte. In Folge der sorgsamten Aufmerksamkeit der Miß Alice, befand



sich das Haus im Innern wie im Aeußern in völlig tadellosem Zustande. Man erkannte schon die einsichtsvolle und pflichtgetreue Hausfrau in dem jungen Mädchen, die der Tod ihrer Mutter sehr frühzeitig berufen hatte, das ganze Personal Walter Stannard's zu überwachen.

Zermah wurde seitens des jungen Mädchens hochwillkommen geheißen. Miß Alice fing dieser gegenüber gleich an von Gilberts Brief zu sprechen. Zermah konnte ihr denselben fast wortgetreu wiederholen.

»Ja, er ist jetzt nicht entfernt, sagte Miß Alice, doch unter welchen Verhältnissen wird er nach Florida zurückkehren? Welche Gefahren können ihn noch vor dem Ausgange dieser Expedition bedrohen?

– Gefahren, Alice? nahm Mr. Stannard das Wort. Beruhige Dich! Gilbert hat beim Kreuzen an der Küste von Georgia und vorzüglich im Kampfe vor Port-Royal weit schlimmeren Gefahren die Stirn geboten. Ich bilde mir immer ein, der Widerstand der Floridier wird weder so furchtbar noch von langer Dauer sein. Was wollen sie beginnen mit dem Saint-John, auf dem die Kanonenboote bis ins Herz der Grafschaft eindringen können? Jede Vertheidigung scheint mir da sehr schwierig, wenn nicht gar unmöglich.

– O, sprächst Du doch wahr, lieber Vater, sagte Alice, und gebe der Himmel, daß dieser blutige Krieg bald sein Ende findet!

– Er kann nur mit der Niederwerfung des Südens ein Ende nehmen, erwiderte Mr. Stannard, das wird also noch lange dauern, und ich fürchte, daß Jefferson Davis mit seinen Generälen Lee, Johnston und Beauregard in den mittleren Staaten noch ernsten Widerstand leisten könne. Nein, die Bundestruppen werden mit den Conföderirten nicht allzuleichtes Spiel haben. Florida freilich können sie ohne

Schwierigkeit in die Hand bekommen; leider sichert ihnen dieser Besitz keineswegs den endlichen Sieg.

– Wenn Gilbert nur keine Unklugheit begeht! sagte Miß Alice, die Hände ringend. Wenn er dem Verlangen nachgäbe, seine Familie auf einige Stunden wiederzusehen, da er sich dieser so nahe weiß...

– Dieser und – Ihnen, Miß Alice, unterbrach sie Zermah, denn gehören Sie nicht auch schon zur Familie Burbank?

– Ja, Zermah, mit dem Herzen!

– Nein, nein, Alice, fürchte deshalb nichts, bemerkte Mr. Stannard. Gilbert ist viel zu vernünftig, sich in dieser Weise einem Unfalle auszusetzen, zumal da Commodore Dupont doch nur wenige Tage brauchen wird, um sich Floridas zu bemächtigen. Es wäre eine nicht zu entschuldigende Tollkühnheit, sich hier ins Land zu wagen, so lange die Förderliten noch nicht Herrn desselben sind...

– Und gerade jetzt, wo die Geister so erregt sind, um jeder Gewaltthätigkeit fähig zu sein! setzte Zermah hinzu.

– Freilich, eben heute ist die Stadt in höchster Aufregung, bestätigte Mr. Stannard. Ich habe sie gesehen und gehört, diese Volksverführer, Texar verläßt sie seit sechs bis acht Tagen gar nicht mehr.

Er treibt sie, spornt sie an, und die Uebelthäter werden schließlich die ganze Volksmasse zur Empörung reizen, und nicht nur gegen die Behörden allein, sondern auch gegen alle Einwohner, welche ihre Anschauungen nicht theilen.

– Halten Sie, Herr Stannard, sagte Zermah, es nicht für rathsamer, Jacksonville wenigstens während einiger Tage ganz zu verlassen? Es wäre doch ein Gebot der Vorsicht, hierher nicht zurückzukehren, bevor die förderliten Truppen in Florida eingetroffen sind. Herr Burbank hat mir aufgetragen, Ihnen zu wiederholen, daß er sich glücklich schätzen würde, Sie und Miß Alice im Castle-House zu sehen.

– Ja... ich weiß es... antwortete Mr. Stannard, ich habe Burbank's Anerbieten nicht vergessen... Doch ist Castle-House denn sicherer als Jacksonville? Wenn diese Abenteurer, jene gewissenlosen Tollköpfe, zur Herrschaft kämen, würden sie sich dann nicht auch über das Land ausbreiten und würden nicht gerade die Pflanzungen zuerst der Verwüstung durch sie ausgesetzt sein?

– Herr Stannard, warf Zermah dagegen ein, im Falle der Gefahr scheint es mir besser, vereinigt zu sein....

– Zermah hat Recht, lieber Vater. Gewiß wäre es besser, in Camdleß-Bay mit Allen zusammen zu sein.

– Ohne Zweifel, Alice, antwortete Mr. Stannard. Ich lehne auch das Anerbieten Burbank's gar nicht ab, glaube aber nicht, daß die Gefahr so nahe ist. Zermah wird unsere Freunde benachrichtigen, daß ich noch einige Tage brauche, meine Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und dann werden wir gern die Gastfreundschaft des Castle-House in Anspruch nehmen....

– Und sollte Herr Gilbert sich dort einfinden, sagte Zermah, so wird er wenigstens Alle, die er liebt, beisammen finden.«

Zermah nahm Abschied von Walter Stannard und seiner Tochter. Dann begab sie sich mitten durch die lärmende, immer noch anwachsende Volksmenge nach dem Landungsplatze, wo der Verwalter sie schon erwartete. Beide stiegen in das Boot, um den Fluß wieder zu überschreiten, und Perry nahm sein früheres Gespräch genau an dem Punkte, wo es abgebrochen worden war, wieder auf.

Ob sich Mr. Stannard, wenn er die Gefahr noch nicht so nahe wähnte, wohl täuschte? Die Ereignisse sollten sich leider überstürzen und Jacksonville davon die ersten Rückschläge empfinden.

Die föderalistische Regierung ging inzwischen immer noch mit einiger Schonung vor, um die Interessen des Südens nicht mehr als nöthig zu verletzen.

Sie griff nur zu allmählich fortschreitenden Maßregeln. Zwei Jahre nach Eröffnung der Feindseligkeiten hatte der weise Abraham Lincoln die Abschaffung der Slaverei auf dem ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten noch immer nicht officiell ausgesprochen. Noch mehrere Monate sollten vergehen, bis eine Botschaft des Präsidenten die Frage der Auslösung und allmählichen Emancipation der Schwarzen verkündete, bevor die gänzliche Befreiung proclamirt und die Eröffnung eines Credits von einer Million Dollars beschlossen wurde mit der Bestimmung, zur Schadloshaltung früherer Besitzer für jeden frei gegebenen Slaven dreihundert Dollars auszuzahlen. Wenn einzelne Generäle des Nordens sich berechtigt geglaubt hatten, in den von ihren Truppen besetzten Ländern die Dienstbarkeit der Schwarzen aufzuheben, so wurden sie bisher stets desavouirt. Es herrschte eben noch keine völlige Uebereinstimmung bezüglich dieser Frage und man sprach sogar von einigen Heerführern der Unionisten, welche diese Maßregeln weder vernünftig noch zweckmäßig fanden.

Inzwischen nahmen die kriegesischen Ereignisse und meist zum Nachtheile der Conföderirten immer ihren Fortgang. Der General Price hatte am 12. Februar mit seinen Milizen aus Missouri ganz Arkansas räumen müssen. Wir wissen schon, daß das Fort Henry von den Föderirten genommen und besetzt worden war. Jetzt griffen diese das von zahlreicher Artillerie vertheidigte Fort Donelson an, welches außerdem noch durch Außenwerke, die auch die kleine Stadt Dover umschlossen, geschützt wurde. Trotz Kälte und Schnee fiel das doppelt, auf der Landseite von fünfzehntausend Mann unter General Grant und auf der Wasserseite von den Kanonenbooten des Commodore Foot bedrohte Fort am 14. Februar mit einer

ganzen Division von Südstaatlern, Mannschaften und Kriegsmaterial, den Förderirten in die Hände.

Für die Conföderirten war das ein sehr harter Schlag und die Wirkung dieser Niederlage machte sich weithin fühlbar. Als nächste Folge führte sie den Rückzug des General Johnston herbei, der die wichtige Stadt Nashville am Cumberland aufgeben mußte. Die vom Schrecken gepackten Einwohner verließen dieselbe bald nach ihm, und dasselbe Loos traf wenige Tage später das Fort Columbus. Der ganze Staat Kentucky war damit der Bundesregierung wieder unterworfen.

Man begreift leicht, mit welchen Empfindungen von Zorn, welchen Gedanken an Rache diese Ereignisse in Florida aufgenommen wurden.

Die Behörden wären gar nicht im Stande gewesen, diese Aufregung zu dämpfen, welche sich bis in die Weiler der entferntesten Grafschaften hinein verbreitete. Die Gefahr wuchs jetzt sozusagen von Tag zu Tag für Jeden, der nicht die Anschauungen des Südens theilte und sich den Plänen zum Widerstand gegen die förderirte Armee offen anschloß. In Talhassee wie in Saint-Augustine kam es zu Ruhestörungen, deren Unterdrückung sich ziemlich schwierig gestaltete; vorzüglich aber war es in Jacksonville, wo die Erhebung des Volkes zunächst in Gewaltthätigkeiten auszuarten drohte.

Unter solchen Umständen mußte die Lage von Camdleß-Bay immer schwieriger werden. Mit seinem ihm ergebenen Personale konnte James Burbank zwar, wenigstens dem ersten, etwa auf die Pflanzung gerichteten Sturm widerstehen, obgleich es jener Zeit sehr schwer war, sich Waffen und Schießbedarf in ausreichender Menge zu beschaffen. Mr. Stannard aber, der in Jacksonville in erster Linie bedroht war, hatte alle Ursache, für die Sicherheit seiner Wohnung, seiner Tochter und aller Seinen zu fürchten.

James Burbank schrieb Jenem, da ihm die Gefahren dieser Lage bekannt waren, einen Brief nach dem anderen. Er entsandte mehrere Boten mit der Bitte, sich unverzüglich zu ihm nach dem Castle-House zu begeben. Dort sei man verhältnißmäßig in Sicherheit, wenn es darauf ankäme, eine andere Zuflucht zu suchen, und wenn es nöthig würde, tiefer hinein ins Land zu entfliehen bis zu dem Augenblick, wo die föderirten Truppen durch ihre Anwesenheit wieder einige Sicherheit gewährleisteten, so werde man das von hier aus besser bewerkstelligen können.

Auf dieses Drängen hin entschloß sich Mr. Walter Stannard, Jacksonville unverzüglich zu verlassen und sich nach Camdleß-Bay zu flüchten. Er brach am Morgen des 23. so heimlich als möglich und ohne etwas von seiner Absicht merken zu lassen, auf. Ein Boot erwartete ihn im Hintergrunde einer kleinen Bucht des Saint-John, etwa eine Meile stromaufwärts. Miß Alice und er bestiegen dasselbe, fuhren rasch quer über den Fluß und langten glücklich an dem kleinen Hafen an, wo die Familie Burbank sie erwartete.

Man kann sich leicht vorstellen, welcher Empfang ihnen zu theil ward. Alice war ja so gut wie eine Tochter von Frau Burbank, und jetzt sahen sich Alle vereinigt. Die bösen Tage hoffte man nun mit mehr Sicherheit und jedenfalls mit weniger Angst zu verbringen.

In der That war es die höchste Zeit gewesen, aus Jacksonville wegzukommen. Am nächsten Tage schon wurde des Haus des Mr. Stannard von einer Bande Missethäter überfallen, welche ihre Schandthaten mit dem bequemen Mantel des localen Patriotismus verdeckten. Die Behörde hatte große Mühe eine Plünderung desselben zu verhüten, sowie einige andere Wohnungen zu schützen, welche ehrbaren Bürgern gehörten, die nur nicht mit den Separatisten in ein Horn stießen. Offenbar nahte die Stunde heran, wo die rechtmäßigen Behörden

verdrängt und durch Anführer der aufständischen Menge ersetzt werden sollten. Diese aber würden, statt Gewaltthätigkeiten entgegenzutreten, solche vielmehr selbst veranlassen.

Wirklich hatte, wie Mr. Stannard früher Zermah sagte, Texar sich seit einer Reihe von Tagen entschlossen, seinen unbekannten Schlupfwinkel zu verlassen, um sich nach Jacksonville zu begeben. Hier fand er seine gewohnten Spießgesellen, die sich aus der Hefe der Bevölkerung recrutirten und von verschiedenen Pflanzungen an beiden Ufern des Flusses zusammengeströmt waren. Diese Tollköpfe beabsichtigten nichts anderes, als den Städten ebenso wie dem ganzen Lande ihren Willen aufzuzwingen. Sie standen mit der Mehrzahl gleichgesinnter Anhänger in den verschiedenen Grafschaften von Florida in schriftlichem Verkehr, und indem sie die Sklavenfrage überall geschickt voran stellten, gewannen sie jeden Tag an Einfluß. Noch kurze Zeit, und sie mußten in Jacksonville wie in Saint-Augustine, wo schon alle Landstreicher, Abenteurer und Waldläufer, deren es hier zu Lande sehr viele gibt, sich zusammenfanden, die Herren sein, über die öffentliche Gewalt gebieten und die Civil- und Militärmacht in ihrer Hand vereinigen. Die Milizen wie die regulären Truppen würden dann nicht zaudern, mit jenen Hitzköpfen gemeinsame Sache zu machen, wie es ja unglücklicher Weise in erregten Zeiten meist der Fall ist, wenn die rohe Gewalt das Heft in der Hand hält.

James Burbank war über Alles, was außerhalb vorging, sehr wohl unterrichtet. Mehrere seiner Vertrauten, auf die er zählen konnte, hielten ihn bezüglich der Bewegung, die sich in Jacksonville vorbereitete, stets auf dem Laufenden. Er wußte, daß Texar wieder aufgetaucht war, daß sein trauriger Einfluß auf die untere Volksclasse, welche wie er meist spanischer Abkunft war, immer zunahm. Ein solcher Mann an der Spitze

der Stadt war eine unmittelbare Bedrohung für Camdleß-Bay; James Burbank bereitete sich auch für alle Fälle vor, entweder auf heftigen Widerstand, wenn dieser möglich schien, oder auf eine Flucht, wenn es nothwendig sein sollte, Castle-House der Plünderung und Zerstörung durch Feuer preis zu geben. Die Sicherheit seiner Familie und seiner Freunde möglichst zu erhöhen, war und blieb sein unablässiger Gedanke.

Während dieser Tage zeigte Zermah wirklich die rührendste Ergebenheit. Jede Stunde überwachte sie die Grenzen der Besetzung, vorzüglich an der Flußseite. Einige Sklaven, welche sie unter den Intelligentesten und Besten ausgewählt hatte, blieben Tag und Nacht auf den Posten, die sie ihnen bestimmte. Jede Unternehmung gegen die Pflanzung mußte also sofort gemeldet werden können. Die Familie konnte nicht überrascht werden, ohne Zeit zum Rückzuge nach dem Castle-House zu gewinnen.

Es war jedoch nicht ein directer Angriff mit bewaffneter Hand, um deswillen sich James Burbank vorläufig zu sorgen brauchte. So lange die Herrschaft nicht in den Händen Texar's und seinesgleichen war, konnte man das nicht wohl wagen. Unter dem Drucke der öffentlichen Meinung wurde die Behörde dagegen zu einer Maßregel veranlaßt, welcher den Anhängern der gegen den Norden so überaus feindlich gesinnten Leute eine Art Genugthuung bieten sollte.

James Burbank war vielleicht der bedeutendste Pflanzer von Florida, sowie der reichste von denen, deren Anschauungen man hinlänglich kannte, man hielt also zunächst immer ihn im Auge und er wurde in die Lage gebracht, sich über seine persönliche Gesinnung bezüglich der Sklavenbefreiung inmitten eines Sklavenstaates auszusprechen.

Am Abend des 26. erschien ein Gerichtsdieners von Jacksonville auf Camdleß-Bay, der ein an James Burbank adressirtes Schreiben überbrachte.



Dasselbe enthielt Folgendes:

»Vorladung – an Mr. James Burbank, sich in Person morgen am 27. Februar elf Uhr Vormittags im Court-Justice vor den Richtern von Jacksonville einzufinden.«

Nichts weiter.

## Siebentes Capitel

### *Und doch*

Wenn das auch noch nicht ein Donnerschlag war, so war es doch der Blitz, der diesem vorangeht.

James Burbank schien nicht besonders betroffen, doch welche Beunruhigung machte es seiner ganzen Familie. Warum wurde der Eigenthümer von Camdleß-Bay nach Jacksonville »befohlen«?

Denn es war schon mehr ein Befehl als eine gewöhnliche Vorladung, vor den Richtern zu erscheinen. Was wollte man von ihm? Bildete diese Maßnahme etwa nur den Vorläufer einer Intrigue, die gegen ihn angesponnen worden war? Und war seine Freiheit, vielleicht gar sein Leben durch die zu erwartende Entscheidung bedroht? Wenn er Castle-House verließ, wenn er gehorchte, würde man ihn auch dahin wieder heimkehren lassen? Und wenn er nicht gehorchte, würde man Gewalt anwenden, ihn nach der Stadt zu führen? Und welchen Gefahren, welchen Gewaltthätigkeiten würden die Seinigen dann ausgesetzt sein? – Das waren etwa die Fragen, die er im Geiste überwog.

»Du wirst nicht gehen, James!«

Frau Burbank sprach diese Worte, doch man empfand es, daß sie im Namen Aller sprach.

»Nein, Herr Burbank, setzte Alice hinzu, Sie können nicht daran denken, uns zu verlassen.

– Und Dich der Gnade und Ungnade solcher Leute preiszugeben!« bemerkte Edward Carrol.

James Burbank hatte nicht geantwortet. Anfangs mochte sich gegenüber dieser brutalen Vorladung sein ganzes Innere empört haben, denn es kostete ihm viel Mühe sich zu beherrschen.

Was war denn Neues geschehen, das den ganzen Magistrat jetzt so kühn machte? Sollten die Gefährten und Spießgesellen Texar's schon die Herren geworden sein? Hatten sie die Behörden gestürzt, welche immer noch einige Mäßigung an den Tag legten, und übten sie jetzt die Gewalt an deren Stelle? – Nein. – Der Verwalter Perry, der erst diesen Nachmittag von Jacksonville gekommen war, hatte keine Neuigkeit dieser Art mitgebracht.

»Sollte es nicht, ließ Mr. Stannard sich vernehmen, vielleicht ein neues kriegesisches, zum Vortheil der Südstaaten ausgefallenes Ereigniß sein, das den Leuten jetzt den Muth gibt, ganz rücksichtslos gegen uns aufzutreten?

– Ich fürchte fast, daß so etwas zu Grunde liegt, antwortete Edward Carrol. Hätte der Norden eine Niederlage erlitten, so fühlten sich die Schurken durch die Annäherung des Commodore Dupont nicht mehr bedroht und sie wären im Stande, jeden Exceß zu begehen.

– Man sprach davon, sagte Mr. Stannard, daß die föderirten Truppen sich in Texas vor den Milizen Sibley's zurückziehen und nach einer schweren bei Valverde erlittenen Niederlage wieder hätten über den Rio-Grande gehen müssen. Das theilte mir wenigstens ein Mann aus Jacksonville mit, dem ich vor kaum einer Stunde begegnete.

– Nun, da hätten wir es ja, meinte Edward Carrol, was diesen Leuten den Kamm so schwellen gemacht hat.

– Die Armee Sherman's, die Flotille Dupont's werden also nicht eintreffen! rief Frau Burbank.

– Wir haben erst den 26. Februar, erwiderte Miß Alice, und nach Gilberts Brief würden die föderirten Schiffe vor dem 28. nicht in See gehen.

– Und dann haben sie erst noch bis zu den Mündungen des Saint-John hinunterzusegeln, setzte Mr. Stannard hinzu, darauf sind die Durchfahrten zu forciren und es gilt auch die Barre zu überschreiten und bis Jacksonville hinunterzudampfen. Das erfordert mindestens zehn Tage....

– Zehn Tage! murmelte Alice.

– Zehn Tage!... rief auch Frau Burbank, und wie viel Unheil kann bis dahin über uns kommen!«

James Burbank hatte an dem Gespräch keinen Theil genommen. Er überlegte. Gegenüber der ihm zugegangenen Vorladung fragte er sich, was er thun solle.

Folgte er der Ladung nicht, so lief er Gefahr, den ganzen Pöbel von Jacksonville unter offener oder stillschweigender Zustimmung der Behörden sich auf Camdleß-Bay stürzen zu sehen und damit seine Familie ganz unberechenbaren Gefahren auszusetzen. Nein, es war besser, in dieser Angelegenheit mit eigener Person einzutreten. Sollte dadurch wirklich seine Freiheit, selbst sein Leben bedroht werden, so durfte er doch hoffen, diese Gefahr auf sich allein beschränkt zu sehen.

Frau Burbank betrachtete ihren Gatten mit lebhafter Unruhe; sie fühlte, daß dieser mit sich kämpfte, und zögerte deshalb, eine Frage an ihn zu richten. Auch Miß Alice, Mr. Stannard oder Edward Carrol wagten es nicht ihn zu fragen, welche Antwort er auf den von Jacksonville eingetroffenen Befehl zu geben denke.

Da war es die kleine Dy, welche sich, natürlich unbewußt, zum Dolmetscher der Empfindungen Aller machte. Sie war nahe an ihren Vater herangetreten, der sie auf seine Knie gesetzt hatte.

»Papa? begann das Kind.

- Was willst Du, mein Herzchen?
- Wirst Du zu den bösen Leuten gehen, die uns so viel Unglück bereiten wollen?
- Ja... ich werde gehen!...
- James!... rief Frau Burbank.
- Es muß sein!... Es ist meine Bürgerpflicht!... Ich werde gehen.«

James Burbank hatte sich so entschieden geäußert, daß es unnütz gewesen wäre, seinen Entschluß, dessen mögliche Folgen er gewiß allseitig erwogen hatte, weiter bekämpfen zu wollen. Seine Gattin hatte sich ihm genähert, sie schmiegte sich an ihn und preßte ihn in die Arme, aber sie sagte nichts mehr. Was hätte sie auch noch anführen können?

»Liebe Freunde, begann da James Burbank, es ist Alles in Allem nicht unwahrscheinlich, daß wir die Tragweite dieses auffallenden Willküractes bedeutend überschätzen. Was kann mir denn vorgeworfen werden? Etwas Thatsächliches gewiß nicht, das wissen Alle zu gut. Will man gar meine Anschauungen als straffällig anfechten... sie mögen es versuchen! Meine Anschauungen gehören mir! Ich habe sie vor meinen Widersachern nie verhehlt, und was ich mein ganzes Leben lang gedacht habe, das kann und werde ich Jedermann, wenn es sein muß, auch offen ins Gesicht wiederholen.

- Wir begleiten Dich, sagte Edward Carrol.
- Ja, fiel Mr. Stannard zustimmend ein. Wir lassen Sie nicht ohne uns nach Jacksonville gehen.
- Nein, liebe Freunde, entgegnete James Burbank. Mir allein gilt die Vorladung, vor dem Richtercollegium im Court-Justice zu erscheinen, und ich werde demnach allein gehen. Es könnte überdies der Fall eintreten, daß ich mehrere Tage zurückgehalten würde, das bedingt um so dringender Eure fernere Anwesenheit auf Camdleß-Bay, denn Euch allein muß ich inzwischen unsere Familie anvertrauen.

– Du willst uns also verlassen, Papa? schluchzte die kleine Dy.

– Ja, mein Schatz, antwortete James Burbank fast heiteren Tones. Doch wenn ich auch morgen nicht mit Dir frühstücken sollte, so kannst Du darauf zählen, daß ich wenigstens zur Mittagszeit zurück bin, und den Abend verbringen wir wieder Alle miteinander. – Ah, gut, daß ich's nicht vergesse, so kurze Zeit ich auch nur in Jacksonville bleibe, werd' ich doch Zeit genug haben, Dir irgend etwas zu kaufen. Was würde Dir denn eine rechte Freude machen? – Was soll ich Dir mit heimbringen?

– Dich, mein guter Papa... Dich!...« antwortete das Kind.

Nach diesem Worte, welches so recht bezeichnend die Wünsche Aller ausdrückte, trennte sich die Familie und James Burbank ordnete nur noch diejenigen Sicherheitsmaßregeln an, welche die Umstände zu erfordern schienen.

Die Nacht verstrich ohne Zwischenfall. Am folgenden Morgen schlug James Burbank, der mit dem ersten Tagesgrauen aufgestanden war, den Weg durch die nach dem kleinen Hafen führende Bambusallee ein. Dort ordnete er an, von acht Uhr ab ein Boot bereit zu halten, das ihn über den Strom setzen sollte.

Als er, von der Landungsstelle zurückkehrend, dem Castle-House zuschritt, kam Zermah auf ihn zu.

»Herr Burbank, sagte sie, Ihr Entschluß steht also fest? Sie wollen sich nach Jacksonville begeben?

– Ohne Zweifel, Zermah; dazu bin ich schon in unser Aller Interesse gezwungen. Du verstehst mich doch, nicht wahr?

– Ja, Herr, eine Weigerung von Ihrer Seite könnte die Banden Texar's nach Camdleß-Bay locken.

– Und diese Gefahr, die schlimmste von allen, gilt es auf jeden Fall zu vermeiden! fügte James Burbank ihren Worten hinzu.

– Wünschen Sie, daß ich Sie begleite?  
– Ich wünsche im Gegentheil, daß Du bestimmt auf der Pflanzung bleibst, Zermah. Du mußt bei der Hand, mußt meiner Frau und meinem Töchterchen nahe sein, wenn diese vor meiner Rückkehr von irgend welcher Gefahr bedrängt würden.

– Ich werde sie nicht verlassen, Herr Burbank.

– Du hast nichts Neues erfahren?

– Nein; gewiß ist nur, daß verschiedene verdächtige Gestalten rings um die Pflanzung auf der Lauer liegen oder diese wenigstens überwachen. Diese Nacht haben auch zwei oder drei Boote auf dem Strome gekreuzt. Sollten die Leute eine Ahnung davon haben, daß Herr Gilbert abgereist ist, um in den Dienst der föderirten Armee zu treten, daß er unter den Befehlen des Commodore Dupont steht und sich vielleicht versucht fühlen könnte, einmal heimlich nach Camdleß-Bay zu kommen?

– Mein braver Sohn! antwortete Mr. Burbank. Nein, er besitzt zu viel gesunden Menschenverstand, um eine solche Unbesonnenheit zu wagen.

– Ich fürchte nur, meinte Zermah, Texar hegt in dieser Beziehung einigen Verdacht. Allen Gerüchten nach wächst sein Einfluß mit jedem Tage. Wenn Sie in Jacksonville sind, hüten Sie sich vor diesem Texar, Herr...

– Ja wohl, Zermah, wie vor einer giftigen Schlange. Doch, ich bin auf meiner Hut. Versuchte er etwa während meiner Abwesenheit einen Handstreich auf das Castle-House...

– Fürchten Sie nur für sich allein, Herr Burbank, aber sorgen Sie sich ja nicht um uns. Ihre Sklaven werden die Pflanzung zu vertheidigen wissen, ja, wenn es nöthig wäre, für Sie bis zum letzten Mann in den Tod gehen. Sie sind Ihnen Alle, Alle ergeben, sie lieben Sie so innig! Ich weiß, was die Leute denken, was sie sagen, und weiß, wessen sie fähig sind. Von

anderen Ansiedelungen aus wurde schon der Versuch gemacht, sie zur Auflehnung zu überreden... sie haben Keiner davon ein Wort hören wollen. Alle bilden nur eine einzige große Familie, welche sozusagen in der Ihrigen wurzelt. Sie können auf Ihre Leute zählen.

– Ich weiß es, Zermah, und ich rechne auf dieselben.«

James Burbank kehrte nach der Wohnung zurück. Als die Zeit herangekommen war, verabschiedete er sich von seiner Frau, von der kleinen Tochter und Miß Alice. Er versprach ihnen seinerseits die größte Selbstbeherrschung gegenüber jenen Beamten, wer diese auch seien, die ihn vor ihren Richterstuhl verlangt hatten, und verpflichtete sich, Alles zu unterlassen, was Gewaltthätigkeiten gegen ihn herbeiführen könnte. Sicherlich würde er noch denselben Tag wieder heimkehren. Dann rief er allen den Seinen noch ein herzliches Lebewohl zu und machte sich zum Aufbruch fertig. Ohne Zweifel hatte James Burbank begründete Ursache, für seine Person zu fürchten, doch war er weit unruhiger wegen seiner ganzen Familie, die er, jeder Gefahr ausgesetzt, im Castle-House zurückließ.

Walter Stannard und Edward Carrol gaben ihm bis zum kleinen Hafen das Geleite. Dort traf er noch seine letzten Anordnungen, und unter günstiger Südost-Brise entfernte sich das Boot rasch von der Landungsstelle von Camdleß-Bay.

Eine Stunde später, gegen zehn Uhr, ging James Burbank an dem Quai von Jacksonville ans Land.

Dieser Quai zeigte sich zur Zeit auffallend verödet; hier befanden sich nur einige fremde Matrosen mit Löschung mehrerer Dogres beschäftigt. James Burbank wurde also bei seiner Ankunft nicht erkannt und konnte sich, ohne vorher schon angemeldet zu werden, zu einem seiner Geschäftsfreunde begeben, der am anderen Ende des Hafenplatzes wohnte.



Mr. Harvey war erstaunt und sehr ängstlich betroffen, ihn zu sehen. Er hatte nicht geglaubt, daß Mr. Burbank der schroffen Vorladung, sich den Richtern des Court-Justice zu stellen, Folge leisten würde. In der Stadt herrschte im allgemeinen dieselbe Ansicht. Worauf jener lakonische Befehl, vor den Richtern zu erscheinen, eigentlich fußte, konnte Mr. Harvey auch nicht sagen. Wahrscheinlich wollte man, um dem drängenden Volkswillen ein Zugeständniß zu machen, von James Burbank bündige Erklärungen verlangen über sein Verhalten seit Ausbruch des Bürgerkrieges, wie über seine – übrigens hinlänglich bekannten – Anschauungen betreffs der Sklavenfrage. Vielleicht hatte man auch den Hintergedanken, sich, wenn dazu irgend eine brauchbare Handhabe gefunden wurde, seiner Person zu bemächtigen, um den reichsten nordstaatlichen Pflanze von Florida als eine Art Geißel für das Verhalten seiner Gesinnungsgenossen in der Hand zu haben. Mr. Harvey meinte, es wäre für ihn doch wohl rathsamer gewesen, auf Camdeß-Bay zu bleiben, ja, er könne sogar, da bis jetzt Niemand von seinem Hiersein wußte, noch unbemerkt dahin zurückkehren.

James Burbank war aber nicht gekommen, um davon zu gehen. Er wollte wissen, woran er sei. Er sollte es erfahren.

An seinen Geschäftsfreund stellte er noch folgende wichtige Fragen, wie sie die Lage, in der er sich befand, naturgemäß eingab:

»Waren hier die öffentlichen Behörden zu Gunsten der Pöbelhelden von Jacksonville schon gestürzt?«

(Noch nicht, ihre Lage war aber sehr unsicher geworden. Beim ersten Aufstandsversuche sei ihre Verdrängung durch den Druck der Verhältnisse zu erwarten.)

»Hatte nicht der Spanier Texar bei der sich vorbereitenden Volksbewegung die Hand im Spiele?«

(Ja; man betrachtete ihn als den Parteiführer der Slaveryfreunde in Florida. Seine Genossen und er würden sich bald zu Herren der Stadt aufschwingen.)

»Hatten die letzten Kriegsnachrichten, welche sich gerüchtweise schon in ganz Florida zu verbreiten begannen, Bestätigung gefunden?«

(Ja, in der allerletzten Zeit. Die Organisation der Südstaaten war zur vollendeten Thatsache geworden. Die am 22. Februar endgiltig eingesetzte Regierung wählte Jefferson Davis zum Präsidenten und Stephens zu dessen Stellvertreter. Beide waren für den Zeitraum von sechs Jahren erwählt. In dem aus zwei Kammern bestehenden, in Richmond zusammengetretenen Congress hatte Jefferson Davis vor drei Tagen den Antrag auf obligatorische Dienstpflicht eingebracht. Seitdem hatten die Conföderirten auch einige theilweise, im Ganzen aber bedeutungslose Erfolge davongetragen. Uebrigens drang, wie man sagte, seit dem 24. ein beträchtlicher Theil der Armee des Generals Mac Clellan über den oberen Potomac vor, wodurch die Räumung von Columbus seitens der Südstaatler bedingt wurde. Jetzt stand auch eine große Schlacht am Mississippi bevor, in der die Armee der Separatisten sich mit der des General Grant messen sollte.)

»Und das Geschwader des Commodore Dupont – würde es vor den Mündungen des Saint-John erscheinen?«

(Es ging das Gerücht, daß dasselbe binnen etwa zehn Tagen die Einfahrt zu erzwingen versuchen werde. Wenn Texar und dessen Spießgesellen also einen Handstreich planten, der die Stadt in ihre Gewalt bringen und ihnen zur Befriedigung persönlicher Rachegelüste Gelegenheit geben sollte, so dürften sie damit nicht lange zaudern.)

Das war der höchst gespannte Stand der Dinge in Jacksonville, bei dem Niemand wissen konnte, ob der »Fall

Burbank« die Weiterentwicklung nicht überraschend beschleunigen würde.

Als die für sein Erscheinen bestimmte Stunde schlug, verließ James Burbank das Haus seines Geschäftsfreundes und begab sich nach dem Platze, wo das Gebäude des Court-Justice sich erhob. In den Straßen herrschte jetzt eine lebhafte Bewegung und dichte Volksmengen drängten sich nach derselben Richtung, wie er ging, dahin. Man fühlte voraus, daß sich aus dieser an sich unbedeutenden Sache ein Aufstand mit den beklagenswerthesten Folgen entwickeln könne.

Der Platz war voll von Leuten aller Art – von ärmeren Weißen, Negern und Mestizen, welche einen Höllenlärm verführten. Hatten auch nur verhältnißmäßig Wenige in den räumlich etwas beschränkten Verhandlungssaal des Gerichtsgebäudes Einlaß finden können, so befanden sich darin doch eine Anzahl Anhänger Texar's, bunt durcheinander gewürfelt mit einer gewissen Menge ehrbarer und jedem ungerechten Verfahren abholder Leute. Auf jeden Fall mußte es Letzteren aber schwer werden, demjenigen Theile der Bevölkerung Widerstand zu leisten, der sich nun einmal den Sturz der jetzigen Obrigkeit Jacksonvilles zum Ziele gesetzt hatte.

Als James Burbank auf dem Platze erschien, wurde er sofort erkannt und von den verschiedensten Seiten ertönten laute Ausrufe, die man schwerlich hätte zu seinen Gunsten deuten können. Einzelne muthigere Bürger umringten ihn; sie wollten nicht zulassen, daß ein ehrenwerther und geachteter Mann, wie der Pflanze von Camdeß-Bay es war, schutzlos den Rohheiten der Menge preisgegeben sei. Schon indem er der ihm zugegangenen Vorladung nachkam, gab er einen gleichzeitigen Beweis von selbstbewußter Würde und Entschlossenheit. Das mußten Ehrlichdenkende ihm Dank wissen.

James Burbank konnte sich also über den Platz Bahn brechen. Er gelangte nach der Thürschwelle des Court-Justice, trat ein und begab sich vor den Richtersitz, wohin er gegen alles Recht gerufen worden war.

Der oberste Beamte der Stadt und seine Beisitzer befanden sich schon an ihrem Platze. Es waren gemäßigte Männer, denen man ihr gerechtes Urtheil nachrühmte. Es ist deshalb leicht verständlich, welchen Bedrohungen sie seit Ausbruch des Secessionskrieges stets ausgesetzt gewesen sein mochten. Welcher Muth gehörte nicht schon dazu, jetzt in ihrer Stellung zu bleiben, und welche Energie, sich auch darin zu erhalten. Wenn sie bisher noch allem Anstürmen aufrührerischer Elemente hatten widerstehen können, so lag das in dem Umstande, daß die Sklavenfrage gerade in Florida, wie wir wissen, die Geister nicht allzusehr erregte, während sie in den anderen Südstaaten alle Leidenschaften wachrief. Immerhin gewannen die separatistischen Anschauungen allmählich an Boden, und damit wuchs natürlich der Einfluß der zu einem Handstreich vorbereiten Abenteurer und Landstreicher aus allen Theilen der Grafschaft. Ja, es war nur die Absicht, der öffentlichen Meinung ein Zugeständniß zu machen, daß die Behörden, dem Drucke tollster Hitzköpfe nachgebend, sich entschlossen hatten, James Burbank auf die Anklage eines der Führer jener Partei, des Spaniers Texar, vor ihre Schranken zu fordern.

Das von der einen Seite beifällige, von der anderen mißfällige Murmeln, welches den Besitzer von Camdleß-Bay bei seinem Eintritte in den Saal empfing, beruhigte sich bald. Vor der Schranke stehend, mit dem ruhigen Blicke eines Mannes, den nichts zu erschüttern vermag, wartete James Burbank nicht einmal, bis der Richter die gewöhnliche Vorbefragung begann.

»Sie haben James Burbank vorladen lassen, sagte er mit fester Stimme. James Burbank steht vor Ihnen!«

Trotzdem erfüllte man zunächst die vorgeschriebenen Formalitäten, bei welchen Burbank ganz kurz und bündig die verlangten Antworten gab. Dann fragte er:

»Wessen beschuldigt man mich?

– Durch Worte oder vielleicht auch durch Thaten den Anschauungen und Hoffnungen feindlich entgegenzuwirken, welche jetzt Florida erfüllen.

– Und wer klagt mich an? forschte James Burbank weiter.

– Ich!«

Dieses Wort kam von Texar; James Burbank hatte dessen Stimme erkannt. Er wandte darauf nicht einmal den Kopf nach dessen Seite hin, sondern begnügte sich, über diesen erbärmlichen Ankläger, der ihn in diese Lage gebracht, verächtlich mit den Achseln zu zucken.

Die Begleiter und Anhänger Texar's feuerten ihren Führer durch Zurufe und bedeutsame Handbewegungen weiter an.

»Zunächst, sagte dieser, schleudere ich James Burbank die Thatsache seiner Eigenschaft als geborener Nordstaatler ins Gesicht. Seine Anwesenheit in Jacksonville ist inmitten eines conföderirten Staates schon eine andauernde Beleidigung. Da er nach Herz und Abstammung den Nordstaatlern zugehört, warum ist er nicht wieder nach dem Norden gezogen?

– Ich bin in Florida, weil es mir paßt daselbst zu sein, antwortete James Burbank. Seit zwanzig Jahren wohne ich in dieser Grafschaft. Wenn ich hier nicht geboren bin, weiß man wenigstens, woher ich stamme. Das mögen sich Die gesagt sein lassen, deren Vergangenheit man nicht kennt, die sich hüten, vor Anderer Augen zu wohnen und deren Privatleben mit gerechterem Grunde untersucht zu werden verdient, als das meinige.«

Texar, der doch durch diese Antwort direct angegriffen war, veränderte sich nicht.

»Und dann...? fuhr James Burbank fort.

– Dann?... nahm der Spanier wieder das Wort. In dem Augenblicke, wo das Land sich für Beibehaltung der Sklaverei erhebt, wo es bereit ist, zur Zurückweisung der föderirten Heere sein Blut zu verspritzen, beschuldige ich ferner James Burbank, Abolitionist zu sein und abolitionistische Propaganda zu treiben.

– James Burbank, mischte sich hier der Richter ein, Sie begreifen, daß eine solche Beschuldigung unter den obwaltenden Verhältnissen von schwerstwiegender Bedeutung ist. Ich bitte Sie also, sich darüber auszulassen.

– Herr Richter, antwortete James Burbank, meine Antwort wird sehr einfach lauten. Ich habe weder jemals eine derartige Propaganda getrieben, noch wird es mir in Zukunft einfallen, das zu thun. Diese Anklage beruht auf falscher Voraussetzung. Was meine Ansicht über die Sklaverei angeht, sei es mir erlaubt, diese hier darzulegen. Ja, ich bin für Abschaffung der Sklaverei, ebenso wie ich den Kampf, den der Süden gegen den Norden unternimmt, tief beklage. Ja, ich fürchte sogar, der Süden gehe dem schlimmsten Unheil entgegen, das er hätte vermeiden können, und in seinem eigenen Interesse hätte ich ihn gern einen anderen Weg einschlagen sehen, statt sich in einen Krieg gegen die gesunde Vernunft, gegen das öffentliche Gewissen einzulassen. Sie werden einst noch erkennen, daß Die, welche zu Ihnen wie ich heute sprechen, nicht Unrecht gehabt haben. Wenn die Stunde einer Umwandlung, eines moralischen Fortschrittes geschlagen hat, ist jedes Widerstreben eine – Thorheit.

Außerdem würde eine Lostrennung des Südens von dem jetzigen Bundesstaate einem Verbrechen gegen das amerikanische Vaterland gleichstehen. Weder Vernunft, noch

Gerechtigkeit oder Macht sind auf Ihrer Seite, und jenes Verbrechen wird also unterbleiben.«

Diesen Worten wurde zunächst einige Zustimmung zutheil, welche lautere Schreier jedoch sofort unterdrückten. Die Mehrzahl einer Zuhörerschaft von Leuten ohne Glauben und Gesetz konnte sich mit denselben nicht befreunden.

Als der Richter wieder einiges Stillschweigen im Verhandlungssaale hergestellt, fuhr James Burbank fort:

»Und jetzt erwarte ich, daß mehr auf Thatsachen als auf Gedanken gestützte Anklagen vorgebracht werden, auf welche ich, sobald sie mir kund gegeben wurden, die Antwort nicht schuldig zu bleiben verspreche.«

Gegenüber einer solchen würdigen Haltung des Angeklagten geriethen die Richter schon in nicht geringe Verlegenheit. Sie kannten ja keine einzige Thatsache, die James Burbank hätte zum Vorwurf gemacht werden können. Ihre Rolle beschränkte sich deshalb darauf, Anschuldigungen mit Beweisen, wenn es solche gab, vorbringen zu lassen.

Texar sah ein, daß er in die Zwangslage kam, sich bestimmter zu erklären, wenn er sein Ziel nicht verfehlen wollte.

»Zugegeben! sagte er. Es ist auch meine Ansicht nicht, daß man die Freiheit der Gedanken über die Slaverei antasten dürfe, nicht einmal in einem Lande, das sich sonst bis zum letzten Mann für deren Aufrechthaltung erhebt. Wenn aber James Burbank das Recht besitzt, über die Slavenfrage zu denken, wie es ihm beliebt, wenn es wahr ist, daß er sich enthält, Anhänger seiner Anschauungen zu werben, so entblödet er sich doch nicht, ein Einverständniß mit einem Feinde zu unterhalten, der knapp vor den Thoren von Florida steht!«

Diese Anklage des Einverständnisses mit den Förderirten war unter den dermaligen Verhältnissen eine sehr ernste. Das hörte

man auch aus dem Murmeln, welches die Reihen der Zuhörer durchlief. Immerhin schwebte dieselbe vorläufig in der Luft und bedurfte erst noch der Beweise.

»Sie behaupten, ich unterhalte irgend welche Verbindungen mit dem Feinde? fragte James Burbank.

– Ja, versicherte Texar.

– Wollen Sie es beweisen?... Ich verlange es!

– Gut, antwortete Texar. Vor nun drei Wochen hat ein an James Burbank entsendeter Bote die föderirte Armee oder mindestens die Flottenabtheilung des Commodore Dupont verlassen. Dieser Mann hat sich nach Camdleß-Bay begeben; er ist von dem Augenblicke, wo er die Pflanzung verließ, bis zum Austritte über die Grenze von Florida beobachtet worden.

– Können Sie das leugnen?«

Es handelte sich hierbei offenbar um den Boten, der den Brief des jungen Lieutenants überbracht hatte. Texar's Spione unterlagen in dieser Beziehung keinem Irrthum. Diesmal betraf die Anschuldigung eine greifbare Thatsache, und Alle warteten nicht ohne eine gewisse Beklemmung darauf, wie James Burbank's Antwort lauten würde.

Dieser zögerte nicht im mindesten, das zuzugestehen, was ja thatsächlich die reine Wahrheit war.

»Gewiß, sagte er, zu jener Zeit ist nach Camdleß-Bay ein fremder Mann gekommen, doch das war nur ein Bote. Er gehörte auch nicht zur föderirten Armee, sondern brachte nur ein Schreiben von meinem Sohne...

– Von Ihrem Sohne, fiel Texar rasch ein, von Ihrem Sohne, der, wenn wir recht unterrichtet sind, in den Dienst der Unionstruppen getreten ist; von Ihrem Sohne, der vielleicht in den ersten Reihen der Feinde steht, welche jetzt zu einem Einfall nach Florida unterwegs sind.«

Die Heftigkeit, mit der Texar diese Worte hervorpolterte, verfehlten nicht einen sehr lebhaften Eindruck auf die Zuhörer.



Wenn James Burbank nach dem Zugeständniß, ein Schreiben seines Sohnes erhalten zu haben, auch ferner noch zugab, daß Gilbert in die föderalistische Armee eingetreten sei, wie wollte er sich dann gegen die Beschuldigung, Verbindungen mit den Feinden der Südstaaten unterhalten zu haben, wirksam vertheidigen?

»Wollen Sie auf die behaupteten und Ihren Sohn betreffenden Thatsachen Auskunft geben? fragte der Richter.

– Nein, Herr Richter, erwiderte James Burbank festen Tones, ich habe darauf nichts zu erklären. Um meinen Sohn handelt es sich hier, so viel ich weiß, überhaupt nicht. Nur ich allein bin beschuldigt, ein Einverständniß mit den Bundestruppen gepflogen zu haben, das aber lehne ich bestimmt ab und überlasse es dem Manne, dessen Anklagen gegen mich nur persönlichem Hasse entstammen, dafür einen einzigen Beweis beizubringen.

– Er gesteht also doch schon zu, daß sein Sohn in diesem Augenblick unter den Reihen der Förderirten kämpft, rief Texar.

– Ich habe nichts zuzugestehen... nichts! entgegnete James Burbank. Es ist Ihre Sache, zu beweisen, was Sie gegen mich vorbringen.

– Gut... ich werde es noch beweisen! versetzte Texar. Binnen wenig Tagen werd' ich im Besitz des Beweises sein, den man von mir verlangt, und wenn ich den erst in der Hand habe...

– Wenn Sie ihn haben, fiel ihm der Richter in die Rede, so können wir weiter über diese Angelegenheit verhandeln. Bis dahin sehe ich aber nicht, gegen welche Anschuldigungen sich James Burbank hier zu verantworten hätte.«

Mit dieser Erklärung erwies sich der Richter als ein Mann von ehrlicher Gerechtigkeitsliebe. Er hatte damit gewiß ganz recht. Leider hatte er unrecht, recht zu haben gegenüber einem Zuhörerkreise, der von vornherein gegen den reichen Pflanzer

auf Camdleß-Bay eingenommen war. Es kam also als Antwort auf diese Erklärung zu einem unwilligen Murren, ja, selbst zu wirklichen Einreden seitens der unbefriedigten Anhänger Texar's. Der Spanier verstand diese Meinungsäußerungen gut genug, und indem er ferner von jeder Herbeiziehung Gilbert Burbank's absah, beschränkte er sich nur auf Anschuldigungen gegen dessen Vater.

»Ja wohl, wiederholte er, ich werde durch Beweise meine Behauptung erhärten, daß James Burbank in heimlicher Verbindung mit dem Feinde steht, der einen Ueberfall Floridas vorbereitet. Doch davon jetzt abgesehen, bilden ja schon die Anschauungen, die er ungescheut an dieser Stelle vertritt, Anschauungen, welche zur Lösung der Sklavenfrage im Sinne unserer Feinde hinneigen, eine öffentliche Gefahr. Ich verlange also im Namen aller Besitzer von Sklaven, welche sich niemals dem Joch beugen werden, das der Norden ihnen aufzuerlegen sacht, daß man sich seiner Person versichere.

– Ja!... Richtig!« riefen die Genossen Texar's, während ein Theil der Anwesenden vergeblich gegen ein solches nicht zu rechtfertigendes Verlangen Einspruch erhob.

Als es dem Richter gelungen, die Ruhe im Verhandlungssaale herzustellen, konnte Burbank sich wieder äußern.

»Ich widersetze mich mit aller Macht, mit allem auf meiner Seite stehenden gesetzlichen Rechte, gegen die Willkürmaßregel, zu der man den Gerichtshof zu drängen sacht, erklärte er bestimmt. Ich mag ja Abolitionist sein, ja, ich habe das ja schon zugestanden, ich denke aber, bei unseren auf freier Grundlage beruhenden Gesetzen sind Anschauungen jeder Art frei. Bisher hat es noch nicht als Verbrechen gegolten, Gegner der Sklaverei zu sein, und wo keine Schuld vorliegt, ist auch das Gesetz ohnmächtig, eine Strafe zu verhängen.«

Noch zahlreichere Zustimmungen schienen James Burbank Recht zu geben. Zweifelsohne hielt auch Texar die Gelegenheit für gegeben, seine das Ziel nicht bestreichenden Geschütze anders aufzufahren. Es ist also nicht zu verwundern, wenn er James Burbank die unerwartete Aufforderung ins Gesicht schleuderte:

»Nun, so geben Sie doch Ihre eigenen Sklaven frei, da Sie Gegner der Sklaverei sind!

– Das werd' ich auch thun, erklärte James Burbank. Ich werde es sofort thun, wenn die Stunde dazu herangekommen ist.

– Wirklich!... Ja, ja, Sie werden es thun, sobald die fördernten Truppen in Florida die Herren geworden sind! warf Texar ein. Sie brauchen eben die Soldaten Sherman's und die Seeleute Dupont's, um den Muth zu finden, Ihre Handlungen und Ihre Ansichten in Einklang zu setzen. Ja freilich, das ist klug – aber feig obendrein!

– Feig! fuhr James Burbank, ohne eine Ahnung, daß ihm sein Gegner nur eine Falle zu stellen suchte, entrüstet auf.

– Ja, feig! wiederholte Texar. Wagen Sie es doch, Ihre Anschauungen in Thatsachen zu übersetzen! Bisher konnte man nur zu dem Glauben verleitet werden, daß Sie eine wohlfeile Popularität zu erhaschen suchen, um sich bei den Nordstaatlern einen Stein ins Brett zu setzen. Ja, dem Scheine nach Feind der Sklaverei, sind Sie doch im Grunde und aus Interesse nichts anderes als ein Anhänger derselben!«

James Burbank hatte sich auf diese schamlose Beleidigung hin erhoben und warf seinem Ankläger einen tief verächtlichen Blick zu. Das war mehr als er ertragen konnte. Ein derartiger Vorwurf der Scheinheiligkeit stand in zu grellem Widerspruch gegen sein ganzes, aller Welt offen vor Augen liegendes und loyales Leben.

»Bürger von Jacksonville, rief er so laut, daß ihn Alle verstehen mußten, von diesem Tage ab besitze ich keinen einzigen Slaven mehr; heute noch verkünde ich die Freigebung aller Slaven auf dem ganzen Gebiete von Camdleß-Bay!«

Zuerst antworteten dieser unerschrockenen Erklärung nur laute Hurrahs. Ja, es gehörte nicht wenig Muth zur Abgabe derselben – vielleicht mehr Muth als Klugheit. James Burbank hatte sich eben von seiner gerechten Entrüstung fortreißen lassen.

Es lag ja zu klar auf der Hand, daß eine solche Maßnahme die anderen Pflanzer von Florida mit großem Nachtheile bedrohte. Im Saale des Court-Justice blieb denn auch die Gegenwirkung nicht aus. Die ersten, dem Ansiedler auf Camdleß-Bay geltenden Beifallsrufe wurden bald erstickt durch das wüste Geschrei nicht nur Derer, welche der Slaverei aus Grundsatz hold waren, sondern auch Solcher, welche der Slavenfrage bisher ziemlich theilnahmslos gegenübergestanden hatten. Ja, Texar's Freunde hätten sich diesen lauten Ausbruch des Unwillens gern zunutze gemacht, um gegen James Burbank handgreiflich zu werden, wenn der Spanier selbst sie nicht davon zurückgehalten hätte.

»Laßt ihn gewähren, sagte er. James Burbank hat sich schon selbst entwaффnet und von jetzt ab gehört er uns!«

Diese Worte, deren Bedeutung der Leser bald fassen lernen wird, genügten, die zu Gewaltthätigkeiten Geneigten wieder in die nöthigen Schranken zu verweisen. James Burbank entging auch jeder Belästigung, als ihm der Richter seine Entlassung eröffnet hatte. Mangels jeden Beweises lag keine Ursache vor, der verlangten Einsperrung James Burbank's Folge zu geben. Später, wenn der auf seinen Aussagen beharrende Spanier Beweise beibrächte, um James Burbank des Einverständnisses mit dem Feinde zu überführen, sollte die Untersuchung wieder

aufgenommen werden. Bis dahin war und blieb James Burbank frei.

Freilich sollte diese öffentlich abgegebene Erklärung bezüglich der Freilassung des gesamten Arbeitspersonals auf Camdleß-Bay später gegen die städtischen Behörden und zu Gunsten der zum Aufstande drängenden Partei bis zum Aeüßersten ausgenützt werden.

Trotz alledem wußten es die Polizeibeamten zu hindern, daß es gegen James Burbank, als dieser den Court-Justice verließ und darauf von einer ihm gewiß sehr übel gesinnten Volksmenge verfolgt wurde, nicht zu Thätlichkeiten kam. Die Sache verlief mit Verwünschungen, Bedrohungen, doch ohne Bethätigung von Gewalt. Offenbar beschützte Jenen der Einfluß Texar's. James Burbank konnte also die Quaianlagen des Hafens erreichen, wo sein Boot ihn erwartete. Hier nahm er von seinem Geschäftsfreunde, Mr. Harvey, der ihn nicht verlassen hatte, Abschied. Dann segelte er hinaus und war bald über die Tragweite des Geschreies hinaus, mit dem die Pöbelhaufen seine Abfahrt begleiteten.

Da die Fluth im Sinken war, setzte ihn das von der Strömung beeinträchtigte Boot erst nach zwei Stunden an der Landungsbrücke von Camdleß-Bay ab, wo er von seiner Familie schon sehnsüchtig erwartet wurde. Welche Freude erregte aber das Wiedersehen in dieser ganzen kleinen Welt, die so vielen Grund zu der Befürchtung gehabt hatte, ihn vielleicht von den Seinigen ferngehalten zu sehen!

»O nein, sagte er zu der kleinen Dy; ich hatte Dir versprochen, zum Mittagessen zurück zu sein, mein lieber Schatz, und Du weißt, daß ich meine Versprechungen stets einhalte!«

## Achtes Capitel

### *Die letzte Sclavin*

Noch am nämlichen Abend setzte James Burbank die Seinigen in Kenntniß von dem, was im Courte-Justice vorgegangen war. Er enthüllte ihnen das gehässige Auftreten Texar's. Nur auf Drängen dieses Mannes und der Pöbelmengen von Jacksonville war seine Vorladung dahin erfolgt. Die Haltung der Behörden in dieser für sie recht mißlichen Angelegenheit verdiente dagegen alles Lob. Auf die Beschuldigung seines Einvernehmens mit den Förderirten hatten sie nur mit der Forderung von Beweisen, welche dieselbe stützen konnte, geantwortet. Da Texar diese Beweise nicht vorzulegen vermochte, war James Burbank frei ausgegangen.

Bei Gelegenheit jener haltlosen Beschuldigungen war jedoch auch der Name Gilberts mit gefallen. Im Allgemeinen schienen auch Fernerstehende nicht daran zu zweifeln, daß der junge Mann sich unter den Truppen des Nordens befand, und James Burbank's Weigerung, auf diese Nebenfrage einzugehen, mußte ja einem halben Zugeständnisse seinerseits gleichkommen.

Es ist also begreiflich, welche Furcht und Angst sowohl Frau Burbank und Miß Alice, wie überhaupt die ganze, so schwer bedrohte Familie peinigte, denn wie leicht konnten sich die Tollköpfe von Jacksonville für den ihnen nicht erreichbaren Sohn an dessen Vater halten. Von Texar lief es ohne Zweifel mehr auf Prahlerei hinaus, wenn er versprach, zur Erhärtung jener Behauptung binnen wenigen Tagen Beweise zur Stelle zu

schaffen. Andererseits war doch die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß ihm das irgendwie gelang, und dann gestaltete sich die Lage allerdings höchst bedenklich.

»Mein armer Gilbert! seufzte Frau Burbank. Ihn so in der Nähe Texar's zu wissen, der zur Erreichung seines Zieles gewiß vor nichts zurückschreckt!

– Sollten wir ihm über die Vorgänge in Jacksonville nicht eine Mittheilung zugehen lassen können? schlug Miß Alice vor.

– Ja, setzte Mr. Stannard hinzu. Wäre es nicht wenigstens angezeigt, ihn wissen zu lassen, daß jede Unklugheit von seiner Seite für seine Angehörigen wie für ihn selbst die schlimmsten Folgen haben müsse?

– Wie sollten wir ihn aber benachrichtigen? warf James Burbank ein. Es ist nur zu wahrscheinlich, daß Camdleß-Bay unablässig von Spionen belauert wird. Schon der Bote, den uns Gilbert gesandt hatte, ist bei seiner Rückkehr beobachtet und verfolgt worden. Jeder Brief, den wir etwa schrieben, könnte Texar in die Hände fallen; jeder Mann, den wir mit einer mündlichen Nachricht absendeten, könnte unterwegs abgefangen werden. Nein, liebe Freunde, unternehmen wir nichts, was die ohnehin schwierige Lage noch verschlimmern könnte, und gebe der Himmel, daß die föderalistische Armee nicht zögert, Florida zu besetzen. Es ist die höchste Zeit für die Minderzahl ehrbarer Leute, welche sich von der großen Mehrzahl von Schurken bedroht sieht.«

James Burbank hatte ganz recht. Bei der Ueberwachung, welche jedenfalls rings um seine Pflanzung stattfand, wäre es sehr unklug gewesen, einen Briefwechsel mit Gilbert zu versuchen. Uebrigens nahte ja der ersehnte Augenblick, wo James Burbank und die hiesigen Anhänger der Nordstaaten unter dem Schutze der föderirten Armee wieder Sicherheit finden mußten.

Am folgenden Tage schon sollte Commodore Dupont von der Rhede von Edisto aus unter Segel gehen. Vor Ablauf von drei Tagen durfte man also der Nachricht entgegensehen, daß die Flotte, nachdem sie längs der Küste von Georgia herabgefahren, in der Bai von Saint-Andrews erschienen sei.

James Burbank schilderte dann den ernstesten Zwischenfall, zu dem es vor dem Richterstuhle in Jacksonville gekommen war. Er setzte auseinander, wie er auf die ihm von Texar bezüglich seiner Haltung gegenüber den Slaven von Camdleß-Bay ins Gesicht geschleuderte Herausforderung habe antworten müssen. Pochend auf sein Recht und seinem Gewissen nachgebend, habe er ganz öffentlich die Absicht einer sofortigen Freilassung der Slaven seiner Besetzung angekündigt. Was noch keiner der südlichen Staaten zu verkündigen gewagt, ohne durch die Entscheidung der Waffen dazu genöthigt gewesen zu sein, das hatte er freiwillig und auf eigene Eingebung hin gethan.

Gewiß eine ebenso kühne als edelmüthige Erklärung. Welche Folgen dieselbe haben werde, ließ sich zunächst nicht voraussehen. Jedenfalls war jene nicht derart, um die Lage James Burbank's inmitten eines ausgesprochenen Slavenstaates minder bedrohlich zu gestalten. Vielleicht konnte sie gewisse Anzeichen schon unter der Oberfläche liegender Empörungen unter den Slaven der anderen Pflanzungen hervorrufen. Immerhin! Die Familie Burbank billigte, ergriffen von der Hochsinnigkeit dieser Handlungsweise, ohne Rückhalt, was deren Oberhaupt gethan hatte.

»James, ließ Frau Burbank sich vernehmen, was auch daraus folgen möge, Du hast ganz recht gethan, die gehässige Nachrede, welche jener Texar gemein genug war, Dir unter die Augen zu sagen, in dieser Weise zu entkräften.



– Wir sind stolz auf Dich, Vater, setzte Miß Alice hinzu, die Mr. Burbank hier zum ersten Male diesen Namen gab.

– Und, meine liebe Tochter, antwortete James Burbank, wenn Gilbert und die Föderirten in Florida eindringen, so werden sie keinen einzigen Slaven mehr auf Camdleß-Bay vorfinden.

– Ich danke Ihnen, Herr Burbank, sagte da Zermah, ich danke Ihnen im eigenen Namen und im dem meiner Genossen. Was mich betrifft, so habe ich mich bei Ihnen freilich niemals als Slavın gefühlt. Ihre Güte, Ihr Edelmuth hatten mich schon ebenso frei gemacht, wie ich es heute bin.

– Du hast Recht, Zermah, antwortete Frau Burbank. Slavın oder Freigelassene, wir werden Dich deshalb nicht minder lieb behalten.«

Zermah hatte vergeblich versucht, ihre innere Erregung zu bemeistern. Sie nahm die kleine Dy in die Arme und preßte sie an ihre Brust.

Die Herren Carrol und Stannard hatten James Burbank's Hand mit größter Wärme gedrückt, das sagte diesem, daß sie ihm beistimmten und seine ebenso kühne als gerechte Handlungsweise gern anerkannten.

Unter dem Eindrucke dieses Edelmuthes kann es nicht wundernehmen, daß die Familie Burbank einstweilen völlig vergaß, wie die Handlungsweise James Burbank's in Zukunft doch manche Ungelegenheit herbeiführen könnte.

Auf Camdleß-Bay dachte aber gewiß Niemand daran, James Burbank deshalb zu tadeln, außer jedenfalls der Inspector Perry, wenn er von dem erfuhr, was sich inzwischen zugetragen hatte. Dieser befand sich jedoch gerade auf einer Rundfahrt durch die Ansiedlung und konnte vor Einbruch der Nacht nicht zurückkehren.

Es war jetzt schon spät geworden. Man trennte sich; James Burbank meldete aber zuvor noch, daß er am folgenden

Morgen seinen Slaven deren Freilassungsschein einhändigen würde.

»Wir werden bei Dir sein, James, antwortete Frau Burbank, wenn Du sie für frei erklärst.

– Ja, Alle! setzte Edward Carrol hinzu.

– Und ich auch, Vater? fragte die kleine Dy.

– Ja, Du auch, mein Herz, Du auch.

– Meine gute Zermah, wandte sich das Kind an diese, wirst Du nachher von uns fortgehen?

– Nein, mein Kind, antwortete Zermah, nein; Dich verlaß ich nimmermehr!«

Jeder zog sich dann, nachdem die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln zur Sicherheit des Castle-House getroffen waren, nach seinem Zimmer zurück.

Am anderen Morgen war die erste Person, welche James Burbank in dem das Wohnhaus umgebenden Parke antraf, gerade Mr. Perry. Da das Geheimniß streng gewahrt worden war, wußte der Verwalter noch von nichts; er vernahm es jedoch alsbald aus dem Munde James Burbank's selbst, der die grenzenlose Verblüffung des Mr. Perry schon vorausszusehen schien

»O, Herr Burbank!... Herr Burbank!«

Der würdige Mann war so außer Fassung gebracht, daß er keine Erwiderung fand.

»Die Sache kann Sie doch eigentlich nicht überraschen, Perry, fuhr James Burbank fort. Ich bin den Ereignissen einfach zuvorgekommen. Sie wissen ja, daß die Freilassung der Slaven eine Maßregel ist, die sich jedem auf seine Würde haltenden Staate unbedingt aufnöthigt.

– Auf seine Würde, Herr Burbank! Was hat hiermit denn die Würde des Staatswesens zu thun?

– Sie haben von dem Worte Würde keine rechte Vorstellung, Perry. Nun, dann jedem auf seine Interessen achtenden Staat.

– Seine Interessen... seine Interessen, Herr Burbank! Sie wagen zu sagen, seine Interessen?

– Ja gewiß, und die kommende Zeit wird Ihnen gar nicht lange den Beweis dafür schuldig bleiben, lieber Perry.

– Wo soll man dann aber das nöthige Personal für die Pflanzungen hernehmen, Herr Burbank?

– Immer aus dem Volk der Schwarzen, Perry.

– Doch wenn die Schwarzen vom Zwange dieser Arbeit befreit sind, werden sie nicht mehr arbeiten wollen.

– Im Gegentheile, sie werden arbeiten, ja sogar mit größerem Eifer, weil es freiwillig geschieht, und mit mehr Vergnügen, weil ihre Lage eine bessere sein wird.

– Aber Ihre Leute, Herr Burbank?... Ihre Leute werden Sie baldigst verlassen!

– Es sollte mich sehr wundern, lieber Perry, wenn es einen Einzigen darunter gäbe, der einen Gedanken daran hätte.

– Dann bin ich aber nicht mehr der Oberaufseher der Sklaven von Camdleß-Bay.

– Nein, doch nach wie vor der erste Verwalter auf Camdleß-Bay, und ich meine nicht, daß Ihre Stellung eine geringerwerthige geworden sei, wenn Sie fortan freien Männern und nicht mehr Sklaven zu befehlen haben.

– Aber...

– Lassen Sie sich im Voraus gesagt sein, lieber Perry, daß ich auf alle ihre »Aber« eine Antwort bereit habe. Söhnen Sie sich also mit einer Maßnahme aus, die doch früher oder später getroffen werden mußte, und welche meine eigene Familie, vergessen Sie das nicht, herzlich willkommen geheißen hat.

– Und unsere Schwarzen wissen nichts davon?

– Bis jetzt noch nichts, antwortete James Burbank; ich ersuche Sie auch, Perry, gegen dieselben nicht darüber zu sprechen. Sie werden noch heute Alles selbst erfahren. Rufen Sie die Leute für heute Nachmittag drei Uhr in den Park des

Castle-House zusammen, indem Sie sich begnügen zu melden, daß ich denselben eine Mittheilung zu machen habe.«

Darauf zog sich der Verwalter mit dem unverblümtesten Ausdruck des Erstaunens zurück und wiederholte öfter für sich:

»Schwarze, welche keine Sklaven sind! Schwarze, die für eigene Rechnung arbeiten sollen! Schwarze, die sich ihre Bedürfnisse selbst beschaffen müssen! Damit ist jede gesellschaftliche Ordnung auf den Kopf gestellt! Das ist der Umsturz der menschlichen Gesetze! Das ist gegen die Natur! Ja, gegen die Natur!«

Während des Morgens besuchten James Burbank, Walter Stannard und Edward Carrol in einem leichten Preschwagen einen Theil der Pflanzungen an der nördlichen Grenze. Die Sklaven waren bei ihrer gewohnten Arbeit in den Reisplantagen, den Kaffee- und Zuckerrohrfeldern. Dieselbe Regsamkeit herrschte in den Werkstätten und in den Sägemühlen. Das Geheimniß war wohl bewahrt geblieben. Zwischen Jacksonville und Camdleß-Bay hatten sie noch keine Verbindungen anknüpfen können. Gerade Diejenigen, welche es in erster Linie anging, wußten von dem Vorhaben James Burbank's noch nicht das Geringste.

Da sie einmal durch die, vielleicht gefährdetsten Theile der Pflanzung kamen, wollten James Burbank und seine Freunde sich versichern, daß sich an den Grenzen des weitausgedehnten Gebietes nichts Verdächtiges zeige. Nach der Erklärung vom Vortage lag die Befürchtung nahe, daß ein Theil des Pöbels von Jacksonville oder vom benachbarten Lande nicht übel Lust bekommen haben könnte, sich auf Camdleß-Bay zu stürzen. Diese Befürchtung erwies sich als unbegründet. Weder von dieser Seite des Flusses noch von dem Wasserlaufe des Saint-John selbst wurden verdächtige Gestalten gemeldet. Der »Shannon«, der gegen zehn Uhr Morgens gerade stromaufwärts fuhr, hielt nicht an der kleinen Landungsbrücke

des Hafens, sondern setzte seinen Weg nach Picolata fort. Weder von oberhalb noch von unterhalb des Flusses war also für die Insassen des Castle-House etwas zu fürchten.

Ein wenig vor Mittag überschritten James Burbank, Walter Stannard und Edward Carrol wieder die Brücke der Umzäunung und betraten das Wohnhaus. Die ganze Familie erwartete sie zum Frühstück. Alle schienen mehr beruhigt und plauderten in zwangloser Weise. Es sah fast aus, als sei bezüglich der Gesamtlage eine gewisse Entspannung eingetreten. Ohne Zweifel hatte die Entschlossenheit der Behörde von Jacksonville den Hitzigsten von Texar's Partei doch einige Achtung abgenöthigt; und wenn dieser Zustand der Dinge nur noch einige Tage anhielt, mußte die föderirte Armee Florida ja besetzt und unter ihrer Gewalt haben. Die Gegner der Slavery, ob solche aus dem Norden oder aus dem Süden, waren dann in Sicherheit.

James Burbank konnte also zu der Ceremonie der Freilassung schreiten – zur ersten dieser Art, welche in einem Slavenstaate vorgenommen wurde.

Derjenige von allen Schwarzen der Ansiedlung, der voraussichtlich die größte Befriedigung darüber empfinden würde, war ein Bursche von zwanzig Jahren, Namens Pygmalion, der gewöhnlich nur Pyg genannt wurde. In dem Hause der eigentlichen Dienstleute des Castle-House beschäftigt, wohnte genannter Pyg auch in demselben. Er arbeitete weder in den Feldern noch in den Werkstätten oder auf den Zimmerplätzen von Camdleß-Bay. Wir müssen hier vorausschicken, daß Pygmalion nur ein lächerlicher, eitler und ziemlich träger junger Mann war, dem seine Herren Vieles aus Gutmüthigkeit so hingehen ließen. Seitdem die Slavenfrage zur brennenden Frage geworden, mußte man ihn nur seine großmüthigen Phrasen über die menschliche Freiheit vortragen hören. Vorzüglich seine Stammesgenossen belästigte er bei

jeder Gelegenheit mit seinen Flunkereien, wenn diese auch nur darüber lachten. Er setzte sich auf's hohe Pferd, wie man sagt, er, den jeder Esel schon abgesattelt hätte. Da er aber im Grunde nicht bössartiger Natur war, so ließ man ihn nach Herzenslust sich heiser reden.

Man erkennt schon, welcherlei Verhandlung er mit dem Verwalter Perry haben mußte, wenn dieser in der Laune war, ihn anzuhören, und man kann sich wohl vorstellen, wie er diesen Freilassungsact aufnahm, der ihm seine »Menschenwürde« wieder geben sollte.

Heute wurde den Schwarzen also gemeldet, daß sie sich in dem reservirten Park des Castle-House zu versammeln hätten; dort wollte ihnen der Besitzer von Camdleß-Bay eine wichtige Mittheilung machen.

Ein wenig vor vier Uhr – der für die Versammlung festgesetzten Stunde – hatte sich das ganze Personal, das übrigens aus den Baracken kam, vor dem Castle-House anzusammeln begonnen. Die wackeren Leute waren nach dem Mittagessen gar nicht wieder nach den Werkstätten, noch in die Felder oder nach den Stellen, wo Bäume gefällt wurden, zurückgekehrt. Sie hatten etwas Toilette machen und die Arbeitsanzüge gegen den Sonntagsstaat vertauschen wollen, wie das übrigens von jeher Sitte war, wenn sie innerhalb der Umzäunung etwas zu schaffen hatten. Es herrschte jetzt überall reges Leben und schnelles Hinundherlaufen von Hütte zu Hütte, während der Verwalter Perry, für sich in den Bart murmelnd, von einer Baracke zur anderen schritt.

»Wenn ich bedenke, brummte er, daß man diese Schwarzen noch in der jetzigen Stunde mit vollkommenem Recht verkaufen könnte, da sie vorläufig doch nichts anderes als eine Waare sind!

Nach Ablauf einer Stunde würde es nicht mehr zulässig sein, sie zu kaufen oder zu verkaufen! Ja, ich bleibe dabei, so lange

ich noch einen Athemzug habe, der Herr Burbank mag nun reden und thun was er will, nach ihm der Präsident Lincoln und nach diesem alle Förderliten des Nordens und alle Freisinnigen beider Welten – es ist doch gegen die Natur!«

In demselben Augenblicke befand sich Pygmalion, der auch noch nichts wußte, gerade ganz nahe bei dem Verwalter.

»Warum wurden wir zusammengerufen, Herr Perry? fragte Pygmalion. Wären Sie so freundlich, es mir zu sagen?

– Ja, Du Dummkopf, es geschah, um Dich...«

Der Verwalter hielt inne, da er das Geheimniß ja nicht verrathen wollte. Da kam ihm noch ein Gedanke.

»Tritt noch näher, Pygmalion,« sagte er.

Pygmalion folgte der Aufforderung.

»Ich zupfe Dich zuweilen an den Ohren, mein Junge, nicht wahr?

– Ja, leider, Herr Perry, weil das – entgegen aller menschlichen und göttlichen Gerechtigkeit – einmal Ihr Recht ist.

– Richtig, und weil das mein Recht ist, werd' ich mir gestatten, davon noch einmal Gebrauch zu machen.«

Und ohne auf das Wehgeschrei Pygmalion's zu achten und übrigens auch, ohne ihm besonders hart mitzuspielen, zerrte er diesen noch einmal an den Ohren, die schon eine recht anständige Länge hatten. Wahrlich, es schien dem Verwalter eine Herzenserleichterung zu sein, zum letzten Male eines seiner Rechte bei einem Slaven der Pflanzung geltend gemacht zu haben.

Um vier Uhr erschienen James Burbank und die Seinigen auf dem erhöhten Vorplatz des Castle-House. Innerhalb der Umzäunung standen siebenhundert Slaven – Männer, Frauen und Kinder – in Gruppen beisammen, selbst einige zwanzig solcher alten Schwarzen, welche, als sie zur Arbeit untauglich

geworden waren, in den Baracken von Camdeß-Bay eine sichere Zuflucht für ihre alten Tage fanden.

Sofort wurde es ringsum tief still. Auf einen Wink James Burbank's ließen Perry und die Unterverwalter das Personal näher herantreten, damit Jeder die ihnen zu eröffnende Mittheilung deutlich verstehen konnte.

James Burbank nahm das Wort:

»Meine Freunde, begann er, Ihr wißt Alle, daß ein schon lange dauernder höchst blutiger Bürgerkrieg die Bevölkerung der Vereinigten Staaten entzweit hat. Die wahre Ursache dieses Krieges ist die Sklaverei gewesen. Der Süden, der durch die geplante Freilassung sein Lebensinteresse geschädigt glaubte, entschied sich für deren Beibehaltung; der Norden wollte dieselbe, im Namen der Menschlichkeit, ausgerottet wissen. Gott stand auf der Seite der Vertheidiger einer gerechten Sache, und schon mehr als einmal neigte sich der Sieg zu Gunsten Derer, welche jetzt für die Befreiung aller und jeder menschlichen Racen kämpfen. Seit längerer Zeit hab' ich, wie Jedermann weiß, getreu meiner Herkunft, die Ansichten des Nordens getheilt, ohne in der Lage zu sein, dieselben thatsächlich beweisen zu können. Gewisse Verhältnisse haben es jetzt herbeigeführt, daß in dem Augenblick, wo es mir möglich ist, meine Handlungsweise mit meinen Ansichten in Uebereinstimmung zu setzen, ich mich beeile, dieses Werk zu beschleunigen. So hört denn, was ich Euch im Namen meiner ganzen Familie zu eröffnen habe.«

In den Reihen der Leute entstand ein leises Murmeln gespannter Erwartung, doch legte sich dasselbe sofort wieder, und dann gab James Burbank mit weitschallender und verständlicher Stimme folgende Erklärung ab:

»Vom heutigen Tage, dem 28. Februar 1862, ab sind die Sklaven meiner Ansiedlung jeder Zwangsarbeit ledig. Sie



können allein über ihre Person verfügen. Auf Camdleß-Bay gibt es hinfort nur noch freie Männer!«

Die ersten durch diese Worte hervorgerufenen Aeußerungen gaben sich durch laute Hurrahs von allen Seiten zu erkennen. Alle Arme bewegten sich wie zum Danke und laut wurde der Name Burbank's gerufen. Alle drängten sich nach dem Vorplatze. Männer, Frauen und Kinder wollten ihrem Befreier die Hand küssen. Es herrschte ein unbeschreiblicher Enthusiasmus, der sich, gerade weil er unvorbereitet war, desto naturgemäßer und kräftiger kund gab. Man kann sich wohl denken, wie Pygmalion mit den Armen umherfocht, wie er sich in hochtönenden Redensarten erging und sich vor Stolz aufblies.

Dann trat ein alter Neger – der älteste des gesammten Personals, – bis an die Stufen des Vorplatzes heran. Dort erhob er den Kopf und sagte mit tiefbewegter Stimme:

»Im Namen der bisherigen und von jetzt ab befreiten Slaven von Camdleß-Bay nehmen Sie unseren Dank dafür entgegen, Herr Burbank, an uns die ersten Worte, betreffend unsere Freigebung, gerichtet zu haben, die in ganz Florida gesprochen wurden!«

Und während er so sprach, stieg der alte Neger langsam die Stufen des Vorplatzes hinaus. An James Burbank herantretend, küßte er ihm die Hand, und da die kleine Dy ihm die Arme entgegenstreckte, hob er diese auf und zeigte sie seinen Kameraden.

»Hurrah!... Hurrah für Herrn Burbank!«

Diese Freudenrufe hallten in der Luft wieder und mußten wohl bis Jacksonville an der anderen Seite des Saint-John die Botschaft von dem großen Acte tragen, der sich eben vollzogen hatte.

Die Familie James Burbank's war tief bewegt. Vergebens versuchten Alle die lauten Kundgebungen des Enthusiasmus zu

beruhigen. Erst Zermah sollte dies gelingen, als die Leute sie auf dem Vorplatz an den Rand treten sahen, um ihrerseits das Wort zu nehmen.

»Meine lieben Freunde, nun sind wir Alle frei – Dank dem Edelmuthen, der Menschenliebe Desjenigen, der unser Herr und der der beste der Herren war!

– Ja!... Ja!... riefen Hunderte von Stimmen, die ihre Erkenntlichkeit zugleich an den Tag legen wollten.

– Ein Jeder von uns kann in Zukunft über seine Person verfügen, fuhr Zermah fort. Jeder kann die Pflanzung verlassen und von seiner Freiheit Gebrauch machen, wie es ihm das eigene Interesse gebietet. Was mich betrifft, so werde ich allein der Eingebung meines Herzens folgen, und ich bin überzeugt daß die meisten von Euch dasselbe thun werden, was ich zu thun gedenke. Seit sechs Jahren nun bin ich auf Camdleß-Bay eingetreten; mein Mann und ich, wir haben hier gelebt und wünschen einst hier unser Leben zu beschließen. Ich richte also an Herrn Burbank die Bitte, uns auch als Freie hier zu behalten, wie wir als Slaven bei ihm waren. Mögen Diejenigen, welche denselben Wunsch hegen...

– Alle!... Alle!«

Diese tausendfach wiederholten Worte bewiesen, wie hoch der Herr von Camdleß-Bay von Allen geschätzt wurde, weil es feste Bande der Freundschaft und Dankbarkeit waren, die ihn mit allen Untergebenen auf jenem Besitzthum verknüpften.

James Burbank nahm darauf wieder das Wort. Er äußerte, daß alle die, welche auf der Pflanzung zu bleiben wünschten, das auch unter den neuen Verhältnissen könnten, es werde sich nur darum handeln, mit allgemeiner Uebereinstimmung den Lohn für die freie Arbeit ebenso wie die Rechte der nun Freigelassenen fest zu setzen. Er fügte hinzu, daß zunächst die veränderte Sachlage gesetzliche Bestätigung finden müsse. Um dieser Anforderung zu genügen, werde jeder Schwarze für

seine Familie wie für sich einen Freilassungsschein erhalten, der ihm erlauben würde, in der menschlichen Gesellschaft die ihm rechtlich zukommende Stellung einzunehmen.

Das wurde denn auch mit Hilfe sämtlicher Unterverwalter sofort ausgeführt.

Seit längerer Zeit entschlossen, seine Sklaven freizulassen, hatte James Burbank hierzu schon die nöthigen Vorarbeiten besorgt, und jeder Schwarze nahm seinen Schein mit den rührendsten Zeichen von herzlicher Dankbarkeit in Empfang.

Das Ende des Tages wurde nun dem Vergnügen gewidmet. Wenn die Leute alle am nächsten Tage wieder zu ihren gewöhnlichen Arbeiten zurückkehren wollten, so galt der heutige auf der ganzen Pflanzung als Festtag. Die Familie Burbank, welche unter den wackeren Leuten blieb, erhielt von Allen die unzweideutigsten Zeichen von Zuneigung, wie die Versicherung einer Ergebenheit ohne Grenzen.

Inmitten seiner früheren »Heerde menschlicher Wesen« bewegte sich auch der Oberverwalter Perry, wie eine Seele im Fegefeuer hin und her. Und als James Burbank an ihn die Frage richtete:

»Nun, Perry, was sagen Sie dazu? erwiderte er:

– Ich sage, Herr Burbank, daß diese Afrikaner, wenn sie auch scheinbar Freie sind, doch noch immer in Afrika geboren sind und ihre Hautfarbe auch nicht gewechselt haben. Kurz, da sie als Schwarze geboren sind, werden sie auch als Schwarze sterben....

– Aber als Weiße leben, versetzte Burbank lächelnd, und ich denke, das ist die Hauptsache.«

Am nämlichen Abend sah der Tisch des Castle-House die Familie Burbank als wirklich glückliche Menschen und wir können hinzufügen, auch mit mehr Vertrauen in die Zukunft beisammen.

Nur noch wenige Tage und die Sicherheit Floridas mußte vollkommen hergestellt sein. Von Jacksonville war übrigens keinerlei schlimme Nachricht eingetroffen. Es war ja möglich, daß das Auftreten James Burbank's vor den Richtern des Court-Justice einen günstigen Eindruck bei der Mehrzahl der Einwohner hinterlassen hatte.

Zum Abendessen war auch der Verwalter Perry hinzugezogen, der sich, da er doch nichts ändern konnte, schon in das Unvermeidliche fügen lernen mußte. Er saß dabei sogar dem ältesten Schwarzen gegenüber, den James Burbank eingeladen hatte, um für seine Person desto deutlicher zu erkennen zu geben, daß die Freilassung des Alten wie seiner Kameraden nicht nur eine inhaltlose Erklärung seitens des Besitzers von Camdleß-Bay, sondern damit eine wirkliche Gleichstellung seiner Leute zur Thatsache geworden sei. Von draußen ertönte der Festjubil herein und der Park erglänzte an verschiedenen Stellen von Freudenfeuern.

Als die Mahlzeit im besten Gange war, erschien eine Deputation, welche dem kleinen Mädchen ein überraschend schönes Bouquet brachte, das schönste, welches gewiß jemals dem »Fräulein Dy vom Castle-House« gewidmet worden war. Freundliche Reden und Danksagungen wurden dabei von beiden Seiten mit herzlicher Aufrichtigkeit gewechselt.

Dann zogen sich Alle zurück und die Familie begab sich nach der kühleren Vorhalle. Es schien, als ob der so schön begonnene Tag auch glücklich enden müsse.

Gegen acht Uhr herrschte wieder Ruhe auf der ganzen Pflanzung. Man durfte sich wohl dem Glauben hingeben, daß diese durch nichts gestört würde, als sich von draußen ein Geräusch von Stimmen hören ließ.

James Burbank erhob sich nun und öffnete sofort die Thüre nach der Vorhalle.

Auf dem Vorplatze standen einige Personen in lautem Gespräch.

»Was gibt es? fragte James Burbank.

– Herr Burbank, antwortete einer der Verwalter, eben kam ein Boot nach unserer Landungsbrücke.

– Und woher kam es?

– Vom linken Flußufer.

– Wer war darin?

– Ein Bote, der von der städtischen Behörde von Jacksonville an Sie abgesendet ist.

– Und was will er?

– Er hat Ihnen eine Mittheilung zu machen. Gestatten Sie, daß er an's Land kommt?

– Natürlich.«

Frau Burbank hatte sich ihrem Gatten genähert; Miß Alice trat raschen Schrittes an ein Fenster der Vorhalle, während Mr. Stannard und Edward Carrol sich nach der Thür begaben. Zermah hatte sich, die kleine Dy an der Hand fassend, erhoben. Alle empfanden eine Art Ahnung, daß sich hier etwas besonders Wichtiges ereignen werde.

Der Verwalter war nach der Landungsbrücke des Hafens zurückgekehrt. Zehn Minuten später erschien er mit dem Boten, den ein Fahrzeug von Jacksonville nach Camdleß-Bay gebracht hatte.

Es war das ein Mann in der Uniform der Milizen der Grafschaft. Er wurde in die Vorhalle geführt und fragte hier nach Herrn Burbank.

»Das bin ich! Was wünschen Sie?...

– Ihnen diese Schrift zu überreichen.«

Der Bote hielt ihm damit einen großen Briefumschlag entgegen, der an einer Ecke den Stempel des Court-Justice trug.

James Burbank erbrach das Siegel und las wie folgt:

»Auf Befehl der neu eingesetzten Obrigkeit von Jacksonville wird jeder Slave, der gegen den Willen der Südstaatler frei geworden ist, sofort des Landes verwiesen.

Diese Maßregel ist binnen achtundvierzig Stunden auszuführen – bei Vermeidung der Anwendung von Gewalt.

Gegeben zu Jacksonville 28. Februar 1862.

Texar«.

Die bisherigen Behörden, welche das beste Vertrauen verdienten, waren gestürzt worden. Unterstützt von seinen Spießgesellen, stand jetzt seit kurzer Zeit Texar an der Spitze der Stadt.

»Was soll ich als Antwort überbringen? fragte der Bote.

– Gar nichts!« erwiderte James Burbank.

Der Bote zog sich zurück und wurde nach seinem Fahrzeug begleitet, das wieder nach der linken Flußseite hinübersteuerte.

Auf Anordnung des Spaniers sollten also die früheren Slaven der Pflanzung vertrieben werden! Allein dadurch, daß sie freigelassen waren, hatten sie das Recht verwirkt, auf dem Gebiete von Florida zu leben! Camdleß-Bay sollte seines ganzen Personals beraubt werden, auf welches James Burbank zur Vertheidigung der Pflanzung rechnen konnte!

»Frei sein unter solchen Bedingungen? rief Zermah, nein, niemals! Ich verzichte auf die Freiheit, und da es nothwendig ist, um bei Ihnen bleiben zu können, Herr Burbank, so will ich lieber wieder Slav in werden!«

Bei diesen Worten ergriff Zermah ihren Freilassungsschein, zerriß ihn in Stücken und sank vor James Burbank auf die Knie.

## Neuntes Capitel

### *In Erwartung*

Das war die erste Folge der edelmüthigen Regung, der James Burbank auch gehorcht hatte, als er seine Sklaven freiließ, ehe die föderirte Armee die Herrin des Landes geworden war.

Jetzt herrschten Texar und seine Genossen in der Stadt und Grafschaft. Sie konnten ungehindert jeden Gewaltact ausüben, zu dem ihre rohe und gefühllose Natur sie etwa trieb, das heißt, sie konnten ungestraft die größten Excesse begehen. Wenn es dem Spanier auf seine unbewiesenen Beschuldigungen hin auch nicht gelungen war, James Burbank seiner Freiheit zu berauben, so hatte er, in geschickter Benützung der Verhältnisse in Jacksonville, wo sich der größte Theil der Bewohnerschaft wegen der Haltung der Richter in der Angelegenheit des Besitzers von Camdleß-Bay in hoherregter Stimmung befand, nichtsdestoweniger sein Ziel erreicht. Nach Entlassung des sklavenfreundlichen Ansiedlers, der eben für seine ganze Besitzung die bedingungslose Freigebung verkündet hatte, des Nordstaatlers, der dem Feinde ohne Hehl den besten Erfolg wünschte, hatte Texar die große Masse urtheilsloser ungerechter Leute aufzuhetzen und die ganze Stadt zum Aufstande zu bringen gewußt. Nachdem er die Vertreibung der früheren, so compromittirten Beamten durchgesetzt, hatte er deren Stelle mit den Vorgeschriftsten seiner Partei ausgefüllt und eine Art Ausschuß gebildet, in dem die weißen kleinen Leute mit den Floridiern von spanischer Abkunft sich in die Gewalt theilten.

Daneben rief er schleunigst die schon lange bearbeiteten und mit dem Pöbel gemeinsame Sache machenden Milizen zusammen. Jetzt lag das Schicksal aller Bewohner der Grafschaft allein in seiner Hand.

Wir müssen hier einfügen, daß James Burbank's Vorgehen auch seitens der Ansiedler, deren Besitzungen die beiden Ufer des Saint-John begrenzten, keine Zustimmung gefunden hatte. Diese mochten nicht mit Unrecht fürchten, daß ihre Sklaven versuchen könnten, sie zu demselben Schritte zu zwingen. Die große Menge der Pflanzer sahen, als Anhänger der Sklaverei und entschlossen, den Anforderungen der Unionisten Widerstand entgegen zu setzen, mit größter Unruhe den siegreichen Vormarsch der föderirten Armeen. Auch sie verlangten und erwarteten, daß Florida widerstehen würde, wie manche andere Südstaaten bisher widerstanden. Wenn die ganze Frage der Freilassung der Sklaven zu Anfang des Kampfes bei, ihnen einer gewissen Theilnahmslosigkeit begegnet war, so beeilten sie sich jetzt, unter die Fahnen Jefferson Davis' einzutreten. Sie waren vollkommen bereit, die Rebellen in ihren Maßregeln gegen die Regierung Abraham Lincoln's nach Kräften zu unterstützen.

Unter diesen Verhältnissen scheint es nicht wunderbar, daß es Texar, der sich auf die, bezüglich der Vertheidigung derselben Sache vereinigten Ansichten und Interessen stützte, nun gelungen war, seine Person, trotz der geringen Achtung, die er sonst genoß, mit obenan zu stellen. Jetzt konnte er als Herrscher handeln, doch weniger mit der Wirkung, den Widerstand mit Hilfe der Südstaatler zu organisiren und die Flottille des Commodore Dupont zurückzuweisen, als um seinen eigenen lasterhaften Neigungen zu fröhnen.

Bei dem eingewurzelten Hasse, den er gegen die Familie Burbank hegte, hatte es Texar auch seine erste Sorge sein lassen, die auf Camdleß-Bay stattgehabte Freilassung mit der



gehässigen Maßregel zu beantworten, derzufolge alle Freigelassenen das Gebiet des Staates binnen achtundvierzig Stunden zu verlassen hatten.

»Gehe ich in dieser Weise vor, so sagte er für sich – so wahre ich die Interessen der unmittelbar bedrohten anderen Ansiedler. Ja, sie müssen diese Verordnung billigen, deren erste Wirkung die sein wird, jeden Slavenaufstand innerhalb des Gebietes von Florida unmöglich zu machen.«

Die Mehrheit hatte denn wirklich dieser Verordnung Texar's, so sehr sie auch den Stempel der Willkür trug, ohne Bedenken zugestimmt. Ja, sie war eine willkürliche, ungerechte und unhaltbare. James Burbank befand sich völlig im Recht, wenn er seine Slaven freigab. Dieses Recht besaß er von jeher. Er konnte dasselbe schon üben, ehe der unselige Krieg die Vereinigten Staaten in Folge der Slavenfrage getrennt hatte. Dieses Recht konnte ihm in keinem Falle verkümmert werden, und niemals hatte die Maßnahme Texar's die Gerechtigkeit, nicht einmal ein geschriebenes Recht zur Seite.

Jetzt sollte also zunächst Camdleß-Bay seiner natürlichen Beschützer beraubt werden – und in dieser Hinsicht schien der Spanier seinen Zweck vollkommen erreicht zu haben.

Das sah man im Castle-House auch ein, und vielleicht hätte man wünschen können, daß James Burbank den Tag abgewartet hätte, wo er in dieser Weise ohne Gefahr vorgehen konnte. Der Leser erinnert sich jedoch, daß er, vor dem Richterstuhle von Jacksonville beschuldigt, mit seinen Principien im Widerspruch zu sein, und aufgefordert, diese Nichtübereinstimmung zu beseitigen, seine Entrüstung nicht hatte zügeln können, daß er sich öffentlich ausgesprochen und auch öffentlich, vor dem ganzen Personal der Ansiedlung, zur Befreiung der Schwarzen von Camdleß-Bay vorschritt.

Da nun durch diese vollendete Thatsache die Lage der Familie Burbank und ihrer Gäste sich wesentlich schlimmer

gestaltet hatte, mußte eiligst eine Entscheidung getroffen werden, was unter den gegebenen Umständen zu thun sei.

Noch an demselben Abend kam deshalb das Gespräch zuerst auf die Frage, ob überhaupt der Act der Freilassung noch in Berücksichtigung zu ziehen sei. Das wurde abgewiesen, da es auf keinen Fall an der Sachlage etwas geändert hätte. Texar würde auf diese verspätete Umkehr gewiß keinen Werth gelegt haben. Mit Einstimmigkeit hatten übrigens die Schwarzen der Pflanzung, als sie die gegen sie gerichtete, von der neuen Obrigkeit in Jacksonville verlesene Verordnung vernahmen, sich beeilt, das Beispiel Zermah's nachzuahmen – alle Freilassungsscheine waren einfach zerrissen worden. Um Camdleß-Bay nicht verlassen zu müssen, um nicht aus dem Lande gejagt zu werden, machten sie sich gern Alle wieder zu Slaven bis zu dem Tage, wo sie durch Staatsgesetz die Erlaubniß erhielten, frei zu sein und frei zu leben, wo es ihnen beliebte.

Doch wozu konnte das dienen? Entschlossen, mit ihrem früheren Herrn die Ansiedlung, die ihre wahre Heimat geworden war, zu vertheidigen – würden sie das auch jetzt, da sie frei waren, mit gleicher Hingebung thun? – Gewiß, Zermah verbürgte sich für sie. James Burbank glaubte demnach, auf das einmal Geschehene nicht weiter zurückkommen zu sollen. Alle schlossen sich seiner Ansicht an; sie täuschten sich auch nicht, denn am nächsten Tage, als der vom Bürgerausschuß zu Jacksonville verlesene Befehl bekannt wurde, traten überall auf Camdleß-Bay die deutlichsten Anzeichen von Ergebenheit und unwandelbarer Treue hervor, und wenn Texar seiner Verordnung durch Gewalt Nachdruck geben wollte, so mußte er ernsthaften Widerstand finden, denn Alle waren darüber einig, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben.

»Und dann, sagte Edward Carrol, drängen uns die Ereignisse. In zwei Tagen, vielleicht in vierundzwanzig Stunden, wird die

Slavenfrage für Florida entschieden sein. Uebermorgen kann die föderirte Flottille sich die Mündungen des Saint-John mit Gewalt geöffnet haben, und dann...

– Und wenn die Milizen mit Hilfe der conföderirten Truppen sich dem zu widersetzen versuchten... warf Mr. Stannard ein.

– Wenn sie Widerstand leisten, so wird dieser nicht von langer Dauer sein, antwortete Edward Carrol. Ohne Schiffe, ohne Kanonenboote können sie sich weder der Einfahrt des Commodore Dupont, noch der Ausschiffung der Truppen Sherman's, so wenig wie der Besetzung von Fernandina, Jacksonville oder Saint-Augustine widersetzen. Nach Einnahme dieser Punkte sind die Föderirten die Herren von Florida. Dann bleibt Texar und seinem Gelichter nichts anderes übrig als die schleunigste Flucht.

– O, könnte man sich lieber dieses Menschen bemächtigen, rief James Burbank. Wenn er sich in den Händen der föderirten Justiz befindet, würden wir ja sehen, ob ihm immer und immer wieder ein Alibibeweis gelänge, um dem Galgen, den er schon lange verdient hat, zu entgehen!«

Die Nacht verstrich, ohne daß die Sicherheit des Castle-House in irgend welcher Weise gestört worden wäre. Und doch, wie ängstigten sich Frau Burbank und Miß Alice!

Am folgenden Tage, am 1. März, legte man sich auf die Lauer, um jedes von außen kommende Geräusch sogleich zu vernehmen, wenn die Pflanzung an diesem Tage auch noch nicht eigentlich bedroht erschien. Die Verordnung Texar's hatte die Ausweisung der Freigelassenen innerhalb der nächsten achtundvierzig Stunden verlangt. Entschlossen, diesem Befehl nicht nachzukommen, fand James Burbank die nöthige Zeit, seine Vertheidigungsmittel so gut wie möglich zu ordnen. Von Wichtigkeit war es, über alle Gerüchte, die vom Kriegsschauplatz kamen, unterrichtet zu sein. Hierdurch konnte jeden Augenblick die Sachlage eine Aenderung erleiden. James

Burbank und sein Schwager stiegen also zu Pferde. Am rechten Ufer des Saint-John hinabreitend, begaben sie sich nach den Mündungen des Flusses, um deren Verzweigungen, die sich gegen zehn (englische) Meilen bis zu der San-Pablo-Spitze, welche den Leuchthurm trägt, hinziehen, zu besichtigen. Wenn sie an dem am anderen Ufer liegenden Jacksonville vorüberkamen, mußte es ihnen leicht sein, zu erkennen, ob eine Ansammlung von Booten irgend einen nahe bevorstehenden Handstreich seitens des Pöbels gegen Camdleß-Bay in Aussicht stellte. Nach einer halben Stunde hatten die beiden Reiter die Grenze der Ansiedlung überschritten und begaben sich nun weiter nach Norden.

Inzwischen tauschten Frau Burbank und Alice, im Park von Castle-House auf- und abgehend, ihre Gedanken aus. Mr. Stannard suchte vergeblich, sie etwas mehr zu beruhigen. Sie hatten einmal das Vorgefühl einer herannahenden Katastrophe.

Zermah hatte während derselben Zeit den verschiedenen Baracken einen Besuch abgestattet. Obwohl die ihnen drohende Ausweisung bekannt war, dachten die Schwarzen doch nicht im Geringsten daran, ihr Folge zu geben, sondern hatten alle die gewohnten Arbeiten wieder aufgenommen. Wer konnte es wagen, sie, die wie ihr früherer Herr und Meister entschlossen waren, Widerstand zu leisten, jetzt deshalb, weil sie ihre persönliche Freiheit erlangt, aus ihrem Adoptivvaterlande zu vertreiben? In dieser Hinsicht überbrachte Zermah ihrer Herrin die beruhigendsten Nachrichten. Auf das Personal von Camdleß-Bay konnte diese auf jeden Fall rechnen.

»Ja, sagte sie, alle meine Gefährten würden eher wieder Sklaven werden, wie ich es selbst gethan, als die Pflanzung und ihre Herrschaft im Castle-House zu verlassen; und wenn man sie dazu nöthigen will, so werden sie ihre Rechte zu vertheidigen wissen!«

Jetzt war nur noch die Rückkehr James Burbank's und Edward Carrol's abzuwarten. Heute, am 1. März, lag wenigstens schon die Möglichkeit vor, die föderirte Flottile in Sicht des Leuchthturmes von San-Pablo auftauchen und vielleicht gar noch die Einfahrt in den Saint-John unternehmen zu sehen. Die Conföderirten zählten unbedingt nicht so viel Milizen, um die ganze Einfahrt zu besetzen, und die dann unmittelbar bedrohten Behörden von Jacksonville wären auch nicht mehr im Stande gewesen, ihre Drohungen gegen die Freigelassenen von Camdleß-Bay wahr zu machen.

Der Verwalter Perry machte inzwischen seinen gewohnten täglichen Besuch auf den verschiedenen Holzplätzen und in den Werkstätten der Pflanzung. Auch er konnte sich dabei von der besten Gesinnung der Schwarzen durch den Augenschein überzeugen. Obwohl es ihm gar nicht paßte, beobachtete er, daß trotz der veränderten Verhältnisse deren Arbeitslust und Ergebenheit gegen die Familie Burbank noch ganz die früheren waren. Zur Abwehr jedes Angriffes, den der Pöbel von Jacksonville gegen sie unternehmen konnte, waren Alle gleichmäßig fest entschlossen. Nach der Meinung Perry's, der an seinen Anschauungen bezüglich der Slaverei jetzt noch hartnäckiger als je hing, konnten diese schönen Gefühle nur nicht lange anhalten und die Natur würde über kurz oder lang doch ihre Rechte fordern. Wenn sie einmal die Freiheit gekostet, würden die neuen Freigelassenen von selbst in das frühere dienstbare Verhältniß zurückkehren, würden wieder zu dem Range herabsteigen, den ihnen die Natur in der Stufenleiter ihrer Geschöpfe – das heißt hier zwischen Mensch und Thier – angewiesen hatte.

Bei seinem Rundgange begegnete er dem aufgeblasenen Pygmalion. Dieser Faselhans hatte noch immer seine stolze Haltung vom Abend vorher beibehalten. Wenn man ihn so dahinstolzieren sah, die Hände auf dem Rücken und den Kopf

hoch aufgeworfen, so erkannte man auf den ersten Blick, daß er jetzt »ein freier Mann« war. Jedenfalls fiel es ihm gar nicht ein, zu arbeiten.

»Ah, guten Tag, Herr Perry, begann er selbstbewußten Tones.

– Was machst Du denn, Faulpelz?

– Ich gehe spazieren. Habe ich nicht das Recht, nichts zu thun, da ich jetzt kein elender Slave mehr bin und meinen Freilassungsschein in der Tasche trage?

– Und wer wird Dich denn später ernähren, Pygmalion?

– Ich selbst, Herr Perry.

– Und wie denn?

– Indem ich esse wie zuvor.

– Wer wird Dir aber zu essen geben?

– Mein Herr.

– Dein Herr... Hast Du denn schon vergessen, daß Du keinen Herrn mehr hast, Einfaltspinsel?

– Nein, ich habe keinen und werde später auch keinen haben; Herr Burbank wird mich schon nicht von der Pflanzung verweisen, wo ich ihm, ohne zu prahlen, doch einige Dienste leiste.

– Im Gegentheile, er wird Dich wegschicken!

– Er wird mich fortschicken?

– Ohne Zweifel. Wenn Du ihm noch gehörtest, könnte er Dich trotz Deines Nichtsthuns behalten. Von der Minute an dagegen, wo Du ihm nicht mehr gehörst, wird er Dich, wenn Du nicht arbeiten willst, mir nichts dir nichts vor die Thüre setzen, und dann werden wir ja sehen, was Du mit Deiner Freiheit anfängst, armer Tropf!«

Offenbar hatte Pygmalion die Sache von dieser Seite noch nicht betrachtet.

»Wie, Herr Perry, Sie glauben, Herr Burbank könnte so grausam sein, mich...

– Von Grausamkeit ist gar keine Rede, unterbrach ihn der Verwalter, es ist die Logik der Thatsachen, welche das herbeiführt. Ob Herr Burbank übrigens will oder nicht, vom Bürgerausschuß in Jacksonville ist eine Verordnung eingegangen, welche ihm die Ausweisung aller Freigelassenen aus Florida zur Pflicht macht.

– Ist das wahr?

– Nur zu wahr, und es wird sich jetzt zeigen, wie Du und Deine Kameraden Euch aus der Klemme ziehen werdet, wo Ihr nun einen Herrn nicht mehr habt.

– Ich will aber Camdleß-Bay nicht verlassen! rief Pygmalion... Da ich frei bin...

– Ja, Du hast die Freiheit fortzugehen, nicht aber als Freier hier zu bleiben. Ich rathe Dir also, bald Deine suchen zu packen.

– Und was soll aus mir werden?

– Das ist eben Deine Sache.

– Nun, da ich einmal frei bin... fuhr Pygmalion fort, der hierauf stets zurückkam.

– Das scheint mir noch nicht hinreichend.

– Sagen Sie mir doch, was ich thun soll, Herr Perry!

– Was Du thun sollst? Wahrlich, so höre... und folge meinen Darlegungen, wenn Du es im Stande bist.

– Ich bin es.

– Du bist nun Freigelassener, nicht wahr?

– Ja, gewiß, Herr Perry, und ich wiederhole Ihnen, ich habe meinen Freilassungsschein in der Tasche.

– Nun, so... zerreiße ihn!

– Nimmermehr.

– Ja, wenn Du das nicht willst, sehe ich für Dich nur ein einziges Mittel, um im Lande bleiben zu können.

– Und das wäre?...

– Wechsle Deine Hautfarbe, Schwachkopf, wechsle sie doch, Pygmalion, schnell! Wenn Du ein Weißer geworden bist, wirst Du berechtigt sein, auf Camdleß-Bay zu wohnen – sonst nicht.«

Sichtlich befriedigt, den hohen Einbildungen Pygmalion's diese kleine Lection ertheilt zu haben, drehte der Verwalter dem verdutzten Burschen den Rücken zu.

Pygmalion blieb in Gedanken versunken stehen. Er sah wohl ein, daß es für ihn, um seinen Platz zu erhalten, nicht hinreichte, nicht mehr Slave zu sein, er sollte auch ein Weißer werden. Doch wie zum Teufel konnte er nur anfangen, auf Verlangen weiß zu erscheinen, dessen Haut die Natur tief ebenholzschwarz gefärbt hatte?

Und als Pygmalion nach der Wohnung der Dienstleute zurückkehrte, da kratzte er sich ganz gehörig hinter den Ohren.

Kurz vor Mittag waren James Burbank und Edward Carrol wieder im Castle-House zurück. Auf der Seite nach Jacksonville zu hatten sie nichts Verdächtiges bemerkt. Die Boote lagen an ihren gewohnten Plätzen, die einen an der Uferwand des Hafens vertäut, die anderen etwas weiter draußen im Wasser verankert. Auf dem linken Ufer des Saint-John hatten sich einzelne Abtheilungen von Conföderirten gezeigt, die in nördlicher Richtung nach der Grafschaft Nassau zu marschirten. Vorläufig schien also nichts Camdleß-Bay zu bedrohen.

Am Strande der verzweigten Mündung angelangt, hatten James Burbank und sein Begleiter ihre Blicke auf das hohe Meer hinausschweifen lassen. Kein Segel erschien am Horizonte, keine Rauchsäule eines Dampfers zog am Himmel hin, welche die Annäherung eines Geschwaders angezeigt hätten. Vorbereitungen zur Vertheidigung waren auf diesem Theile der floridischen Küste nirgends getroffen, weder Strandbatterien noch Brustwehren hatte man errichtet,



überhaupt nichts vorgesehen, um die Ausmündung abzusperren. Wenn sich die föderirten Schiffe entweder an der Nassau-Bucht oder an der Mündung des Saint-John zeigten, konnten sie, ohne Hindernisse zu finden, eindringen. Nur der Leuchtturm von Pablo war außer Dienst gestellt. Seine abgetragene große Laterne konnte die schmale Fahrstraße nicht mehr erkennen lassen; doch das erschwerte die Einfahrt der Flottille ja nur während der Nacht.

So lautete der Bericht der Herren Burbank und Carrol, als sie zum Frühstück zu Hause wieder eingetroffen waren.

Weiterhin diente zur Beruhigung, daß sich auch in Jacksonville keine Bewegung beobachten ließ, die auf einen unmittelbar bevorstehenden Angriff auf Camdleß-Bay hindeutete.

»Richtig, bemerkte Mr. Stannard, beunruhigend erscheint allein, daß die Schiffe des Commodore Dupont noch nicht in Sicht sind. Hier liegt eine Verzögerung vor, die mir unerklärlich vorkommt.

– Ja, meinte auch Edward Carrol, wenn die Flottille vorgestern in See gegangen und aus der Bai von Saint-Andrews abgesegelt ist, mußte sie sich jetzt vor Fernandina befinden.

– Seit einigen Tagen ist sehr schlechte Witterung gewesen, erwiderte James Burbank, möglicher Weise hat sich Commodore Dupont bei den herrschenden scharfen Westwinden gezwungen gesehen, weiter auf die hohe See hinauszugehen. Inzwischen hat sich der Wind jedoch gelegt und es würde mich gar nicht wundern, wenn noch diese Nacht....

– Möchte der Himmel Dich erhören, lieber James, und uns endlich zu Hilfe kommen! sagte Frau Burbank.

– Doch, Herr Burbank, bemerkte Alice, wie könnte die Flottille, da der Leuchthurm von Pablo gelöscht ist, diese Nacht in den Saint-John einsegeln?

– In den Saint-John, das wäre freilich unthunlich, meine liebe Alice, bestätigte James Burbank, doch bevor die Förderirten die Mündung des Flusses selbst angreifen, müssen sie sich erst der Insel Amelia und dann des Fleckens Fernandina bemächtigen, um die Bahnlinie nach Cedar-Keys in die Hand zu bekommen. Ich erwarte die Fahrzeuge des Commodore Dupont noch nicht vor drei bis vier Tagen, denn eher können sie kaum den Saint-John hinaufsegeln.

– Du hast Recht, James, antwortete Edward Carrol, und ich hoffe, die Einnahme von Fernandina allein wird genügen, um die Conföderirten zum Rückzuge zu veranlassen. Vielleicht räumen die Milizen sogar Jacksonville, ohne die Ankunft der Kanonenboote abzuwarten. In diesem Falle wäre Camdleß-Bay durch Texar und seine Mordgesellen gar nicht mehr bedroht...

– Das ist wohl möglich, meine Freunde, erwiderte James Burbank. Die Förderirten brauchen gewiß nur den Fuß auf das Gebiet Floridas zu setzen, und es bedarf nichts weiter, um unsere Sicherheit zu gewährleisten. – Von der Pflanzung her hat man nichts Neues gehört?

– Nein, Herr Burbank, erklärte Alice. Ich erfuhr nur durch Zermah, daß die Schwarzen ihre Beschäftigung auf den Zimmerplätzen, in den Wäldern und Werkstätten wieder aufgenommen haben. Sie versicherte, daß die Leute jeden Augenblick bereit seien, bis zum letzten Mann für die Vertheidigung von Camdleß-Bay einzutreten.

– Hoffen wir noch, daß es uns erspart bleibt, ihre Ergebenheit auf diese harte Probe zu stellen. Entweder bin ich in starkem Irrthum befangen, oder jene Schurken, welche sich mit Gewalt in den Besitz der Macht gesetzt haben, flüchten aus Jacksonville, sobald die Förderirten nur im Fahrwasser von

Florida auftauchen. Trotzdem müssen wir auf unserer Hut sein. Ist es Ihnen recht, Stannard, uns, Carrol und mich, nach dem Frühstück zu begleiten, wenn wir zur Besichtigung der am meisten ausgesetzten Theile der Ansiedlung aufbrechen? Ich kann natürlich nicht wünschen, daß Sie, lieber Freund, und Alice im Castle-House etwa noch größeren Gefahren, als in Jacksonville selbst, ausgesetzt wären. Ich würde es mir wahrlich nicht verzeihen können, Sie hierher gerufen zu haben, wenn die Dinge eine gar zu schlimme Wendung nähmen.

– Wären wir, mein lieber James, antwortete Stannard, in unserer Wohnung zu Jacksonville zurückgeblieben, so litten wir höchst wahrscheinlich schon jetzt unter den Bedrückungen der dortigen Behörde, wie Alle, deren Abneigung gegen die Sklaverei kein Geheimniß ist....

– Und erscheint es denn, Herr Burbank, fügte Alice hinzu, in jedem Falle, selbst wenn die Gefahren hier größer sein sollten, nicht besser, daß wir sie Alle theilen?

– Ja, gewiß, meine liebste Tochter, antwortete James Burbank. Doch bis jetzt habe ich noch die beste Hoffnung und denke, Texar wird kaum Zeit finden, seinen gegen meine Leute gerichteten Erlaß zur Durchführung zu bringen.«

Während des Nachmittags und bis zum Mittagessen besuchten James Burbank und seine beiden Freunde die verschiedenen Baracken, wobei auch Perry sie begleitete. Sie konnten sich überzeugen, daß die Stimmung der Schwarzen nichts zu wünschen übrig ließ. James Burbank glaubte die Aufmerksamkeit seines Verwalters auf den Eifer richten zu sollen, mit dem die neuen Freigelassenen sich ihrer Arbeit hingaben. Kein Einziger derselben fehlte bei einem Namensaufrufe.

»Ja, ja... erwiderte Perry; erst müssen wir aber wissen, wie sie ihre Arbeiten jetzt verrichten.

– Aber, Perry, diese wackeren Schwarzen haben doch beim Wechsel ihrer gesellschaftlichen Lage nicht auch ihre Arme gewechselt, oder meinen Sie das?

– Noch nicht, Herr Burbank, antwortete der Starrkopf, dagegen werden Sie bald genug wahrnehmen, daß sie an den Armen nicht mehr dieselben Hände haben...

– Ich dünkte gar, Perry, lachte James Burbank... Ich meine, ihre Hände werden stets fünf Finger haben, und vernünftiger Weise kann man doch nicht mehr verlangen.«

Nach Beendigung der Besichtigung kehrte James Burbank mit seinen Begleitern nach dem Castle-House zurück. Der Abend verging bei mehr beruhigter Stimmung als der vorige. Beim Ausbleiben jeder neuen Nachricht von Jacksonville fing man schon an sich der Hoffnung hinzugeben, daß Texar wohl darauf verzichten werde, seine Drohungen wahr zu machen, oder daß ihm wohl auch die Zeit zur Ausführung derselben fehlen möge.

Nichtsdestoweniger wurden für die Nacht die umfassendsten Maßregeln getroffen. Perry und seine Unterverwalter ordneten Patrouillengänge längs der Grenze der Besitzung und vorzüglich am Ufer des Saint-John an. Die Schwarzen waren verständigt worden, sich auf ein gegebenes Alarmzeichen an der Palissadenumzäunung einzufinden, und an deren enges Thor wurden Wachposten aufgestellt.

Wiederholt erhoben sich Burbank und seine Freunde, um nachzusehen, ob allen Befehlen streng nachgekommen sei. Als die Sonne wieder erschien, hatte kein Vorfall die Ruhe der übrigen Bewohner von Camdleß-Bay gestört.

## **Zehntes Capitel**

### *Der Morgen des 2. März*

Am folgenden Morgen, dem 2. März, erhielt James Burbank weitere Nachrichten durch einen seiner Unterverwalter, der, ohne den geringsten Verdacht zu erwecken, den Fluß überschreiten und von Jacksonville hatte heimkehren können.

Diese Nachrichten, an deren Zuverlässigkeit nicht zu zweifeln war, erschienen, wie der Leser sehen wird, von großer Bedeutung.

Der Commodore Dupont hatte mit Anbruch des Tages in der Bai von Saint-Andrews, östlich der Küste von Georgia, Anker geworfen. Der »Wasbah«, auf dem seine Flagge geißt war, segelte an der Spitze eines Geschwaders von sechsundzwanzig Fahrzeugen, nämlich achtzehn Kanonenbooten, einem Rammschiff, einem bewaffneten Transportschiff und sechs anderen Transportschiffen, welch' letztere die Brigade des Generals Wright an Bord hatten.

Wie Gilbert in seinem letzten Briefe schon gemeldet, begleitete General Sherman diese Expedition.

Unverzüglich hatte der Commodore Dupont, dessen Eintreffen die ungünstige Witterung verzögert hatte, die nöthigen Maßnahmen angeordnet, um die Fahrstraßen von Saint-Mary in seine Gewalt zu bekommen. Diese sehr schwierigen Wasserstraßen öffnen sich an der Mündung des gleichnamigen Rio im Norden der Insel Amelia, an der Grenze zwischen Georgia und Florida.

Fernandina, der Hauptpunkt der Insel, wurde durch das Fort Clinch vertheidigt, dessen dicke Mauern eine Besatzung von fünfzehnhundert Mann bargen, und man hätte wohl voraussetzen können, daß die Südstaatler in diesem Festungswerke, das sich zu einer längeren Vertheidigung recht wohl eignete, den föderirten Truppen ernsthaften Widerstand leisten würden.

Das bestätigte sich jedoch nicht. Nach dem, was der Unterverwalter berichtete, ging in Jacksonville vielmehr das Gerücht, die Conföderirten hätten das Fort Clinch schon geräumt, als sich das feindliche Geschwader nur in der Bai von Saint-Mary zeigte, und nicht allein das Fort Clinch, sondern sie hätten auch Fernandina selbst, sowie die Insel Cumberland und überhaupt diesen ganzen Theil der Küste von Florida aufgegeben.

Bis hierher reichten die nach dem Castle-House gelangten Nachrichten. Da die Föderirten endlich in Florida gelandet waren, mußte der ganze Staat binnen kurzer Zeit in ihre Hände fallen. Wohl mochten einige Tage darüber vergehen, ehe die Kanonenboote die Barre des Saint-John überschritten hatten. Schon ihre Anwesenheit flößte indeß gewiß der unlängst eingesetzten Behörde von Jacksonville den nöthigen Respect ein, und man konnte wohl hoffen, daß Texar und die Seinigen, schon aus Furcht vor einer etwaigen Wiedervergeltung, nicht wagen würden, etwas gegen die Pflanzung eines so hervorragenden Ansiedlers wie James Burbank zu unternehmen.

Das war eine wirkliche Erleichterung für die ganze Familie, deren frühere Furcht jetzt sogleich froher Hoffnung Platz machte, und Alice Stannard ebenso wie Frau Burbank gewährte es neben der Gewißheit, daß Gilbert nicht mehr weit von ihnen war, die Aussicht, daß sie diesen, die eine ihren

Verlobten, die andere ihren Sohn, bald wiedersehen würden, ohne daß sie für seine Sicherheit zu bangen brauchten.

Wirklich hätte der junge Lieutenant jetzt nur dreißig Meilen zurückzulegen gehabt, um von Saint-Andrews aus den kleinen Hafen von Camdleß-Bay zu erreichen. Eben jetzt befand er sich an Bord des Kanonenbootes »Ottawa«, und dieses Kanonenboot hatte sich gerade durch eine Kriegsthat ausgezeichnet, welche in der Marinegeschichte noch ohne Beispiel dastand.

Am Morgen des 2. März hatte sich nämlich Folgendes ereignet, wovon der Unterverwalter bei seinem kurzen Aufenthalte in Jacksonville nichts hören konnte und das doch zum vollen Verständniß der nachfolgenden ersten Ereignisse zu wissen nöthig ist.

Gleich nach der Capitulation des Fort Clinch seitens der conföderirten Besatzung, entsandte der Commodore Dupont einige nur mäßig tief gehende Fahrzeuge nach dem Canal von Saint-Mary. Schon hatte sich, die südstaatlichen Truppen auf den Fersen, die weiße Bevölkerung ins Innere des Landes zurückgezogen und alle Flecken, Dörfer und Ansiedlungen kopfüber verlassen. Es war eine wirkliche Panik, entstanden durch die Vorstellungen harter Vergeltungsmaßregeln, welche die Secessionisten irrthümlicher Weise von den Anführern der Föderirten fürchteten. Und nicht nur in Florida, sondern auch an den Grenzen von Georgia, im ganzen zwischen den Baien von Ossabow und von Saint-Mary liegenden Theile des Staates suchten die Einwohner ihr Heil in schleunigster Flucht, um den Landungstruppen von der Brigade Wright zu entgehen. Unter diesen Verhältnissen hatten die Schiffe des Commodore Dupont keinen einzigen Kanonenschuß abzugeben, um sich des Forts Clinch und Fernandinas zu bemächtigen, nur das Kanonenboot »Ottawa«, auf dem Gilbert, immer von Mars begleitet, die Stelle des zweiten Officiers versah, kam, wie der

Leser gleich sehen wird, dazu, seine Feuerschlünde spielen zu lassen.

Die Stadt Fernandina ist mit der westlichen Küste von Florida, welche sich dem Golf von Mexiko zuwendet, durch eine Bahnlinie verbunden, die von hier aus nach dem Hafen von Cedar-Keys verläuft. Diese Eisenbahn folgt zuerst dem Strande der Insel Amelia, und überschreitet dann vor Erreichung des Festlandes auf einer auf Baumstämmen ruhenden Brücke die Nassau-Bucht.

Gerade als die »Ottawa« in der Mitte dieser Bucht erschien, rollte ein Zug über jene Brücke. Die Besatzung von Fernandina entfloh eben und nahm Proviant und die Kriegsgeräthe mit sich; ihr folgten noch verschiedene hervorragende Personen der Stadt. Das Kanonenboot machte sofort Dampf auf, flog rauschend an die Brücke heran und gab aus seinen Jagdgeschützen Feuer und zwar ebenso auf die Holzstützen wie gegen den forteilenden Zug. Gilbert, der auf dem Vorderdecke stand, leitete die Kanonade, welche sich durch mehrere glückliche Treffer auszeichnete. Unter anderen schlug ein Geschloß so in den letzten Wagen des Zuges ein, daß es sowohl dessen Achsen zertrümmerte, als auch die Verbindungskette nach vorn zu zerriß. Ohne sich einen Augenblick aufzuhalten – was ihn ja in sehr schlimme Lage versetzt hätte – flog der Zug weiter, ohne auf den letzten Wagen Rücksicht zu nehmen. Diesen überließ er einfach seinem Schicksal und mit aller Macht vorwärts dampfend verschwand er bald im Südwesten der Halbinsel. In diesem Augenblick drang eine Abtheilung der Föderirten in Fernandina ein. Ein Theil derselben stürmte nach der Brücke, und binnen weniger Minuten war der Wagen mit seinen Insassen, meist Civilpersonen, gefangen genommen. Man führte darauf Alle dem ersten Officier, dem Oberst Gardner, der in Fernandina commandirte, zu, hielt dieselben, um ein Beispiel zu geben, auf einem der Fahrzeuge des



Geschwaders achtundvierzig Stunden lang eingesperrt und ließ sie dann laufen.

Als der Eisenbahnzug verschwunden war, mußte die »Ottawa« sich begnügen, ein mit Kriegsmaterial beladenes Schiff anzugreifen, das sich in die Bai geflüchtet hatte und bald weggenommen wurde.

Dieser Vorfall war ganz geeignet, die conföderirten Truppen ebenso wie die Einwohner der Städte Floridas zu entmuthigen, und vorzüglich in Jacksonville trat das deutlich zu Tage. Die Mündungen des Saint-John mußten danach ganz ebenso aufgelassen werden, wie das bei denen des Saint-Mary der Fall gewesen war, das unterlag schon keinem Zweifel mehr; wahrscheinlich aber fanden die Unionisten auch in Jacksonville, in Saint-Augustine und endlich in allen Ortschaften der Grafschaft überhaupt keinen weiteren Widerstand.

Der Familie Burbank diente das natürlich zu großer Beruhigung. Unter diesen Verhältnissen konnte man es glauben, daß Texar nicht wagen würde, seinen bisherigen Plan durchzuführen. Seine Spießgesellen mußten ja wohl, allein durch die Gewalt der Thatsachen, bald wieder gestürzt werden, und dann nahm nothwendiger Weise der bessere Theil der Bevölkerung die Leitung der Stadt wieder in die Hand, die ihr eine Pöbelempörung zeitweilig entrissen hatte.

Offenbar hatte man Grund genug so zu denken, und folglich auch Grund genug, neue Hoffnung zu schöpfen. Als das Personal von Camdleß-Bay diese Nachrichten erfuhr, welche in Jacksonville schon verbreitet und bezüglich ihrer Wichtigkeit erkannt waren, gab es seiner Freude durch laute Hurrahs Ausdruck, zu denen auch Pygmalion nach Kräften beitrug.

Immerhin durfte man sich vorläufig noch nicht der Sorge für diejenigen Maßregeln entschlagen, welche die Sicherheit der Ansiedlung noch während einiger Zeit, das heißt, bis die

Kanonenboote des Nordens auf dem Flusse erschienen, erhöhen sollten.

Nein, das durfte man entschieden nicht! Unglücklicher Weise sollte – und das konnte James Burbank leider nicht voraussehen und nicht einmal ahnen – doch eine ganze Woche verstreichen, bis die Förderirten in die Lage kamen, den Saint-John hinauf zu segeln und sich zu Herren des Stromlaufes zu machen. Bis dahin konnte aber noch manches Unheil über die Ansiedlung von Camdleß-Bay hereinbrechen.

In der That sah sich der Commodore Dupont, obwohl er Fernandina immer besetzt hielt, doch genöthigt, mit einer gewissen Vorsicht vorzugehen. Es gehörte zu seiner Aufgabe, die föderalistische Flagge an allen Punkten zu entfalten, nach denen seine Schiffe nur gelangen konnten. Deshalb mußte er sein Geschwader theilen. Ein Kanonenboot wurde in den Fluß Saint-Mary beordert, um die gleichnamige kleine Stadt zu besetzen und etwa zwanzig Meilen weit ins Land einzudringen. Drei andere Kanonenboote unter Führung des Capitän Gordon erhielten den Befehl, im Norden alle Baien zu durchsuchen, sich der Inseln Jykill und Saint-Simon zu bemächtigen und die beiden kleinen Städte Brunswik und Darien einzunehmen, welche theilweise von ihren Bewohnern verlassen waren. Sechs Dampfboote von geringerem Tiefgang waren dazu bestimmt, unter dem Befehl des Commandanten Stevens den Saint-John hinauszufahren, um Jacksonville zu unterwerfen. Der von Dupont selbst geführte Rest des Geschwaders endlich sollte wieder in See stechen, um Saint-Augustine in seine Gewalt zu bekommen und gleichzeitig die Küste bis zum Mosquito-Inlet zu blockiren, deren Wasserstraßen damit für jede Kriegscontrebande gesperrt werden sollten.

Alle diese Operationen konnten aber unmöglich während der nächsten vierundzwanzig Stunden durchgeführt werden, und

vierundzwanzig Stunden genügten, um das Gebiet der Verwüstung durch die Südstaatler auszuliefern.

Es mochte gegen drei Uhr Nachmittags sein, als James Burbank die ersten Zeichen von dem bemerkte, was man gegen ihn im Schilde führte. Nachdem der Oberverwalter Perry nämlich einen Rundgang um die Grenzen der Pflanzung unternommen, kehrte er rasch zum Castle-House zurück und sagte:

»Herr Burbank, es ist mir die Meldung zugegangen, daß zahlreiche verdächtige Erscheinungen aufgetaucht sind, welche sich Camdleß-Bay zu nähern suchen.

– Von Norden her, Perry?

– Ja, von Norden.«

Fast gleichzeitig kam Zermah von dem kleinen Hafen hergelaufen und meldete ihrem Herrn, daß mehrere Boote den Fluß überschritten und nach dem Ufer zu hielten.

»Kommen sie von Jacksonville?

– Jedenfalls.

– Begeben wir uns ins Castle-House, antwortete James Burbank, und Du, Zermah, verläßt dasselbe unter keiner Bedingung.

– Gewiß nicht, Herr.«

James Burbank konnte den Seinigen, als er sich wieder unter ihnen befand nicht verheimlichen, daß die Lage beunruhigend zu werden beginne. In Erwartung eines Angriffes, der jetzt nur zu gewiß erschien, war es doch besser, daß Alle im Voraus davon wußten.

»Diese elenden Schurken, sagte Mr. Stannard, sollten es also am Vortage, wo sie sicher erdrückt werden, noch wagen...

– Ja, antwortete James Burbank sehr kühl. Texar kann sich eine solche Gelegenheit, an uns Rache nehmen zu können – wo er gewiß schon bereit ist, nach Befriedigung derselben zu entweichen – doch nicht entgehen lassen.«

Dann fuhr er lebhafter fort:

»Sollen denn die Verbrechen dieses Menschen stets unbestraft bleiben!... Sollte er sich immer der Gerechtigkeit zu entziehen wissen!... Wahrlich, erst lernt man an der menschlichen und dann vielleicht an der göttlichen Gerechtigkeit zweifeln....

– James, fiel Frau Burbank ein, lästere nicht Gott in dem Augenblicke, wo wir vielleicht mehr als je auf seine Hilfe zählen müssen....

– Und vertrauen wir uns seinem allmächtigen Schutze!« fügte Alice Stannard hinzu.

James Burbank gewann seine gewohnte Kaltblütigkeit wieder und traf ruhig die nächsten Anordnungen zur Vertheidigung des Castle-House.

»Die Schwarzen sind doch benachrichtigt? fragte Edward Carrol.

– Das soll nicht auf sich warten lassen, erwiderte James Burbank. Meine Ansicht geht dahin, daß wir uns auf die Vertheidigung der Umplankung, welche den reservirten Park und das Wohnhaus umschließt, zu beschränken haben. Wir können gar nicht daran denken, schon an der Grenze von Camdleß-Bay vielleicht eine ganze Schaar Bewaffneter abzuwehren, denn es ist höchst wahrscheinlich, daß unsere Angreifer in großer Anzahl auftreten werden. Wir müssen unsere Vertheidiger also bei der Umplankung sammeln; sollte unglücklicher Weise die Palissade genommen werden, so kann das Castle-House, das schon den Banden der Seminolen widerstanden hat, uns auch gegen die Banden Texar's Schutz gewähren. Meine Frau, Alice und Dy, ebenso wie Zermah, deren Obhut ich alle Drei anvertraue, dürfen das Castle-House ohne meinen Befehl' nicht verlassen. Im Falle, daß wir auch da allzusehr bedrängt würden, habe ich Vorsorge getroffen, daß diese sich durch den Tunnel retten können, der mit der kleinen

Bucht Marino im Saint-John in Verbindung steht. Dort wird unter dem Ufergesträuch ein Boot mit zwei Mann versteckt liegen, und in diesem Falle wirst Du, Zermah, mit jenen den Fluß hinauf fahren und eine Zuflucht in dem Lusthause auf dem Cedernstein suchen.

– Aber Du, James?

– Und Du, Vater?«

Frau Burbank und Miß Alice hatten, die eine James Burbank's, die andere Mr. Stannard's Arm ergriffen, als sei der Augenblick zur Flucht aus dem Castle-House schon gekommen.

»Wir werden das Menschenmögliche thun, um uns Euch anzuschließen, wenn unsere Stellung hier ganz unhaltbar würde, antwortete James Burbank. Ihr müßt mir aber das Versprechen geben, Euch bei zu sehr anwachsender Gefahr in jener Zufluchtsstätte auf dem Cedernstein in Sicherheit zu bringen. Wir werden dann mehr Muth, ja, mehr Kühnheit haben, die Uebelthäter zurückzutreiben und bis zum letzten Büchschuß zu widerstehen.«

Offenbar war das das Richtigste, wenn die zu zahlreichen Angreifer nach Ueberwindung der Palissade den Park überschwemmten, um das Castle-House unmittelbar zu stürmen.

James Burbank beschäftigte sich nun sofort damit, sein Personal zusammenzurufen. Perry und die Unterverwalter eilten nach den verschiedenen Baracken, um ihre Leute zu sammeln. Nach weniger als einer Stunde waren die Schwarzen, zum Gefecht ausgerüstet, nahe dem Thore vor der Umplankung aufgestellt. Deren Frauen und Kinder hatten vorläufig Zuflucht in den Camdleß-Bay umgebenden Waldungen suchen müssen.

Unglücklicher Weise erwiesen sich die Hilfsmittel zur Vorbereitung einer ernsthaften Abwehr im Castle-House als ziemlich beschränkte.

Wie die Verhältnisse lagen, wäre es fast unmöglich gewesen, sich Waffen und Schießbedarf in einer zum Schutze der Pflanzung ausreichenden Menge zu beschaffen. In Jacksonville wenigstens hätte man solche vergeblich zu kaufen gesucht. Man mußte sich also mit dem begnügen, was nach dem letztvorhergegangenen Kampfe gegen die Seminolen übrig geblieben war.

Kurz, James Burbank's Plan lief nur darauf hinaus, Castle-House vor Brandstiftung und Plünderung zu schützen. Die ganze Ansiedlung zu vertheidigen, die Holzplätze, Ateliers und Werkstätten zu retten, die Baracken zu erhalten und eine Verwüstung der Pflanzung zu verhindern, daran hätte er nicht denken können und dachte auch gar nicht daran. Höchstens standen ihm vierhundert Schwarze zu Gebote, die er den Angreifern entgegenstellen konnte, und diese Leute waren noch obendrein sehr mangelhaft bewaffnet. Einige Dutzend Flinten wurden unter die gewandtesten derselben vertheilt, während die Präcisionsgewehre für James Burbank, seine Freunde, Perry und die Unterverwalter bestimmt blieben. Alle hatten sich nach dem kleinen Thore begeben. Hier wurden die Mannschaften so vertheilt, um einem Sturme auf die Umzäunung bestens widerstehen zu können, da die Palissade überdies durch einen kleinen Wasserlauf dicht vor derselben vertheidigt wurde.

Es ist fast selbstverständlich, daß Pygmalion inmitten dieses Tumults höchst geschäftig und ruhelos hin und her lief, ohne etwas zu nützen. Man hätte ihn für einen jener Komiker in den Jahrmarktscircussen halten können, welche sich die Miene geben, als könnten sie Alles ausführen und – zur großen Belustigung der Zuschauer – gar nichts thun. Obwohl Pygmalion sich sehr stark zu den Vertheidigern des Herrenhauses rechnete, dachte er doch nicht im Geringsten daran, sich seinen draußen stehenden Kameraden

anzuschließen. Eine solche Ergebenheit gegen James Burbank hätte er nimmer empfunden.

Da nun Alles bereit war, wartete man der Entwicklung der Dinge. Zunächst kam es darauf an zu wissen, von welcher Seite aus der Angriff erfolgen würde. Wenn der Feind von der nördlichen Seite her in die Pflanzung eindrang, konnte eine wirksamere Vertheidigung ins Werk gesetzt werden. Griff jener dagegen von dem Flusse her an, so mußte diese schwerer werden, da Camdleß-Bay nach dieser Seite ganz offen lag. – Eine Landung hat freilich immer größere Schwierigkeiten, und jedenfalls bedurfte es einer größeren Anzahl von Booten, um einen bewaffneten Haufen von einem Ufer des Saint-John nach dem anderen überzusetzen.

Darüber sprachen James Burbank und die Herren Carrol und Stannard, während sie die Leute zurückerwarteten, welche nach der Grenze der Besetzung ausgesendet worden waren.

Es sollte nicht lange dauern, bis die Art, wie der Angriff eingeleitet wurde, zu Tage kam.

Um viereinhalb Uhr Nachmittags strömten diejenigen Aufpasser schleunigst zusammen, welche die Nordseite der Pflanzung überwacht hatten, und machten ihre betreffende Meldung.

Ein Haufen bewaffneter Männer, die aus jener Richtung herkamen, bewegte sich auf Camdleß-Bay zu, doch konnte man noch nicht unterscheiden, ob es eine Abtheilung Milizen der Grafschaft oder nur ein von der voraussichtlichen Plünderung angelockter Pöbelhaufen war, der es übernommen hatte, Texar's Befehl Nachdruck zu geben. Auf jeden Fall mußte dieser Haufen aber tausend Mann zählen und es unmöglich sein, ihm mit dem Personal der Pflanzung auf die Dauer zu widerstehen. Höchstens durfte man hoffen, daß das Castle-House, wenn jene die Palissade durch Sturm nahmen,

ihnen einen ernsthafteren und längeren Widerstand entgegensetzen werde.

Das eine lag jedoch auf der Hand, daß dieser Haufen eine Landung hier gar nicht versucht hatte, die in dem kleinen Hafen oder an den Ufern von Camdeß-Bay große Schwierigkeit gefunden hätte, und daß derselbe den Saint-John flußaufwärts von Jacksonville in mindestens fünfzig Fahrzeugen überschritten haben mochte. Da hatten wohl drei bis vier Ueberfahrten hingereicht, Alle über das Wasser zu bringen.

Es war also eine weise Vorsicht gewesen, die James Burbank beobachtet hatte, seine Leute alle bei der Umplankung des Castle-House zu vereinigen, weil es doch unmöglich gewesen wäre, die Grenze der Ansiedlung einer hinreichend bewaffneten und an Zahl fast dreifach überlegenen Truppe streitig zu machen.

Zweifelhaft blieb es, wer die Angreifer anführte, und ob das vielleicht gar Texar selbst war. In derselben Stunde, wo er sich durch die föderirten Truppen bedroht sah, würde es mehr als kühn erschienen sein, sich an die Spitze seiner Bande zu stellen, und wenn er es doch gethan hätte, so konnte es nur in der Absicht geschehen sein, nach Befriedigung seiner Rache und Zerstörung der Pflanzung, vielleicht auch nachdem die Familie Burbank ermordet oder im Kampfe gefallen, sofort nach den südlicheren Gebieten zu entfliehen, etwa um sich bis nach den Evergladen zu begeben, welche ihm durch ihre versteckte Lage im unteren Florida eine ziemlich sichere Zuflucht boten.

Diese schlimmste Möglichkeit hatte James Burbank vor allem ins Auge zu fassen gehabt und aus eben diesem Grunde sorgte er zunächst für die Sicherheit seiner Gattin, seiner Tochter und Alice Stannard's, die unter der Obhut der mit der Oertlichkeit vertrauten Zermah auf dem Cedernstein, der etwa



eine Meile oberhalb Camdleß-Bay lag, eine sichere Zuflucht finden mußten. Waren sie gezwungen, Castle-House den Angreifern preis zu geben, so wollte er mit seinen Freunden sich daselbst seiner Familie anschließen, um im Verborgenen den Zeitpunkt abzuwarten, wo die Sicherheit ehrbarer Leute unter dem Schutze der föderirten Armeen nicht mehr angetastet werden konnte.

Deshalb wartete auch, versteckt in dem Ufergebüsch des Saint-John, ein mit zwei Schwarzen bemanntes Boot am Ausgang des Tunnels, der das Herrenhaus mit der Marino-Bucht in Verbindung setzte. Doch bevor es zu dieser Trennung kam – wann dieselbe auch nothwendig wurde – galt es sich zu vertheidigen, während einiger Stunden, mindestens bis zum Anbruch der Nacht, Widerstand zu leisten. Unter dem Schutze der Dunkelheit konnte das Boot dann unbemerkt den Fluß hinausfahren, ohne Gefahr zu laufen, von den verdächtigen Fahrzeugen, welche sich jetzt auf dessen Gewässern tummelten, verfolgt zu werden.

## Elftes Capitel

*Der Abend des 2. März*

James Burbank, seine Freunde und der größte Theil der Schwarzen waren zum Kampfe gerüstet und erwarteten nur noch den Angriff. Nach den getroffenen Anordnungen sollte man diesem zuerst hinter den Planken der Umzäunung, welche den reservirten Park abschlossen, begegnen und den Kampf unter dem Schutze der Mauern des Castle-House fortsetzen, im Falle man nach Erstürmung des Parkes in dieses flüchten müßte.

Gegen fünf Uhr verkündete ein schon ziemlich deutlich vernehmbares Geschrei, daß die Angreifer nicht mehr fern sein konnten. Doch auch ohne dieses Zeichen hätte man leicht genug erkannt, daß sie schon in dem ganzen nördlichen Theil der Pflanzung hausten. An verschiedenen Stellen wirbelten nämlich schwarze Rauchsäulen über die den Horizont abschließenden Waldungen empor. Offenbar waren die Sägemühlen in Brand gesteckt worden und jedenfalls fielen auch die Baracken der Schwarzen nach vorhergegangener Plünderung dem gierigen Elemente zum Raube. Die armen Neger hatten kaum Zeit gehabt, nur einige Gegenstände aus ihren verlassenen Hütten in Sicherheit zu bringen, Gegenstände, welche erst durch den Act der Freigebung wirklich in ihren Besitz übergegangen waren. Natürlich antworteten von ihrer Seite vielfache Ausrufe berechtigter Wuth auf das Geheul der feindlichen Bande. Es war ja ihr

eigenes Gut, das die Uebelthäter bei diesem Einbruch nach Camdleß-Bay vernichteten.

Inzwischen näherte sich das Geschrei dem Castle-House immer mehr und mehr. Ein dunkler Schein beleuchtete den Horizont im Norden, als wenn die Sonne in dieser Himmelsgegend untergegangen wäre. Manchmal wälzte sich ein warmer Rauch bis zum Herrenhause und man hörte heftige Detonationen, die von dem Krachen der trockenen, auf den Zimmerplätzen der Pflanzung aufgestapelten Hölzer herrührten; dann wieder verrieth eine gewaltige Explosion, daß ein Dampfkessel in den Sägemühlen gesprungen war, mit einem Wort, Alles bewies, daß die Verwüstung im vollem Gange war.

Noch befanden sich die Herren James Burbank, Carrol und Stannard außerhalb des engen Thores der Umzäunung. Hier empfingen und vertheilten sie die letzten Abtheilungen der Schwarzen, die noch nachträglich herangezogen, wo man die Angreifer schon jeden Augenblick erscheinen zu sehen erwarten durfte. Gewiß zeigte ein wohlgenährtes Gewehrfeuer den Augenblick an, wo sie sich nur noch in geringer Entfernung von den Palissaden befanden. Sie konnten diese übrigens um so leichter angreifen, weil die ersten Baumgruppen kaum fünfzig bis sechzig Schritte von den Planken derselben standen, und sie sich diesen also fast vollständig gedeckt nähern und die ersten Kugeln eher einschlagen konnten, als die Gewehre selbst zu sehen waren.

Nach kurzer Berathschlagung einigten James Burbank und seine Freunde sich dahin, ihr Personal unter dem Schutze der Palissaden geeignet aufzustellen. Dort würden die mit Flinten bewaffneten Schwarzen weniger der Gefahr ausgesetzt sein, wenn sie durch den Winkel, den die oben zugespitzten Planken bildeten, Feuer gaben, und wenn die Angreifer versuchen sollten, den Wasserlauf zu überschreiten, um die Umzäunung

mit Gewalt zu nehmen, gelang es vielleicht, sie zurückzuweisen.

Dieser Befehl wurde ausgeführt. Die Schwarzen zogen sich nach dem inneren Raume zurück und das Thor wurde geschlossen, als James Burbank, der noch einen letzten Blick nach außen warf, einen in voller Hast heraneilenden Mann bemerkte, der sich unter die Vertheidiger des Castle-House flüchten zu wollen schien.

Das wurde dadurch noch mehr bekräftigt, daß ihm aus dem Walde einige Kugeln nachflogen, glücklicher Weise ohne ihn zu treffen. Mit gewaltigem Sprung gelangte er nach der kleinen Brücke und befand sich bald in Sicherheit hinter der Umzäunung, deren Thür nun fest geschlossen und nach Möglichkeit befestigt wurde.

»Wer sind Sie? fragte ihn James Burbank.

– Einer der Angestellten des Mr. Harvey, Ihres Geschäftsfreundes in Jacksonville, antwortete jener fast athemlos.

– Wie? Herr Harvey hat Sie mit einer Nachricht nach Castle-House gesendet?

– Ja, und da der Fluß überwacht wurde, habe ich den geraden Weg über den Saint-John nicht einschlagen können.

– Und haben Sie sich jenen Milizen, ohne Verdacht zu erregen, anschließen können?

– Ja, ihnen folgt eine ganze Bande Raubgesindel. Ich mischte mich unter sie, und sobald ich eine Gelegenheit sah, zu entfliehen, that ich es, auf die Gefahr hin, einige Flintenschüsse nachgeschickt zu bekommen.

– Schön, junger Freund, ich danke Ihnen! Sie bringen mir jedenfalls etwas von Harvey.

– Ja, hier, Herr Burbank, hier ist es.«

James Burbank nahm ein kleines Schreiben entgegen und las. Mr. Harvey sagte darin zuerst, daß er dem Boten rücksichtslos

vertrauen könne, denn John Bruce gehöre zu seinen getreuesten Leuten. Nachdem er ihn angehört, werde Herr Burbank wissen, was er zu seiner und der Seinigen Sicherheit zu thun habe.

Im nämlichen Augenblicke krachten draußen vielleicht ein Dutzend Flintenschüsse. Jetzt galt es, keinen Augenblick zu verlieren.

»Was wünscht mir Herr Harvey denn durch Sie mitzutheilen? fragte James Burbank.

– Zunächst folgendes, antwortete John Bruce. Der bewaffnete Hause, der den Saint-John überschritten hat, um sich auf Camdleß-Bay zu stürzen, zähle mindestens vierzehn- bis fünfzehnhundert Mann.

– Ich hatte ihn nicht geringer geschätzt. Weiter. Befindet sich etwa Texar an der Spitze desselben?

– Das hat Herr Harvey nicht auskundschaften können, erwiderte John Bruce. Gewiß ist dagegen, daß Texar sich seit vierundzwanzig Stunden nicht mehr in Jacksonville befindet.

– Das deutet auf einen neuen Schurkenstreich des Elenden, sagte James Burbank.

– Ja freilich, bestätigte John Bruce, Herr Harvey meinte ganz dasselbe. Uebrigens hat Texar nicht nöthig, selbst anwesend zu sein, um seiner Verordnung wegen Ausweisung der Slaven Nachdruck zu geben....

– Die Ausweisung!... rief James Burbank, eine Ausweisung mit Hilfe von Brandstiftung und Plünderung!...

– Auch meint Herr Harvey, Sie würden jetzt, da es noch Zeit ist, gut thun, Ihre Familie in Sicherheit zu bringen, indem Sie dieselbe Castle-House sofort zu verlassen überreden.

– Castle-House ist in der Lage Widerstand zu leisten, antwortete James Burbank, und wir werden es nicht aufgeben, so lange die Lage nicht ganz unhaltbar geworden ist. – Von Jacksonville gibt es nichts Neues?

– Nichts, Herr Burbank.

– Und die föderalistischen Truppen haben ihren Vormarsch auf Florida noch nicht begonnen?

– Wenigstens nicht weiter, als daß sie Fernandina und die Bai von Saint-Mary besetzt haben.

– Der Zweck Ihrer Sendung wäre also?...

– Sie zuerst darüber aufzuklären, daß die Ausweisung der Slaven nur ein von Texar erfundener Vorwand ist, um Ihre Pflanzung zu zerstören und sich Ihrer Person zu bemächtigen.

– Sie wissen also, erkundigte sich James Burbank noch einmal, nicht, ob Texar jene Uebelthäter dort anführt?

– Nein, Herr Burbank – Herr Harvey hat sich vergeblich bemüht, darüber Aufschluß zu erhalten. Auch ich selbst habe mich, seit ich von Jacksonville fort bin, darüber nicht unterrichten können.

– Sind die Mitglieder der Miliz, welche jene Bande von Angreifern begleiten, auch zahlreich?

– Höchstens ein Hundert, erwiderte John Bruce. Der Pöbel aber, den sie mit hierher ziehen, gehört zur allerschlimmsten Sorte. Texar verschaffte ihnen die Waffen, und es ist zu befürchten, daß sie jedes Excesses fähig sind. Ich widerhole Ihnen, Herr Burbank, Herrn Harvey's Rath geht dahin, daß Sie am besten thun, Castle-House sofort zu verlassen. Herr Harvey hat mich auch beauftragt, Ihnen zu melden, daß er Ihnen sein Landhaus in Hampton-Red zur Verfügung stellt. Dieses Landhaus liegt etwa zehn Meilen stromaufwärts am rechten Flußufer. Dort wären Sie für einige Tage in Sicherheit....

– Ja, ja, ich weiß es!

– Unter der Bedingung, daß Sie das Castle-House augenblicklich verlassen, könnte ich Sie selbst und Ihre Familie heimlich dahinbringen, bevor jeder Rückzug zur Unmöglichkeit wird.

– Ich sage Herrn Harvey meinen Dank, ebenso wie Ihnen, junger Freund, sagte James Burbank; soweit sind wir aber noch nicht.

– Wie Sie wollen, Herr Burbank, erwiderte John Bruce. Ich bleibe auf jeden Fall zu Ihrer Verfügung, wenn Sie etwa meiner Dienste bedürfen.«

Der in diesem Augenblick beginnende Angriff nahm die volle Aufmerksamkeit James Burbank's in Anspruch.

Plötzlich krachte ein heftiges Gewehrfeuer, ohne daß man die Angreifer selbst bis jetzt wahrnehmen konnte, da sich diese durch die ersten Bäume deckten. Es regnete wirklich Kugeln auf die Palissade, freilich ohne diese besonders zu beschädigen. Unglücklicher Weise konnten James Burbank und seine Begleiter dasselbe nur leicht erwidern, da sie nicht mehr, als etwa vierzig Gewehre besaßen. Da sie sich aber andererseits in günstigerer Stellung befanden, so konnten sie auch erfolgreicher schießen als die Milizen, die an der Spitze der Feinde standen. In Folge dessen wurden nicht wenige derselben am Saume des Waldes hingestreckt.

Dieser Fernkampf hielt schon etwa eine halbe Stunde und mehr zum Vortheil des Personals von Camdleß-Bay an, dann aber vertheilten sich die Angreifer, um die Palissade mit Sturm zu nehmen. Da sie dieselbe an verschiedenen Punkten anzugreifen gedachten, hatten sie sich mit Planken und Schwellen von den Zimmerplätzen, die jetzt in hellen Flammen standen, versehen. An vielen Stellen wurden diese Planken über den kleinen Wasserlauf geworfen und gestatteten so den Leuten des Spaniers, bis an den Fuß der Umzäunung selbst zu gelangen, wobei sie freilich ernste Verluste erlitten und mancher unter wohlgezielten Kugeln zusammenbrach. Dann klammerten sie sich an die Planken kletterten Einer dem Anderen auf die Schultern, aber es gelang ihnen doch nicht, darüber hinwegzukommen.

Die gegen die Brandstifter wüthenden Schwarzen warfen sie mit tollem Muthe zurück. Leider zeigte es sich, daß die Vertheidiger von Camdleß-Bay nicht auf allen Stellen zugleich sein konnten, was durch einen an Zahl übergroßen Feind bedingt wurde.

Bis zum Anbruch der Nacht konnten sie Jenen gewiß widerstehen, zumal da Keiner von ihnen eine ernsthaftere Verwundung davon getragen hatte. James Burbank und Walter Stannard waren, obwohl sie sich gewiß nicht zurückhielten, nicht einmal gestreift worden. Nur Edward Carrol hatte eine Kugel die Schulter verletzt, und dieser mußte deshalb nach der Vorhalle zurückkehren, wo Frau Burbank, Alice und Zermah nach besten Kräften für ihn sorgten.

Die Nacht kam jedoch auch den Angreifern zugute. Unter dem Schutze der Dunkelheit näherten sich fünfzig der Tollkühnsten dem engen Thore, das sie mit der Axt bearbeiteten. Dasselbe widerstand jedoch. Zweifellos hätten sie überhaupt in die Umzäunung nicht einzudringen vermocht, wenn ihnen nicht durch einen kühnen Handstreich eine Bresche eröffnet worden wäre.

Ein Theil der Dienerwohnung fing nämlich Feuer, und die von dem trockenen Holze genährten Flammen nagten gleichzeitig den Theil der Planken an, an die jene anstießen.

James Burbank stürzte nach dem brennenden Theil der Palissade, wenn auch nicht, um das Feuer zu löschen, so doch um diese wenn möglich zu vertheidigen.

Im Scheine der Flammen sah man einen Mann durch den Rauch springen, nach außen stürzen und den Wasserlauf auf der darüber geworfenen Planke überschreiten.

Es war das einer der Angreifer, dem es gelungen war, dadurch von der Seite des Saint-John in den Park zu gelangen, daß er unter den Büschen am Ufer hindurchschlich. Dann war er, ohne bemerkt zu werden, in eine der Stallungen



eingedrungen. Hier legte er, auf die Gefahr hin selbst in den Flammen umzukommen, Feuer an die Strohvorrräthe, um diesen Theil der Umzäunung zu zerstören.

Jetzt stand also eine Bresche offen. Vergeblich versuchten James Burbank und seine Begleiter diesen Eingang zu versperren. Eine Menge Angreifer drängten sich durch denselben, und der Park wimmelte alsbald von einigen hundert Menschen.

Nicht wenige fielen dabei von beiden Seiten, denn jetzt wüthete der Kampf Mann gegen Mann. Von allen Seiten krachten die Gewehre. Bald wurde das Castle-House vollständig umschlossen, während die von der Uebermacht verdrängten Schwarzen, außerhalb des Parks zurückgeworfen, nach den Waldungen von Camdleß-Bay flüchten mußten.

Sie hatten gekämpft, so viel sie konnten und mit ebensoviel Muth und Ergebenheit; unter so ungleichen Verhältnissen aber noch weiter auszuharren, wäre gleichbedeutend mit dem Untergange Aller gewesen.

James Burbank, Walter Stannard, Perry, die Unterverwalter und auch John Bruce, der sich wacker geschlagen hatte, sowie einzelne Schwarze, mußten zuletzt hinter den Mauern des Castle-House Schutz suchen.

Es war jetzt fast neun Uhr Abends und der Himmel im Westen vollkommen dunkel, nur nach Norden zu erschien dieser noch geröthet von den Feuersbrünsten, die auf dem Gebiete von Camdleß-Bay wütheten.

James Burbank und Walter Stannard eilten sofort hinein.

»Ihr müßt fliehen, rief James Burbank, fliehen im Augenblick. Ob jene Banden hier noch mit Gewalt eindringen, oder sich begnügen, das Castle-House zu belagern, bis wir uns ergeben müssen, ist gleichgiltig, jedenfalls ist es hier jetzt zu gefährlich! Das Boot ist bereit! Fort, fort! Dich, mein Weib, und Dich Alice, bitte ich dringend, folgt Zermah mit Dy nach

dem Cedernstein! Dort werdet Ihr in Sicherheit sein, und wenn auch wir uns gezwungen sehen, zu weichen, so werden wir Euch dort wiederfinden und dann bei Euch bleiben....

– Lieber Vater, sagte Miß Alice, komme doch gleich mit uns, und auch Sie, Herr Burbank!...

– Ja, James... komm... bleib' nicht länger hier! flehte Frau Burbank.

– Ich! erwiderte James Burbank. Ich sollte das Castle-House jenen Elenden überlassen? Nimmermehr, so lange noch ein Widerstand möglich ist.... Wir können uns gegen Jene noch lange halten – und wenn wir Euch in Sicherheit wissen, werden wir nur noch muthiger sein, uns zu wehren.

– James!

– Es muß sein!«

Draußen tobte das Geheul immer wilder. Die Hausthüre erzitterte unter den Axtschlägen der erhitzten Rotten, welche jetzt die nach dem Flusse gelegene Hauptfront des Castle-House angriffen.

»Fort, fort! drängte James Burbank, schon ist es fast ganz dunkel!... Niemand wird Euch im Schatten sehen können!... Brecht auf!... Ihr lähmt mich, wenn Ihr hier verweilt!... Um des Himmels willen, fort!«

Zermah war, die kleine Dy führend, voraus geschritten. Frau Burbank mußte sich den Armen ihres Gatten, Alice denen ihres Vaters entreißen. Beide verschwanden auf der Treppe, welche nach dem Keller hinabführte, um sich nach dem an der Marino-Bucht mündenden Tunnel zu begeben.

»Und nun, meine Freunde, sagte James Burbank, sich an Perry und die Unterverwalter, sowie an einige Schwarze wendend, die an seiner Seite geblieben waren, vertheidigen wir uns bis auf den letzten Blutstropfen!«

Ihm nacheilend stiegen Alle die große Treppe der Vorhalle hinauf, um an den Fenstern des oberen Geschosses Stellung zu

nehmen. Von hier aus antworteten sie den hundertfachen Gewehrschüssen, welche die Außenwände des Castle-House zu einem Siebe machten, mit nur seltenerem aber desto wirksamerem Feuer, da sie ja die dichte Masse der Angreifer aufs Korn nahmen. Jetzt handelte es sich nur darum, ob Letztere dazu gelangten, die Hauptthür durch Axt oder Feuer zu vernichten, denn nichts konnte ihnen sonst eine Bresche eröffnen, um in die Wohnung einzudringen. Was draußen gegenüber einer hölzernen Pallisade von Erfolg gewesen war, versprach wenigstens gegen diese Mauer von Stein nicht zu gelingen. Inzwischen drängten sich, im Dunkel so viel als möglich Schutz suchend, etwa zwanzig entschlossene Männer auf den Vorplatz. Die Thür wurde jetzt mit noch größerer Wuth und Gewalt bearbeitet, und sie mußte sehr fest sein, um den Schlägen der Aexte und Hacken zu widerstehen. Dieser Versuch kostete mehreren der Angreifer das Leben, denn die Fenster des oberen Stockwerkes lagen so, daß jene von hier aus in's Kreuzfeuer genommen werden konnten.

Zu gleicher Zeit verschlimmerte ein anderer Umstand die Lage noch mehr – der Schießbedarf drohte zur Neige zu gehen. James Burbank, seine Freunde, die Verwalter und einige mit Flinten bewaffnete Schwarze hatten seit Beginn des nun dreistündigen Kampfes den größten Theil verbraucht. Wenn das Gefecht noch eine Zeit lang fort dauern sollte, wie hätten die Belagerten noch Widerstand leisten können, wenn die letzte Patrone verpufft war? Dann kamen sie in die Zwangslage, das Castle-House jenen Wütherichen zu überlassen, die dasselbe gewiß in eine Ruine verwandeln würden.

Und doch gab es für sie gar keinen anderen Ausweg, wenn es den Angreifern gelang, die schon in allen Fugen zitternde Thür zu sprengen. James Burbank fühlte das wohl, aber er wollte warten, denn jeden Augenblick konnte ja eine Wendung zum Bessern eintreten, und für seine Gattin, seine Tochter und Miß

Alice hatte er ja nichts mehr zu fürchten. Männer sind es sich aber selbst schuldig, gegen den Ansturm von Mördern, Brandstiftern und Räubern zu kämpfen.

»Noch für eine Stunde haben wir Munition! rief James Burbank. Benützen wir sie, meine Freunde, und übergeben wir das Castle-House nicht!«

James Burbank hatte kaum diesen Satz vollendet, als aus der Ferne ein dumpfer Knall vernehmbar wurde.

»Ein Kanonenschuß!« rief er.

Von Westen her dröhnte, von der anderen Seite des Flusses, noch eine Detonation.

»Ein zweiter Schuß! sagte Mr. Stannard.

– Horcht! Still!« gebot James Burbank.

Da, noch ein dritter Knall, den der Wind eben deutlicher nach dem Castle-House trug.

»Sollte das ein Signal sein, um die Burschen nach dem linken Ufer zurückzurufen? fragte Walter Stannard.

– Vielleicht! antwortete James Burbank. Es ist ja möglich, daß da weiter unten etwas vorgefallen wäre.

– Ja, und wenn jene drei Kanonenschüsse nicht in Jacksonville abgegeben wurden... bemerkte der Oberverwalter.

– So rühren dieselben von den föderirten Schiffen her! rief James Burbank. Sollte die Flottille endlich den Eingang in den Saint-John erzwungen haben und den Fluß aufwärts gesegelt sein?«

Im Grunde schien es ja nicht unmöglich, daß der Commodore Dupont sich zum Herrn des Flusses gemacht hatte, wenigstens im unteren Theile seines Laufes.

Und doch war es nicht so. Die drei Kanonenschüsse waren von der Uferbatterie in Jacksonville abgegeben, das ergab sich schon aus dem Umstand, daß keine weiteren nachfolgten. Es fand also weder auf dem Saint-John noch auf den Ebenen der

Grafschaft Duval ein Treffen zwischen den Kriegsschiffen der Nordstaaten und den conföderirten Truppen statt.

Dagegen unterlag es keinem Zweifel, daß jene Schüsse als Signal gedient hatten, daß sie dem Anführer der hier kämpfenden Milizen gegolten, denn als Perry an eines der Seitenfenster trat, rief er plötzlich:

»Sie gehen zurück!... Sie ziehen sich zurück!«

James Burbank und die ihm zunächst Stehenden begaben sich jetzt nach dem mittleren Fenster, das halb geöffnet stand.

Man hörte keine Axthiebe mehr an die Thüre donnern und das Feuern hatte aufgehört, ja, schon war kaum noch einer der Angreifer zu sehen, und wenn man ihr Geschrei, ihr wüthendes Geheul auch noch vernahm, so entfernten sie sich doch offenbar mehr und mehr.

Irgend ein Zwischenfall hatte also die Machthaber von Jacksonville bestimmt, den ganzen bewaffneten Haufen nach dem anderen Ufer des Saint-John zurückzurufen. Ohne Zweifel war vorher ausgemacht worden, daß drei Kanonenschüsse abgegeben werden sollten, wenn irgend eine Bewegung des feindlichen Geschwaders die Stellungen der Conföderirten bedrohte. So hatten denn auch die Angreifer mitten im letzten Ansturm inne gehalten, und jetzt wälzten sie sich durch die verwüsteten Felder der Besetzung nach der von einzelnen lodernden Flammen erleuchteten Straße.

Und eine Stunde später überschritten sie wieder den Fluß an der Stelle, wo ihre Boote sie zwei Meilen unterhalb Camdleß-Bay erwarteten.

Bald war auch in der Ferne Alles verstummt. Dem schrecklichen Knattern und Knallen folgte eine Todtenstille auf der ganzen Pflanzung.

Es war jetzt neunundeinhalb Uhr Abends. James Burbank und seine Begleiter begaben sich wieder hinunter nach der Vorhalle des Erdgeschosses. Hier befand sich noch auf einem

Divan ausgestreckt der leicht verwundete Edward Carrol, den nur der Blutverlust geschwächt hatte.

Man meldete ihm, was in Folge des von Jacksonville gekommenen Signals geschehen sei. Das Castle-House hatte, wenigstens für den Augenblick, von der Bande Texar's nichts zu fürchten.

»Ja gewiß, sagte James Burbank, aber die Macht in der Stadt ist noch in den Händen der elendesten Gesellen geblieben. Der Schurke hat meine freigelassenen Neger vertreiben wollen, und er hat sie vertrieben! Er hat aus Rache die Pflanzung zerstören wollen – und es sind nur noch Ruinen von ihr übrig.

– James, wandte sich Walter Stannard an ihn, es hätte uns ein noch weit größeres Unglück widerfahren können; bedenke, daß Keiner bei der Vertheidigung des Castle-House gefallen ist. Deine Frau, Dein Kind und meine Tochter hätten jenen Verbrechern in die Hände fallen können, und sie befinden sich in Sicherheit.

– Sie haben Recht, Stannard, und Gott sei Dank dafür! Was hier auf Befehl Texar's geschehen ist, wird nicht ungestraft bleiben, und ich werde Rechenschaft verlangen für das vergossene Blut!...

– Vielleicht, bemerkte Edward Carrol, ist es nun eher zu bedauern, daß Deine Frau, Alice, Dy und Zermah das Castle-House verlassen haben. Ich weiß wohl, daß wir damals schlimm bedrängt waren.... Und doch, ich wüßte sie lieber hier!...

– Vor Tagesanbruch werde ich sie aussuchen, erwiderte James Burbank; sie werden in tödtlicher Ungewißheit sein, und da muß ich sie beruhigen.

– Dann wird sich auch zeigen, ob es besser ist, sie gleich nach Camdleß-Bay mit zurückzunehmen oder sie einige Tage auf dem Cedernstein verweilen zu lassen.

– Ja, ja, meinte Walter Stannard, man darf nichts übereilen. Vielleicht ist noch nicht Alles vorbei... und so lange Jacksonville unter der Herrschaft Texar's steht, haben wir Ursache auf unserer Hut zu sein.

– Eben deshalb werde ich mit Vorsicht handeln, versicherte James Burbank. Perry, Sie werden dafür sorgen, daß morgen früh kurz vor Tagesanbruch ein Boot für mich bereit ist. Ich denke nur einen einzigen Mann zu brauchen, um an Ort und Stelle zu gelangen....«

Da unterbrach ein schmerzlicher Schrei, ein verzweifelter Hilferuf James Burbank's Worte.

Dieser Schrei ertönte von der Seite des Parks her, wo die Planken sich ziemlich dicht neben dem Wohnhause hinzogen. Ihm folgten bald die Worte:

»Mein Vater!... Mein Vater!...

– Das ist die Stimme meiner Tochter, rief Mr. Stannard.

– Ach, welch' neues Unglück!...« rief James Burbank.

Alle öffneten die Thür und eilten in's Freie.

Da fanden sie Alice nur wenige Schritte von der Palissade, und neben ihr lag Frau Burbank ausgestreckt auf der Erde.

Dy und Zermah waren nicht mit dabei.

»Mein Kind!« rief James Burbank.

Beim Klang seiner Stimme erwachte Frau Burbank; sie konnte nicht sprechen... mit der Hand wies sie nach dem Flusse.

»Geraubt!... Entführt!...

– Ja, durch Texar!...« erwiderte Alice.

Und dann sank auch sie bewußtlos neben Frau Burbank zusammen.

## Zwölftes Capitel

### *Die sechs folgenden Tage*

Als Frau Burbank und Miß Alice den unterirdischen Gang betreten hatten, der nach der kleinen Marino-Bucht im Saint-John führte, schritt Zermah ihnen voraus. An der einen Hand hielt sie das kleine Mädchen und in der anderen eine Laterne, deren schwacher Schein den Weg doch einigermaßen erhellte.

Am Ende des Tunnels angekommen, hatte Zermah Frau Burbank gebeten, zu warten. Sie wollte sich erst überzeugen, daß das Boot mit den zwei Schwarzen bei der Hand sei, die sie nach dem Cedernstein geleiten sollten. Nachdem sie die Thür geöffnet, welche den Ausgang des Tunnels abschloß, ging sie vorsichtig nach dem Flusse zu.

Seit einer Minute – nur eine einzige Minute – erwarteten Frau Burbank und Miß Alice erst die Rückkehr Zermah's, als das junge Mädchen die Bemerkung machte, daß die kleine Dy nicht da sei.

»Dy... Dy?...« rief Frau Burbank, auf die Gefahr hin, ihre Anwesenheit an diesem Orte zu verrathen.

Das Kind antwortete nicht. Immer gewohnt, Zermah zu folgen, war diese auch, ohne daß ihre Mutter es bemerkte, der Wärterin nach außerhalb des Tunnels und nach der Seite der Flußbucht zu nachgelaufen.

Plötzlich hörten sie ängstliche Klagerufe. In der Vorahnung einer neuen Gefahr, und ohne daran zu denken, daß diese ihnen ja auch selbst drohen könne, eilten Frau Burbank und Miß Alice ebenfalls hinaus nach dem Flußufer, erreichten dieses



aber nur, um noch zu sehen, daß sich ein Boot schleunigst durch die Dunkelheit entfernte.

»Hierher!... Zu Hilfe!... Das ist Texar!... jammerte Zermah.  
– Texar!... Texar!...« rief auch Alice schluchzend aus.

Sie zeigte dabei mit der Hand nach dem beim Widerscheine der Feuersbrünste auf Camdleß-Bay schwach sichtbaren Spanier, der im Hintertheile eines Bootes stand, welches sofort den Augen der Frauen entschwand.

Dann war Alles still.

Die beiden Schwarzen lagen ermordet auf der Erde.

Ihrer Sinne nicht mehr mächtig, stürzte Frau Burbank, welche Alice nicht mehr zurückzuhalten vermochte, ganz nahe an das Ufer und rief ihre kleine Tochter. Kein Schrei antwortete ihr. Das Boot war unsichtbar geworden; entweder entzog es die Dunkelheit ihren Blicken oder es steuerte quer über den Fluß, um an irgend einem Punkte des linken Ufers zu landen.

Vergebens suchten die Frauen wohl eine ganze Stunde lang; endlich sank Frau Burbank, am Ende ihrer Kräfte, auf dem Uferrande zusammen. Miß Alice, welche jetzt eine staunenswerthe Energie entwickelte, gelang es jedoch, die unglückliche Mutter aufzurichten und zu unterstützen, fast sie zu tragen. Von fern her, in der Richtung des Castle-House, hörte man noch immer das Knattern der Schüsse und zeitweilig das Wuthgeschrei der angreifenden Massen. Und doch mußten sie jetzt dahin zurückkehren; sie mußten versuchen, durch den Tunnel die Wohnung wieder zu erreichen und sich die Thür zu öffnen, welche nach der Kellertreppe Zugang bot. Doch ob dort Miß Alice vernommen werden würde, konnte Niemand vorher sagen.

Das junge Mädchen zog Frau Burbank, welche gar nicht wußte, was sie that, mit sich fort. Bei dem Rückwege längs des Ufers mußten sie wohl zwanzig Mal stehen bleiben. Beide

konnten jeden Augenblick einer Rotte in die Hände fallen, welche die Pflanzung verwüstete. Vielleicht wäre es besser gewesen, erst den Tag abzuwarten, nur konnte hier, wo sie sich befanden, Frau Burbank die Pflege, der sie bedurfte, in keiner Weise erhalten. Miß Alice entschloß sich also, um jeden Preis wieder nach Castle-House heimzukehren. Da die vielen Flußwindungen ihren Weg gar so sehr verlängerten, meinte sie, sei es rathsamer quer durch das Wiesenland zu gehen, wo der Schein der brennenden Baracken sie leitete. Das that sie denn auch und so gelangte sie bis in die Nähe der Wohnung.

Hier verweilte Frau Burbank einige Zeit völlig regungslos neben Alice, die sich kaum selbst noch aufrecht erhalten konnte. Jetzt befand sich die Abtheilung der Miliz und mit ihr die Horde der Räuber, nachdem sie den Angriff aufgegeben, schon weit von der Umzäunung. Weder draußen noch im Innern hörte man einen Schrei, Miß Alice konnte glauben, daß die Angreifer das Castle-House, nachdem sie sich desselben bemächtigt, verlassen hätten, ohne daß ein einziger seiner Vertheidiger übrig geblieben war. Da überkam sie eine entsetzliche Angst und sie sank erschöpft zusammen, während ein letzter Seufzer, ein letzter Hilferuf sich ihrer Brust entrang. Zum Glück war sie gehört worden. James Burbank und seine Freunde stürzten darauf hinaus. Jetzt wußten sie Alles, was sich an der Marino-Bucht ereignet hatte. Was bedeutete es nun, daß die Banditen abgezogen waren, was nützte es, daß sie jetzt in deren Hände zu fallen nicht mehr zu fürchten brauchten! Ein furchtbareres Unglück hatte sie ereilt – die kleine Dy befand sich in der Gewalt des abscheulichen Texar!

Miß Alice erzählte Alles in kurzen, von fortwährendem Schluchzen unterbrochenen Sätzen. Das hörte nun auch eigentlich erst Frau Burbank, die, in Thränen gebadet, wieder zu sich gekommen war, das erfuhren hierdurch James Burbank, Walter Stannard, Edward Carrol, Perry und die wenigen

Anderen, welche hier anwesend waren. Das arme Kind war geraubt, entführt, man wußte nicht wohin, es wand sich jetzt gewiß unter den Händen des grausamsten Feindes seines Vaters!... Was konnte es Schlimmeres geben als das, und war es möglich, daß die Zukunft dieser schwer geprüften Familie noch entsetzlicheres Unheil vorbehalten hatte?

Alle waren zerschmettert von diesem letzten Schlage. Nachdem man Frau Burbank nach ihrem Zimmer gebracht und auf dem Bette niedergelegt hatte, blieb Miß Alice zur Pflege bei ihr.

Unten in der Vorhalle berieth inzwischen James Burbank mit seinen Freunden, was zu thun sei, um Dy wiederzufinden, um Zermah den Händen Texar's zu entreißen. Gewiß würde die ergebene Dienerin alles versuchen, um das Kind bis zum letzten Blutstropfen zu schützen, und doch vermochte sie so gut wie nichts gegen den von persönlichem Haß erfüllten Schurken und mußte vielleicht die Anschuldigungen, die sie einst gegen ihn vorgebracht, noch außerdem mit dem Leben bezahlen.

Jetzt machte sich James Burbank bittere Vorwürfe, seine Familie zum Verlassen des Castle-House gedrängt, ihr einen Weg zur Flucht eröffnet zu haben, der sie nur dem Unheil entgegengeführt hatte. Offenbar durfte man es nicht als einen Zufall betrachten, daß Texar sich an der Marino-Bucht befunden hatte, vielmehr mochte er auf irgend eine Weise von dem Vorhandensein jenes Tunnels Kenntniß erhalten haben. Dann hatte er sich wahrscheinlich gesagt, daß die Vertheidiger des Castle-House später versuchen könnten, durch denselben zu entkommen, wenn sie das Herrenhaus nicht mehr zu halten im Stande wären. Und nachdem er seine Horden nach der rechten Flußseite übergeführt, nachdem er die Palissaden der Umzäunung durchbrochen und James Burbank nebst den Seinigen gezwungen hatte, hinter den Mauern des Castle-

House Schutz zu suchen, hatte er sich offenbar mit mehreren seiner Spießgesellen auf die Lauer gelegt. Hier hatte er unerwarteter Weise die beiden Schwarzen überfallen, welche das Boot bewachten, und sie grausamer Weise umbringen lassen, während die Hilferufe der Unglücklichen bei dem Geräusche des Kampfes unmöglich gehört werden konnten.

Ferner hatte der Spanier gewartet, bis Zermah und die kleine Dy sich zeigte. Da er diese allein sah, konnte er annehmen, daß weder Frau Burbank noch ihr Gatte oder dessen Freunde sich bisher entschlossen hatten, das Castle-House zu verlassen. Er mußte sich also mit dieser Beute begnügen und hatte das Kind und die Mestizin geraubt, um sie nach einem unbekannten Platz zu entführen, wo Keiner sie wiederzufinden vermochte.

Mit einem schrecklicheren Schlage konnte der Bösewicht die Familie Burbank gar nicht treffen, der Vater und die Mutter des Kindes hätten gewiß nicht mehr davon gelitten, wenn er ihnen das Herz aus der Brust riß!

Es war eine schreckliche Nacht, welche die Ueberlebenden des Castle-House verbrachten. Mußten sie nicht außerdem fürchten, daß die Angreifer und in noch größerer Anzahl wiederkehren könnten, um auch die letzten Vertheidiger des Castle-House zur Ergebung zu zwingen? Glücklicher Weise geschah das nicht. Der Tag brach an, ohne daß James Burbank und seine Genossen durch einen weiteren Angriff aufgeschreckt worden wären.

Von großem Vortheile wäre es gewesen, zu wissen, aus welchem Grunde am gestrigen Abend die drei Kanonenschüsse abgefeuert worden waren, und warum die Angreifer sich zurückgezogen hatten, da eine letzte Anstrengung von höchstens einer Stunde sie doch bestimmt in den Besitz des Wohnhauses gebracht hätte. Ja, wenn jenes Signal durch eine Demonstration der Förderirten an der Mündung des Saint-John veranlaßt, wenn die Flottille des Commodore Dupont vielleicht

gar schon im Besitz von Jacksonville war, hätte es etwas Wünschenswertheres für James Burbank und die Seinigen kaum geben können. Dann konnten sie in aller Sicherheit die lebhaftesten Nachforschungen, um Dy und Zermah wiederzufinden, wieder aufnehmen und Texar unmittelbar zu Leibe gehen, wenn der Spanier es nicht vorgezogen hatte, mit seinen Parteigängern die Flucht zu ergreifen; sie konnten ihn verfolgen als Anstifter der Verwüstungen auf Camdleß-Bay und jedenfalls als den des an dem Kinde und der Mestizin begangenen Doppelraubes.

Diesmal wäre es Jenem unmöglich gewesen, einen Alibibeweis beizubringen, wie zu Anfang dieser Erzählung, als er vor den Richterstuhl in Saint-Augustine geladen gewesen war. Wenn Texar wirklich die Bande von Uebelthätern nicht anführte, welche Camdleß-Bay überfallen hatten – was der Bote des Herrn Harvey ja nicht anzugeben vermochte – so hatte doch der Aufschrei Zermah's unzweifelhaft bewiesen, welch' directen Antheil er an jenem Raube genommen, und überdies hatte ihn Miß Alice in dem Augenblicke, wo sein Boot sich entfernte, deutlich erkannt.

Ja, die föderirte Justiz würde den Schurken schon zum Geständniß zu bringen wissen, wohin er seine Opfer geschleppt, und würde ihn bestrafen für die Verbrechen, die er nicht ableugnen konnte.

Unglücklicher Weise sollte nichts die Muthmaßungen James Burbank's bezüglich des Eintreffens der nordstaatlichen Flottille in den Gewässern des Saint-John bestätigen. An jenem Tage, dem 3. März, hatte noch kein Schiff die Bai von Saint-Mary verlassen. Das wurde vorläufig bewiesen durch die Nachrichten, welche einer der Verwalter sich am nämlichen Tage auf der anderen Seite des Flusses zu beschaffen wußte. Kein Fahrzeug war bisher auf der Höhe des Leuchtturmes von Pablo erschienen. Alles beschränkte sich auf die Besetzung von

Fernandina und des Fort Clinch, und es gewann den Anschein, als wenn der Commodore Dupont sich bis in die Mitte von Florida nur mit größter Vorsicht hineinwagen wollte. In Jacksonville befand sich noch immer die Pöbelpartei am Ruder. Nach dem Zuge nach Camdleß-Bay war der Spanier wieder in der Stadt aufgetaucht. Er leitete hier die Vorbereitungen zum Widerstand für den Fall, daß die Kanonenboote Stevens' versuchen sollten, die Barre des Flusses zu überschreiten. Ohne Zweifel hatte am gestrigen Abend nur ein falscher Lärm die Räuberbande heimgerufen. Das Werk der Rache Texar's konnte doch immerhin als vollbracht gelten, da die Pflanzung verwüstet, die Werkstätten durch Feuer zerstört und die Neger in die Wälder der Grafschaft zerstreut waren, während ihre früheren Baracken in Ruinen lagen – vorzüglich aber, da die kleine Dy ihrem Vater, ihrer Mutter geraubt war, ohne daß man eine Spur von der Entführten aufzufinden vermochte.

James Burbank überzeugte sich hiervon nur zu gut, als er am Morgen mit Walter Stannard am rechten Ufer des Flusses hinaufwandelte. Vergebens hatten sie die kleinsten Einschnitte durchforscht, vergeblich irgend ein Anzeichen gesucht, das ihnen die von Texar's Boot eingeschlagene Richtung hätte verrathen können. Immerhin war diese Nachsuchung nur als eine unvollkommene zu betrachten und mußte wenigstens durch eine ebensolche am linken Flußufer vervollständigt werden.

Doch war das in diesem Augenblicke ausführbar? Mußte es nicht aufgeschoben werden, bis Texar und seine Partei durch die Ankunft der Föderirten lahm gelegt war? Glich es nicht einer offenbaren Unklugheit, Frau Burbank in dem Zustand, in dem sie sich befand, Miß Alice, welche die mütterliche Freundin nicht verlassen konnte, und Edward Carrol, der noch einige Tage das Bett hüten mußte, im Castle-House allein zu

lassen, wo eine Wiederkehr der Angreifer noch immer zu fürchten war?

Noch bedrückender fand es James Burbank aber, daß er nicht öffentlich als Ankläger gegen Texar auftreten, ihn weder wegen Verwüstung seiner Pflanzung, noch wegen der Entführung Zermah's und seiner kleinen Tochter belangen konnte. Der einzige obrigkeitliche Beamte, an den er sich deshalb hätte wenden können, war ja der Urheber dieser Verbrechen selbst. Er mußte sich also gedulden, bis die gesetzlichen Behörden in Jacksonville wieder die ihnen zukommende Stelle eingenommen hatten.

»James, sagte Mr. Stannard, wenn die Gefahren, die Ihr Kind bedrohen, auch furchtbar sind, so ist doch Zermah bei ihm, und auf deren Ergebenheit können Sie zählen, sie geht für Sie....

– Selbst in den Tod... Ja! bestätigte Burbank. Doch wenn Zermah todt ist?...

– Hören Sie mich an, mein lieber James, fuhr Mr. Stannard fort. Wenn ich es mir recht überlege, liegt es gar nicht in Texar's Interesse, so weit zu gehen. Noch hat er Jacksonville nicht verlassen, und so lange er sich daselbst befindet, fürchte ich nicht, daß seine Opfer eine Gewaltthätigkeit von ihm zu erwarten haben. Kann Ihr Kind jenem nicht als eine Garantie, als Geißel gegenüber den Wiedervergeltungen erscheinen, die er nicht allein von Ihnen, sondern auch von der föderalistischen Justiz zu fürchten hat dafür, daß er die staatlichen Behörden von Jacksonville gestürzt und die Ansiedlung eines Nordstaatlers verwüstet hat? – Offenbar ist es so. In seinem eigenen Interesse liegt es demnach sie zu schonen, und es ist besser, Dupont und Sherman abzuwarten, und erst wenn diese die Herren des Gebietes sind, gegen Jenen vorzugehen.

– Und wann wird das der Fall sein?... rief James Burbank.

– Morgen... vielleicht noch heute! Ich wiederhole Ihnen, Dy ist der Schutz und das Schild Texar's. Aus diesem Grunde

hatte er die Gelegenheit sie zu entführen ergriffen, da er wohl wußte, daß es Ihnen, mein lieber James, das Herz brechen würde, und der elende Schurke hat seinen Zweck nur zu gut erreicht.«

So betrachtete Mr. Stannard die Sachlage, und er hatte schwerwiegende Gründe, diese Anschauung für die richtige zu halten, wenn er auch nicht dazu kam, James Burbank davon zu überzeugen, ja, ihm nur ein helleres Fünkchen Hoffnung einzuflößen; das war ja eben unmöglich. James Burbank sah aber wenigstens ein, daß auch er gezwungen sei, seiner Gattin gegenüber in derselben Weise zu sprechen, wie Walter Stannard zu ihm selbst. Anderenfalls hätte Frau Burbank diesen letzten Schlag wohl nicht überlebt. Und als er in die Wohnung zurückgekehrt war, bediente er sich mit großer Wärme derselben Beweisgründe, an welche er selbst nicht hatte glauben können.

Inzwischen besichtigten Perry und die Unterverwalter Camdleß-Bay. Es war ein herzbrechender Anblick, der sogar auf Pygmalion, der sie begleitete, seinen Eindruck nicht zu verfehlen schien. Dieser »freie Mann« hatte es nicht für geboten erachtet, den von Texar zerstreuten freigelassenen Slaven zu folgen. Die Freiheit, sich im Walde ein Nachtlager zu suchen, daselbst von Kälte und Hunger zu leiden, ging ihm, wie man zu sagen pflegt, »über die Hutschnur«.

So hatte er es vorgezogen, im Castle-House zu bleiben, und hätte er auch gleich Zermah seinen Freilassungsschein in Stücke reißen müssen, um sich das Recht des Verweilens daselbst zu sichern.

»Da siehst Du es, Pygmalion, sagte Perry wiederholt zu ihm. Die Pflanzung ist verwüstet, meine Werkstätten liegen in Trümmern. Das hat es uns gekostet, Leuten von Deiner Farbe die Freiheit zu gewähren.



– Herr Perry, erwiderte Pygmalion, das ist nicht meine Schuld.

– Im Gegentheil, es ist Deine Schuld! Hättet Ihr, Du und Deinesgleichen, nicht auf die tollen Darstellungen gelauscht, welche laut über die Sklaverei gepredigt wurden, hättet Ihr Euch gegen die vom Norden eindringenden Vorstellungen abwehrend verhalten, so würde auch Herr Burbank niemals den Gedanken gehabt haben, Euch frei zu lassen, und Camdleß-Bay wäre all’ das Unheil erspart geblieben.

– Was kann ich aber thun, Herr Perry? fragte der verzweifelte Pygmalion, was kann ich thun?

– Ich will es Dir sagen, Pygmalion, und das würdest Du thun, wenn in Dir noch das geringste Gerechtigkeitsgefühl lebte. – Du bist frei, nicht wahr?

– Es scheint so.

– Folglich gehörst Du Dir allein an?

– Ohne Zweifel.

– Und wenn Du Dir selbst angehörst, so liegt für Dich kein Hinderniß vor, über Deine Person nach Belieben zu verfügen.

– Nein, keines, Herr Perry.

– Nun gut, Pygmalion, ich an Deiner Stelle würde nicht zögern; ich böte mich sofort auf einer benachbarten Pflanzung an, verkaufte mich als Sklave und das Kaufgeld brächte ich meinem früheren Herrn, um ihn für das Unrecht, das ich durch Annahme meiner Freilassung an ihm begangen, zu entschädigen.«

Man hätte kaum sagen können, ob der Verwalter im Ernste sprach, denn von dem würdigen Mann konnte man sich jeder Sonderbarkeit versehen, wenn er sein geliebtes Steckenpferd ritt. Jedenfalls wußte der verblüffte, unentschlossene und ganz aus der Fassung gebrachte Pygmalion nichts darauf zu erwidern.

Ueber das Eine konnte kein Zweifel aufkommen, daß die edelmüthige Handlungsweise James Burbank's das Unglück über ihn gebracht und die Verwüstung seiner Pflanzung verursacht hatte. Schon der materielle Schaden mußte sich nach oberflächlicher Schätzung auf eine hohe Summe belaufen. Von den nach vorheriger Plünderung durch die Räuber zerstörten Baracken war nichts mehr übrig, von den Sägemühlen und Werkstätten sah man nur noch Haufen häßlicher Asche und formlose Ueberbleibsel nach dem Brande, aus denen da oder dort graublaue Rauchsäulen aufwirbelten. An Stelle der Zimmerplätze, welche auch zur Aufspeicherung zum Versandt bestimmter Hölzer dienten, an Stelle der Fabriken, in denen sich die Apparate zum Hecheln der Baumwolle, die hydraulischen Pressen zur Verpackung derselben in Ballen, die Maschinen zur Verarbeitung des Zuckerrohres befanden, fand man weiter nichts, als geschwärzte Mauerreste, welchen jeden Augenblick der Einsturz drohte, und lose Haufen durch die Gluth gerötheter Backsteine an Stelle der früheren Schlote dieser Anlagen.

Auf den Kaffeepflanzungen, den Reisfeldern, in den Gemüsegärten und dem für die Hausthiere bestimmten Gehege war die Zerstörung eine vollkommenere, als wenn eine große Heerde wilder Thiere die reiche Besetzung binnen wenigen Stunden verheert hätte. Angesichts dieses jammervollen Anblicks konnte Mr. Perry seine Entrüstung nicht zügeln, seine Wuth machte sich in drohenden Worten Luft, Pygmalion fühlte sich nichts weniger als sicher, als er die wildfunkelnden Blicke sah, die der Verwalter ihm zuschleuderte. So beeilte er sich auch, von diesem weg und in das Castle-House zu kommen, um wie er sagte, »mit mehr Ruhe über den Vorschlag, sich zu verkaufen, nachzudenken, den der Verwalter ihm eben gemacht hatte.« Scheinbar reichte der Tag für seine Erwägungen nicht zu, denn auch am Abend hatte er noch keinen Entschluß gefaßt.

An eben diesem Tage waren nun mehrere der früheren Slaven heimlich nach Camdleß-Bay zurückgekehrt. Man kann sich deren Verzweiflung wohl vorstellen, als sie auch nicht eine einzige unzerstörte Hütte mehr vorfanden. James Burbank sorgte sofort dafür, daß ihre nothwendigsten Bedürfnisse nach Möglichkeit befriedigt wurden. Eine gewisse Anzahl dieser Schwarzen konnte in dem vom Feuer verschont gebliebenen Theil der Dienerwohnung untergebracht werden. Man verwandte sie zuerst, diejenigen ihrer Kameraden zu beerdigen, welche bei Vertheidigung des Castle-House gefallen waren, ebenso wie die Leichen von Feinden, welche bei dem Angriffe ihren Tod fanden, während die Verwundeten der Gegenpartei von ihren Kameraden mit weggeschleppt worden waren.

Dasselbe geschah mit den zwei unglücklichen Schwarzen, welche Texar und seine Kameraden ermordeten, als sie dieselben auf ihren Posten an der Marino-Bucht überraschten.

Nach der Erfüllung dieser Christenpflicht konnte James Burbank freilich noch keineswegs daran denken, die Wiederinstandsetzung seiner Ansiedlung in die Hand zu nehmen, sondern mußte damit warten, bis die Streitfrage zwischen dem Norden und dem Süden wenigstens für den Staat Florida endgiltig entschieden war. Andere und noch weit ernsthaftere Sorgen lasteten auf ihm ja Tag und Nacht. Er that alles, was in seinen Kräften stand, um eine Spur seiner kleinen Tochter aufzufinden. Außerdem war die Gesundheit der Frau Burbank schwer erschüttert. Obwohl Miß Alice sie keinen Augenblick verließ und mit wahrhaft kindlicher Zärtlichkeit pflegte, machte sich doch die Herbeiziehung eines Arztes für dieselbe nöthig.

Einen solchen, und zwar einen, der James Burbank's Vertrauen genoß, gab es in Jacksonville. Der brave Mann zögerte auch, als er gerufen wurde, nicht im mindesten, nach Camdleß-Bay zu kommen. Er verschrieb einige Arzneimittel,

wenn er auch an deren Wirkung vielleicht selbst zweifelte, so lange die kleine Dy ihrer Mutter nicht zurückgegeben wäre. James Burbank und Walter Stannard unterließen es auch, während der noch an das Zimmer gefesselte Edward Carrol zurückblieb, keinen Tag, die beiden Ufer des Flusses abzusuchen. Sie durchforschten die Eilande des Saint-John, zogen selbst aus den kleinsten Weilern der Grafschaft Erkundigungen ein und setzten einen hohen Preis für Jeden aus, der ihnen nur die geringste Hindeutung vermitteln konnte.... Alle diese Anstrengungen blieben fruchtlos. Wie hätte ihnen Jemand sagen können, daß es tief im Hintergrunde der Schwarzen Bucht war, wo der Spanier sich verbarg? Diese Oertlichkeit kannte ja Niemand, und außerdem konnte Texar recht wohl, um seine Opfer gegen jede Nachstellung desto sicherer zu verwahren, diese nach dem Oberlaufe des Flusses geschleppt haben. Das Gebiet war ja groß genug und es gab eine Menge passender Schlupfwinkel in den ungeheuren Waldungen des Innern, inmitten der ausgedehnten Sumpfländereien des südlichen Florida, wo Texar seine beiden Opfer so gut verstecken konnte, daß es gewiß Niemand gelang, bis zu denselben vorzudringen.

Jetzt wurde übrigens James Burbank durch den Arzt, der alltäglich nach Camdleß-Bay kam, über Alles auf dem Laufenden erhalten, was sich in Jacksonville sowie im Norden der Grafschaft Duval zutrug.

Die Förderirten hatten noch keinen weiteren Vorstoß auf das Gebiet von Florida unternommen, das lag zweifellos zu Tage, und wahrscheinlich bestimmten sie blos die von Washington eingegangenen Verhaltensmaßregeln dazu, nur vor der Küste liegen zu bleiben, ohne diese zu überschreiten. Eine solche Haltung aber mußte für die Interessen der in den Südstaaten ansässigen Unionisten höchst verderblich werden, und vorzüglich für James Burbank, der durch sein letztes Auftreten

gegen die Conföderirten zu den bestgehaßten derselben gehörte. Wie dem auch sein mochte, jedenfalls lag das Geschwader des Commodore Dupont noch immer an der Mündung des Saint-Mary vor Anker, und wenn die Anhänger Texar's am Abend des 2. März durch jene drei Kanonenschüsse zurückgerufen worden waren, so geschah das, weil die Machthaber in Jacksonville sich durch einen falschen Lärm hatten täuschen lassen – eine Täuschung, der es das Castle-House verdankte, vorerst der Plünderung und Zerstörung entgangen zu sein.

Es hatte nicht viel Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Spanier darauf sinnen könnte, einen ähnlichen Ueberfall zu wiederholen, weil jener ihm, da James Burbank nicht in seine Hände gefallen war, vielleicht nur halb gelungen schien. Vorläufig genügte wohl seinen Absichten der auf das Castle-House gerichtet gewesene Angriff und vorzüglich die Entführung Dy's und Zermah's. Dazu hatten auch einige bessere Bürger sich nicht gescheut, ihre Mißbilligung bezüglich der Vorgänge auf Camdleß-Bay und ihren Unmuth über den Rädelsführer der Aufständischen von Jacksonville zu erkennen zu geben, wenn sich Texar darum auch kein graues Haar wachsen ließ, denn der Spanier herrschte unbestrittener als je mit seinen Tollköpfen in der Grafschaft Duval. Diese Leute ohne Gewissen, diese Abenteurer ohne jeden Scrupel gediehen dabei vortrefflich. Jeden Tag überließen sie sich Vergnügungen aller Art, welche allemal in wüste Orgien ausarteten. Der Lärm derselben klang bis nach der Pflanzung hinaus und am Himmel spiegelte sich der Widerschein der öffentlichen Illumination, die man für den Feuerschein neuer Brandstiftungen halten konnte. Die gemäßigten Männer sahen sich dazu verurtheilt zu schweigen, und mußten sich dem Joche jener, durch den Pöbel der Grafschaft unterstützten Partei von Schurken fügen.

Dabei kam die augenblickliche Unthätigkeit der föderirten Armee der neuen Obrigkeit des Landes besonders zu statten. Diese benützten jenen Umstand zur Ausbeutung des Gerüchtes, daß die Nordstaatler die Grenze überhaupt nicht überschreiten würden, sondern Befehl erhalten hätten, sich nach Georgia und den beiden Carolinen zurückzuziehen; die Halbinsel Florida werde demnach von jedem Einfalle feindlicher Truppen verschont bleiben, und ihre Eigenschaft als vormalige spanische Colonie lasse sie unberührt von der Frage, welche die Vereinigten Staaten jetzt durch Waffengewalt zu ordnen suchten u. s. w. In den verschiedenen Grafschaften entstand dadurch eine den Ideen der Vertreter der Gewalt, welche ja jene Anschauungen mit Vorliebe zur Schau trugen, mehr günstige, als widrige Strömung. Man erkannte das an vielen Orten, vor Allem aber im nördlichen Theile Floridas wie an der Grenze von Georgia, wo die, meist nordstaatlichen Besitzer von Ansiedlungen mißhandelt, ihre Sklaven in die Flucht getrieben, ihre Sägemühlen und Werkstätten durch Feuer zerstört und alle ihre Anlagen durch conföderirte Soldaten ganz ebenso verwüstet wurden, wie es Camdeß-Bay durch Pöbelhaufen von Jacksonville widerfahren war.

Inzwischen hatte es nicht den Anschein, daß die Pflanzung mindestens in der nächsten Zeit einen neuen Ueberfall zu befürchten oder das Castle-House einen neuen Angriff auszuhalten haben werde. Immerhin konnte es James Burbank kaum erwarten, daß die Föderirten sich zu Herren des Landes machten. Bei der gegenwärtigen Sachlage ließ sich direct gegen Texar nichts unternehmen und ebensowenig konnte man ihn gerichtlich wegen verschiedener gar nicht abzuleugnender Verbrechen belangen, noch ihn zwingen, den Ort, wo er Dy und Zermah zurückhielt, anzugeben.

Welch' ununterbrochene Kette von Befürchtungen lastete deshalb auf James Burbank und den Seinigen angesichts dieser

so lange andauernden Verzögerung! Dennoch konnten sie nicht glauben, daß die Förderirten sich begnügen würden, an der Grenze unthätig liegen zu bleiben. Der letzte Brief Gilberts sprach es ja klar und deutlich aus, daß die Expedition des Commodore Dupont und des Generals Sherman Florida zum Ziele habe. Jetzt müßte also die Bundesregierung gerade entgegengesetzte Befehle nach der Bai von Edisto gesendet haben, wo das Geschwader wartete, bis es wieder in See stechen sollte. Oder zwang vielleicht ein Sieg der conföderirten Heere in Virginia oder den beiden Carolinen die Armeen der Union, ihren Vormarsch nach dem Süden zu unterbrechen? Welche Reihenfolge stets erneuter Sorge für die schon seit Beginn des Krieges schwer geprüfte Familie! Und welche schrecklichen Katastrophen konnten ihr noch bevorstehen!

So verrannen die fünf Tage, welche dem Ueberfall von Camdleß-Bay folgten. Von neueren Maßregeln der Förderirten verlautete nicht das Geringste, ebensowenig hörte man etwas von Dy oder Zermah, obgleich James Burbank Alles aufgeboten hatte, ihre Spur wieder zu finden, obgleich kein einziger Tag vergangen war, ohne sich durch eine neue Bemühung in dieser Richtung auszuzeichnen.

Schon kam der 9. März heran. Edward Carrol war jetzt vollständig wieder hergestellt. Er konnte sich nun den Schritten wieder anschließen, welche seine Freunde thaten.

Frau Burbank befand sich noch immer in äußerst geschwächtem Zustande, ja es schien, als sollte ihr Leben mit ihren Thränen entrinnen. Im Fieberwahnsinn rief sie wiederholt und mit herzerreißender Stimme den Namen ihres Töchterchens und wollte sich selbst nach dieser aufmachen. Auf solche Krisen folgten dann stets tiefe Ohnmachtsanfälle, welche immer das Schlimmste befürchten ließen, und öfter sah Miß Alice mit starrem Schreck dem furchtbaren Augenblick

entgegen, wo diese unglückliche Mutter in ihren Armen den letzten Athemzug thun werde

Am Morgen des 9. März gelangte doch wieder eine Kriegsnachricht nach Jacksonville, leider eine solche, daß sie den Anhängern der Trennung des großen Staates nur neue Kräfte geben mußte.

Dieser Nachricht gemäß hatte der conföderirte General Van Dorn die Soldaten Curtis' am 6. März in dem Gefechte von Betonville in Arkansas zurückgetrieben und die Förderirten überhaupt zur Flucht genöthigt. In Wahrheit lief das Ganze nur auf ein unbedeutendes Engagement des Nachtrups eines föderirten Heerhaufens hinaus, und auch dieser kleine Erfolg sollte wenige Tage später durch den Kampf bei Pea-Ridge wieder mehr als aufgewogen werden. Immerhin genügte derselbe, um die Unverschämtheit der Südstaatler zu verdoppeln, und in Jacksonville feierte man das ganz bedeutungslose Vorkommniß als eine völlige Niederlage der föderirten Armee. Da gab es denn neue Festlichkeiten und wilde Gelage, deren Lärm auf Camdleß-Bay sehr schmerzlich widerhallte.

Die Nachrichten aber, welche James Burbank empfing, als er gegen sechs Uhr Nachmittags von einer Absuchung des linken Flußufers heimkehrte, waren folgende:

Ein Einwohner der Grafschaft Putnam glaubte Spuren der Entführung nach dem Innern eines Eilandes des Saint-John, und zwar wenige Meilen oberhalb der Schwarzen Bucht, entdeckt zu haben. In letztvergangener Nacht wollte dieser Mann da auch einen verzweiflungsvollen Hilferuf vernommen haben, und hiervon machte er James Burbank sofort Meldung. Außerdem war der Indianer Squambo, der Vertraute Texar's, in derselben Gegend mit seinem Skiff gesehen worden. Daß dieser Indianer hier erschienen war, lag außer allem Zweifel und wurde überdies von einem Passagier des »Shannon«



bestätigt, der auf der Rückkehr von Saint-Augustine am nämlichen Tage an der Landungsbrücke von Camdleß-Bay abgestiegen war.

Mehr bedurfte es natürlich nicht, um James Burbank sofort zur Verfolgung dieser, wenn auch nur schwachen Fährte anzutreiben. Mit Edward Carrol und in Begleitung zweier Schwarzen hatte er sich sofort in ein Boot geworfen und war den Fluß hinabgesegelt. Nachdem er so schnell als möglich das bezeichnete Eiland erreicht, war dieses sorgsam abgesucht worden, auch wurden dabei mehrere, offenbar schon seit längerer Zeit unbewohnte Fischerhütten genauer besichtigt. Unter dem fast undurchdringlichen Gehölz des Inneren war jedoch keine Spur von lebenden Wesen zu entdecken, und nichts zeigte sich, was auf eine hier stattgefundene Landung eines Bootes hingedeutet hätte. Squambo wurde ebenso nirgends gesehen, und wenn er sich vorher hier umhergetrieben hatte, so war er jedenfalls schon wieder aus der Nähe dieses Eilandes verschwunden.

Diese Nachsuchung blieb also gleich so vielen anderen ohne jedes Ergebnis.

Am nämlichen Abend besprachen James Burbank, Walter Stannard und Edward Carrol gerade diese vergeblichen Bemühungen, während sie in der Vorhalle beisammen saßen. Gegen neun Uhr gesellte sich auch Miß Alice, welche Frau Burbank mehr in halber Betäubung als schlafend verlassen hatte, zu ihnen und erfuhr hier, daß auch jener letzte Versuch vergebens verlaufen sei.

Die Nacht versprach sehr dunkel zu werden. Der im ersten Viertel stehende Mond war schon unter dem Horizont verschwunden. Tiefes Schweigen lagerte sich um das Castle-House, über die ganze Ansiedlung und über das Bett des Flusses. Die wenigen in der Dienerwohnung untergebrachten Schwarzen überließen sich schon dem Schlummer. Wenn die

Stille unterbrochen wurde, so rührte das nur von entferntem Geschrei, von dem Krachen blendender Feuerwerkskörper in Jacksonville her, wo der Erfolg der Conföderirten mit hellem Jubel gefeiert wurde.

Jedesmal, wenn dieser Lärm bis in die Vorhalle drang, gab es der Familie Burbank einen neuen Stich ins Herz.

»Wir werden uns aber doch unterrichten müssen, wie die Dinge liegen, sagte eben Edward Carrol, und müssen zu erfahren suchen, ob die Förderirten wirklich ihre früheren Absichten bezüglich Floridas aufgegeben haben.

– Ja, das ist nothwendig, fiel Mr. Stannard ein. In dieser Ungewißheit können wir nicht länger verharren...

– Nun gut, ließ James Burbank sich vernehmen, ich werde – gleich morgen – mich nach Fernandina begeben und dort auskundschaften ob...«

Da klopfte es leise an die Hauptthür des Castle-House und zwar an der Seite desselben, wo die nach dem Ufer des Saint-John führende Allee ausmündete. Miß Alice entfuhr ein unwillkürlicher Schrei, während sie nach der Thür stürzte. Vergebens suchte James Burbank das junge Mädchen zurückzuhalten. Und da noch keine Antwort erfolgt war, ertönte an der Thür ein erneutes, aber deutlicheres Klopfen.

## Dreizehntes Capitel

### *Während weniger Stunden*

James Burbank begab sich nach der Schwelle. Er erwartete Niemand. Vielleicht überbrachte ihm der von seinem Geschäftsfreunde Mr. Harvey noch einmal abgesendete John Bruce eine neue wichtige Nachricht aus Jacksonville.

Jetzt klopfte es schon zum dritten Male mit ungeduldiger Hand.

»Wer da? fragte James Burbank.

– Ich! lautete die kurze Antwort.

– Das ist Gilbert!...« rief Miß Alice.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Gilbert auf Camdleß-Bay! Gilbert erschien bei seiner Familie, glücklich, einige Stunden im Schoße derselben verbringen zu können, und jedenfalls in Unkenntniß über das Unglück, das dieselbe vor kurzem betroffen.

Im nächsten Augenblick lag der junge Mann in den Armen seines Vaters, während ein Mann, der ihn begleitete, sorgfältig und nach einem letzten forschenden Blick nach außen die Thür verschloß.

Das war Mars, der Gatte Zermah's, der treuergebene Begleiter des jungen Gilbert Burbank.

Nachdem er seinen Vater umarmt, wandte Gilbert sich um und ergriff, als er Miß Alice wahrnahm, deren Hand, die er mit innigster Zärtlichkeit drückte.

»Meine Mutter! rief er. Wo ist meine Mutter?... Ist es wahr, daß sie mit dem Tode ringt?

– Du weißt also, mein Sohn?... erwiderte James Burbank.

– Ich weiß Alles, daß die Ansiedlung durch die Banden von Jacksonville zerstört, daß das Castle-House wüthend angegriffen wurde, daß meine Mutter... vielleicht gar todt ist!...«

Die Anwesenheit des jungen Mannes hier im Lande, wo er persönlich die größte Gefahr lief, kam jetzt zur Erklärung.

Die Sache verhielt sich folgendermaßen.

Seit dem gestrigen Tage waren mehrere Kanonenboote vom Geschwader des Commodore Dupont bis über die Mündung des Saint-John vorgedrungen, hatten aber vor der Barre, vier Meilen unterhalb Jacksonville, Halt machen müssen. Einige Stunden später erschien ein Mann, angeblich einer der Feuerächter von Pablo, an Bord des Kanonenbootes von Stevens, auf dem Gilbert die Stellung des zweiten Officiers einnahm. Dieser berichtete über Alles, was sich in und um Jacksonville ereignet hatte, den Einfall in Camdleß-Bay, die Zerstreuung der Schwarzen und den hoffnungslosen Zustand der Frau Burbank. Man kann sich leicht die Empfindungen Gilberts vorstellen, als er den Bericht über diese beklagenswerthen Vorkommnisse vernahm.

Da ergriff ihn denn ein unwiderstehliches Verlangen, seine Mutter wiederzusehen. Mit Erlaubniß des Commandanten Stevens verließ er die Flottille, warf sich in eines jener leichten Boote, welche man allgemein »Gigs« nennt, und begleitet von seinem treuen Mars konnte er – oder glaubte doch so – bei der herrschenden Dunkelheit unbemerkt den Fluß hinausfahren, bis er eine halbe Meile unterhalb Camdleß-Bay das Land betrat, um eine Landung in dem kleinen Hafen der Ansiedlung, der ja überwacht sein konnte, zu vermeiden.

Er wußte aber nicht und konnte nicht wissen, daß er dabei in eine ihm von Texar vorbereitete Falle ging. Um jeden Preis hatte der Spanier sich den von den Richtern des Court-Justice

verlangten Beweis verschaffen wollen – den Beweis, daß James Burbank ein Einverständniß mit dem Feinde unterhielt. Um nun den jungen Lieutenant nach Candleß-Bay zu verlocken, hatte ein ihm ergebener Wächter des Leuchthturms von Pablo es übernommen, Gilbert einen Theil der Ereignisse, deren Schauplatz das Castle-House gewesen war, und vor Allem den gefahrdrohenden Zustand seiner Mutter erfahren zu lassen. Der junge Lieutenant, der unter den uns bekannten Verhältnissen abgefahren war, wurde dann, während er den Fluß hinaufschiffte, beobachtet. Während er aber längs des Röhrichts, welches die hohen Ufer des Saint-John besäumt, dahinglitt, war es ihm, ohne das selbst zu ahnen, gelungen, die zu seiner Verfolgung abgeschickten Leute von seiner Fährte abzulenken. Hatten ihn die Spione nicht an dem hohen Ufer unterhalb Candleß-Bay landen sehen, so hofften sie wenigstens, sich seiner bei der Rückkehr zu bemächtigen, weil dieser ganze Theil des Flusses von ihnen scharf bewacht wurde.

»Meine Mutter!... Meine Mutter! rief Gilbert noch einmal. Wo ist sie?

– Hier, mein Sohn!« antwortete Frau Burbank.

Sie erschien eben auf dem Absatze der nach der Vorhalle führenden Treppe, die sie, sich am Geländer haltend, langsam herabstieg und sank da in ein Sopha nieder, während Gilbert sie mit seinen Küssen bedeckte.

Trotz ihrer Betäubung hatte die Kranke doch das Pochen an der Thür des Castle-House vernommen und beim Erkennen der Stimme ihres Sohnes genug Kraft gefunden, sich zu erheben, um ihren Gilbert zu sehen, um mit ihm und all' den Ihrigen zu weinen.

Der junge Mann preßte sie in seine Arme.

»Mutter... Mutter!... rief er, ich sehe Dich also wieder!... O Gott, wie Du leidest!... Aber Du lebst doch!... Und wirst

wieder genesen!... Ja, diese schrecklichen Tage werden ein Ende nehmen!... Wir werden wieder zusammen sein... Bald!... Wir geben Dir Deine Gesundheit wieder!... Fürchte nichts für mich, Mutterherz!... Niemand weiß, daß ich mit Mars hierher gekommen bin!...«

Und Gilbert versuchte, da er während seiner Rede die geliebte Mutter schwächer werden sah, sie durch seine Liebkosungen wieder zu beleben.

Inzwischen hatte Mars wohl begriffen, daß Gilbert und er selbst noch gar nicht die ganze Ausdehnung des Unglücks kannte, das sie betroffen hatte. Still neigten James Burbank und die Herren Carrol und Stannard den Kopf. Miß Alice konnte ihren Thränen nicht Einhalt thun. Ja, die kleine Dy war nicht hier, ebenso wenig Zermah, die es doch hätte errathen müssen, daß ihr Gatte eben nach Camdleß-Bay gekommen war, daß er sich im Hause befand, sie erwartete....

Mit angsterfülltem Herzen ließ er die Blicke nach allen Seiten der Vorhalle umherschweifen und fragte dann James Burbank:

»Was ist denn vorgefallen, Herr?«

In diesem Augenblick erhob sich Gilbert wieder.

»Und Dy?... rief er. Ist Dy schon schlafen gegangen?... Wo ist denn meine kleine Schwester?

– Und wo ist meine Frau?« sagte Mars.

Binnen einer Minute wußten der junge Officier und Mars Alles. Als sie von der Stelle, wo sie ihr Boot zurückließen, am hohen Ufer des Saint-John dahingeschritten waren, hatten sie trotz der Finsterniß die vielfachen Ruinen der Ansiedlung an verschiedenen Stellen erkennen können; sie glaubten freilich bis dahin, daß sich Alles nur auf einen materiellen Verlust, in Folge der Freilassung der Slaven, beschränken dürfte... Jetzt waren sie aus jeder Unkenntniß gerissen. Der Eine fand nicht mehr seine Schwester, der Andere nicht mehr seine Gattin in

der Wohnung.... Und Niemand vermochte ihnen zu sagen, nach welchem Versteck Texar dieselben seit sieben Tagen entführt habe.

Gilbert kniete neben Frau Burbank nieder, er mischte seine Thränen mit den ihrigen. In Mars' Gesicht schwellen alle Adern an und mit keuchender Brust ging er hin und her.

Endlich machte sich sein Ingrimme Luft.

»Ich bringe Texar um! rief er. Ich gehe nach Jacksonville.... Morgen... noch heute Nacht... nein, auf der Stelle....

– Ja, komm', Mars, komm'!...« antwortete Gilbert.

James Burbank hielt sie zurück.

»Wenn das ausführbar gewesen wäre, sagte er, würde ich Dein Eintreffen nicht erst abgewartet haben, mein Sohn! Ja, jener Elende hätte gewiß schon mit seinem Leben bezahlt, was er uns angethan hat. Vor Allem aber ist es nöthig, daß er aussagt, was er aussagen kann; und wenn ich so zu Dir spreche, Gilbert, wenn ich Dir und Mars noch zu warten rathe, so geschieht das, weil es unbedingt nöthig ist.

– Du hast Recht, Vater, antwortete der junge Mann. Doch, so werde ich wenigstens die Umgebung durchsuchen, werde Alles aufbieten...

– Meinst Du denn, ich hätte das nicht gethan? rief Mr. Burbank. Kein Tag ist vergangen, ohne daß wir nicht die Ufer des Flusses, die Inseln und Holme, welche Texar als Zufluchtsort dienen können, abgesucht hätten. Doch nicht ein einziges Zeichen fand sich, das uns hätte auf die Fährte Deiner Schwester, Gilbert, und auf die Deiner Gattin, Mars, leiten können... bisher sind unsere Nachforschungen ganz erfolglos gewesen!...

– Warum sollten wir aber nicht in Jacksonville Klage führen? fragte der junge Officier. Und warum nicht Texar verfolgen als den Schuldigen, der die Verwüstung von Camdleß-Bay veranlaßt, der jenen schändlichen Raub...

– Warum? antwortete James Burbank. Weil derselbe Texar jetzt der Herr ist, weil Alle, die noch auf Ehre halten, vor den ihm ergebenen Schurken zittern müssen, weil der schlimmste Pöbel, aber leider ebenso die Miliz der Grafschaft, auf seiner Seite steht.

– Ich bringe Texar um! wiederholte Mars, als ob das in ihm schon zur fixen Idee geworden wäre.

– Das wirst Du thun, wenn es dazu Zeit ist! bemerkte ihm James Burbank. Für jetzt würde es die ganze Lage nur verschlimmern.

– Und wann wird es Zeit sein? fragte Gilbert. – Wenn die Förderlitten die Herren von Florida sind, wenn sie Jacksonville in ihre Gewalt gebracht haben.

– Und wenn es dann zu spät wäre?

– Mein Sohn!... Mein Sohn!... Ich bitte Dich... sag' so etwas nicht! rief Frau Burbank.

– Nein, Gilbert, sag' so etwas nicht!« wiederholte Miß Alice. James Burbank ergriff die Hand seines Sohnes.

»Höre mich an, Gilbert, sagte er. Wir würden ganz wie Du und wie Mars Texar auf der Stelle gebührend gestraft haben, wenn er verweigerte, auszusagen, wohin er seine Opfer geschleppt hat. Im Interesse Deiner Schwester, Gilbert, und im Interesse Deiner Gattin, Mars, mußte unser gerechter Zorn der Klugheit weichen. Wir haben in der That alle Ursache zu glauben, daß Texar Dy und Zermah als Geißeln betrachtet, durch die er sich zu decken sucht, denn der Schurke muß ja fürchten, verfolgt zu werden, weil er die gesetzmäßige Obrigkeit von Jacksonville gestürzt, weil er eine Bande Uebelthäter auf Camdleß-Bay gehetzt, weil er die Ansiedlung eines Nordstaatlens angezündet hat. Würde ich, wenn ich hiervon nicht überzeugt wäre, gegen Dich in dieser Weise sprechen, Gilbert? Woher würde ich den Muth nehmen, zu warten?



– Und ich den, noch zu leben!« rief Frau Burbank.

Die unglückliche Frau hatte eingesehen, daß ihr Sohn, wenn er sich nach Jacksonville begab, Texar in die Hände fallen mußte. Und was hätte dann einen Officier der föderirten Armee retten können, den die Südstaatler in der Gewalt hatten, während die Föderirten Florida bedrohten?

Der junge Officier war aber kaum noch Herr seiner selbst; er bestand darauf, sofort aufzubrechen. Und als Mars wieder rief:

»Ich bringe Texar um! – sagte er:

– So komm!

– Du wirst nicht gehen, Gilbert!«

Frau Burbank hatte sich mit dem letzten Aufgebot ihrer Kräfte erhoben und dicht vor die Thüre gestellt; aber erschöpft von dieser Anstrengung konnte sie sich nicht mehr halten und sank zusammen.

»Meine Mutter!... Meine Mutter!... rief der junge Mann.

– Bleib, bleib hier, Gilbert!« flehte Miß Alice.

Frau Burbank mußte nach ihrem Zimmer zurückgeschafft werden, wo das junge Mädchen an ihrer Seite verharrte. Dann gesellte sich James Burbank wieder zu Edward Carrol und Mr. Stannard in der Vorhalle. Gilbert saß, den Kopf in die Hand gestützt, auf einem Divan, und Mars stand schweigend an der Seite.

»Jetzt, Gilbert, begann James Burbank, hast Du Dich selbst wiedergefunden. So sprich. Von dem, was Du uns zu sagen hast, werden die Entschlüsse, die wir zu fassen haben, abhängen. Wir hegen keine andere Hoffnung, als die einer schleunigen Ankunft der Föderirten in der Grafschaft. Haben sie denn auf ihre Absicht, Florida zu besetzen, ganz verzichtet?

– Nein, gewiß nicht, Vater.

– Wo sind sie denn?

– Ein Theil des Geschwaders begibt sich eben nach Saint-Augustine, um die Blockade der Küste vollständig zu machen.

– Doch denkt der Commodore nicht daran, sich in den Besitz von Jacksonville zu setzen? fragte lebhaft Edward Carrol.

– Der Unterlauf des Saint-John gehört uns schon, erklärte der junge Lieutenant. Unsere Kanonenboote liegen ja im Flusse selbst, unter dem Befehle des Commandanten Stevens vor Anker.

– Im Flusse!... Und sie haben noch keinen Versuch gemacht, sich Jacksonvilles zu bemächtigen?... rief Mr. Stannard.

– Nein, denn sie waren gezwungen, vor der Barre, vier Meilen unterhalb des Hafens der Stadt, Halt zu machen.

– Die Kanonenboote aufgehalten... sagte James Burbank, aufgehalten durch ein unüberwindliches Hinderniß?...

– Ja, lieber Vater, antwortete Gilbert, aufgehalten durch den Mangel an Fahrwasser. Die Fluth muß hoch steigen, um ihnen die Ueberschiffung der Barre zu gestatten, und auch dann hat diese noch ihre Schwierigkeiten. Mars kennt das Fahrwasser ganz genau, und er soll uns deshalb dabei als Lootse dienen.

– Warten!... Immer noch warten! rief James Burbank, und wie viele Tage?

– Höchstens drei Tage, und nur vierundzwanzig Stunden, wenn der Wind von außen die Fluthen in die Mündung treiben sollte.«

Drei Tage oder vierundzwanzig Stunden – wie lang mußte diese Zeit den Insassen des Castle-House erscheinen! Und würde bis dahin, wenn die Conföderirten die Ummöglichkeit, die Stadt wirksam zu vertheidigen, einsahen, wenn sie dieselbe ebenso verließen, wie sie Fernandina, das Fort Clinch und andere Punkte von Georgia und vom nördlichen Florida verlassen hatten – würde dann Texar nicht mit ihnen entfliehen? Und wo sollte man diesen nachher aufsuchen?

Nichtsdestoweniger war es in diesem Augenblick, wo er in Jacksonville die Gesetze vorschrieb, wo der Pöbel ihn bei

jedem Gewaltstreiche unterstützte, unmöglich, ihn anzugreifen. Auf einen solchen Gedanken war gar nicht zurückzukommen.

Mr. Stannard fragte darauf Gilbert, ob es wahr sei, daß die Förderirten im Norden einen Mißerfolg zu verzeichnen gehabt hätten und was man von der Niederlage bei Betonville zu halten habe.

»Der Sieg bei Pea-Ridge, antwortete der junge Lieutenant, hat den von Curtis geführten Truppen gestattet, das einen Augenblick verlorene Terrain wiederzunehmen. Die Lage der Nordstaatler ist eine ganz vorzügliche, ihr endlicher Erfolg in einer freilich nicht genau vorauszusehenden Zeit gesichert. Wenn sie erst die wichtigsten Punkte von Florida besetzt haben, werden sie schon die Zuführung von Kriegscontrebande, welche bisher über die hiesige Küste betrieben wurde, zu verhindern wissen, und in kurzer Zeit muß es den Conföderirten dann an Waffen ebenso wie an Munition fehlen. Es kann also nicht mehr lange währen, und das Staatsgebiet wird unter dem Schutze unseres Geschwaders die Ruhe und Sicherheit wiedergefunden haben, die ihm jetzt mangelt. Ja... binnen weniger Tage!... Aber bis dahin....«

Der Gedanke an seine so schweren Gefahren ausgesetzte Schwester kam wieder über ihn mit einer solchen Gewalt, daß Mr. Burbank diese Erinnerung in ihm zu verwischen suchen mußte, und deshalb lenkte er das Gespräch wieder auf die kriegführenden Theile. Gilbert konnte ihm ja gewiß noch so manche Neuigkeit mittheilen, die nicht bis Jacksonville oder wenigstens nicht bis Camdleß-Bay gedrungen war.

In der That gab es deren, und sogar solche von höchster Bedeutung für die Nordstaatler im Gebiete von Florida.

Der Leser erinnert sich vielleicht, daß in Folge des Sieges bei Donelson der Staat Tennessee fast vollständig wieder unter die Macht der Förderirten gekommen war. Diese gedachten, sich mittelst eines gleichzeitigen Angriffs ihrer Armeen und ihrer

Flotte zu Herren des ganzen Verlaufs des Mississippi zu machen. Sie waren deshalb bis zur Insel 10 hinabgegangen, wo ihre Truppen mit der Division des Generals Beauregard, dem die Vertheidigung des Flusses oblag, zuerst in Berührung kamen. Schon am 24. Februar hatten die Brigaden des General Pope, der bei Commerce am rechten Ufer des Mississippi ans Land gegangen war, das Corps J. Thomson's zurückgetrieben. Bei der Insel 10 und dem Dorfe New-Madrid angelangt, mußten sie freilich vor einem furchtbaren System von Feldwerken, welche Beauregard hatte anlegen lassen, Halt machen. Wenn seit dem Fall von Donelson und Nashville alle wichtigen Punkte oberhalb Memphis für die Conföderirten als verloren zu betrachten waren, so konnten doch diejenigen noch Widerstand leisten, welche sich unterhalb der genannten Stadt befanden. Auf diesem Punkt also sollte es bald zu einer Schlacht, und wahrscheinlich zu einem Entscheidungskampfe kommen.

Inzwischen war die Rhede von Hampton-Road am Eingang des James River der Schauplatz eines höchst denkwürdigen Seegefehtes gewesen. Dabei wurden die ersten Vertreter jener gepanzerten Schiffe auf die Probe gestellt, deren Verwendung die ganze Seetaktik verändert und die Flotten der Alten wie der Neuen Welt völlig umgestaltet hat.

Am 2. März waren der »Monitor«, ein von dem schwedischen Ingenieur Erikson gebautes Panzerschiff, und die »Virginia«, das heißt der umgewandelte »Merimack« fertig geworden, der eine von New-York, der andere von Norfolk in See zu gehen.

Zu derselben Zeit befand sich eine föderalistische Division, vereinigt unter dem Befehl des Capitän Manston, vor Anker bei Hampton-Road, nahe Newport-News. Diese Schiffsabtheilung bestand aus dem »Congreß«, dem »Saint-Laurence«, dem »Cumberland« und zwei Dampfregatten.

Plötzlich erscheint am 5. März des Morgens die von dem conföderirten Capitän Buchanan geführte »Virginia« von einigen anderen minder bedeutenden Fahrzeugen begleitet, wirft sich zuerst auf den »Congreß«, dann auf den »Cumberland«, den sie mit ihrem Sporn anrennt und mit hundertzwanzig Mann Besatzung versenkt. Dann wendet sie sich gegen den »Congreß«, der in den Schlamm gerathen ist, durchlöchert ihn mit ihren gewaltigen Geschossen und überliefert das Schiff den Flammen. Nur die Nacht verhinderte die drohende Vernichtung auch der anderen drei föderirten Kriegsschiffe.

Man kann sich jetzt nur schwer vorstellen, welche Wirkung dieser Sieg eines kleinen gepanzerten Schiffes über die hochbordigen Schiffe der Union hervorbrachte. Diese Neuigkeit verbreitete sich mit wahrhaft wunderbarer Schnelle.

Die Anhänger der Nordstaaten waren wirklich verblüfft und rathlos, da die »Virginia« ja vielleicht ungestraft bis in den Hudson vordringen und die vor New-York liegenden Fahrzeuge zerstören könnte. Auf der anderen Seite herrschte im Süden ein maßloser Jubel, da man hier schon die Blockade aufgehoben und den Handel an allen Küsten wieder unbeschränkt sah.

Dieser maritime Erfolg war es gewesen, der am vorhergehenden Tage in Jacksonville so geräuschvoll gefeiert wurde. Die Conföderirten konnten jetzt glauben, gegen die Kriegsschiffe der Bundesregierung geschützt zu sein. Vielleicht wurde auch in Folge des Sieges von Hampton-Road das Geschwader des Commodore Dupont nach dem Potomak oder dem Chesapeake gerufen. Dann war Florida nicht länger von einer Landung bedroht. Die Anschauungen der Freunde der Sklaverei, welche sowieso von der gewalthätigsten Volksclasse des Südens getragen wurden, mußten dann ohne Widerstreit triumphiren. Das hätte aber die Sicherstellung

Texar's und seiner Genossen in einem Amte bedeutet, durch das sie so viel Unheil anrichten konnten.

Die Conföderirten hatten sich übrigens mit ihren Siegesgeschrei etwas stark übereilt, und mehrere im Norden von Florida schon bekannt gewordene Neuigkeiten vervollständigte Gilbert, indem er die umlaufenden Gerüchte erzählte, die zur Zeit, seit er das Kanonenboot des Commandanten Stevens verließ, auftauchten.

Der zweite Tag des Kampfes von Hampton-Road war gerade das Gegentheil von dem vorhergegangenen gewesen. Am Morgen des 9. März, als die »Virginia« sich anschickte, die »Minnesota«, eine der beiden föderirten Fregatten, anzugreifen, stellte sich ihr ein Feind entgegen, den sie vorher hier nicht einmal geahnt hätte. Es war ein merkwürdig aussehendes Fahrzeug, das sich von der Flanke der Fregatte ablöste, eine auf einem Floß angebrachte Käsebüchse, sagten die Conföderirten. Diese Käsebüchse entpuppte sich als der vom Lieutenant Marden befehligte »Monitor«. Er war in diese Gewässer geschickt worden, um die Batterien im Potomak zu zerstören. Lieutenant Marden hatte aber, als er an der Mündung des James-River angekommen und den Kanonendonner von Hampton-Road gehört, den »Monitor« auf dieses Kampffeld geführt.

Nur zehn Faden von einander entfernt, beschossen sich die beiden furchtbaren Kriegsmaschinen volle vier Stunden und rannten aneinander an, ohne sich besondern Schaden zuzufügen. Endlich mußte die in der Schwimmlinie getroffene »Virginia«, welche zu sinken drohte, in der Richtung nach Norfolk entfliehen.

Der »Monitor«, welcher übrigens ebenfalls neun Monate später untergehen sollte, hatte seinen Gegner vollständig geschlagen, und Dank diesem Siege erlangte die

Bundesregierung wieder die Oberherrschaft auf den Gewässern von Hampton-Road.

»Nein, Vater, sagte Gilbert, unser Geschwader ist bestimmt nicht nach dem Norden zurückgerufen worden. Die sechs Kanonenboote von Stevens ankern vor der Barre des Saint-John. Ich wiederhole Dir, binnen höchstens drei Tagen sind wir die Herren von Jacksonville.

– Du siehst wohl, Gilbert, antwortete Mr. Burbank, daß Du warten und nach Deinem Schiffe zurückkehren mußt. Doch während Du Dich hierher nach Camdleß-Bay begabst, fürchtest Du nicht, bemerkt worden zu sein?

– Nein, lieber Vater, versicherte der junge Lieutenant, Mars und mir gelang es, Jedermanns Blicken zu entgehen.

– Und jener Mann, der damals kam, Dir mitzuthemen, was auf der Pflanzung vorgefallen war, der Dir von dem Brande, der Plünderung und von der Erkrankung Deiner Mutter berichtete, wer war er?

– Er gab sich für einen der Wächter aus, die von dem Leuchthurm von Pablo vertrieben worden waren, und er machte auch den Commandanten Stevens auf die Gefahr aufmerksam, welche den Nordstaatlern in diesem Theile von Florida drohte.

– Vorher wußte er von Deiner Anwesenheit an Bord nichts?

– Nein, er schien daüber vielmehr sehr erstaunt zu sein, erklärte der junge Lieutenant. Doch wozu diese Fragen, lieber Vater?

– Ich fürchte bei der ganzen Sache immer eine von Texar gelegte Falle. Er ahnt nicht allein, sondern er weiß entschieden, daß Du in der föderirten Marine dienst. Er hat erfahren können, daß Du Dich unter dem Befehl des Commandanten Stevens befindest. Wenn er Dich hätte hierher locken wollen...

– O, fürchte nichts, Vater. Wir sind in Camdleß-Bay angekommen, ohne bei der Herfahrt auf dem Flusse von irgend

Jemand gesehen worden zu sein, und ganz dasselbe wird der Fall sein, wenn wir wieder hinunterwärts fahren...

– Um nach Deinem Schiffe zurückzukehren... nicht anderswohin!

– Ich hab' es Dir versprochen, Vater. Mars und ich, wir werden vor Tagesanbruch an Bord zurück sein.

– Um welche Stunde brecht Ihr auf?

– Mit Eintritt der Ebbe, das heißt gegen zwei Uhr Morgens.

– Wer weiß, ließ sich Mr. Carrol vernehmen, vielleicht werden die Kanonenboote Stevens' gar nicht drei Tage lang vor der Barre des Saint-John aufgehalten.

– Ja... es genügt, daß der Wind vom Meere her auffrischt, um der Barre hinreichend Wasser zuzuführen, antwortete der junge Lieutenant. O, wollte er sich doch zum Sturme verwandeln und mit aller Macht blasen! Endlich, endlich müssen wir doch jene Schurken unterwerfen und dann...

– Dann bringe ich Texar um!« wiederholte Mars.

Es war jetzt ein wenig vor Mitternacht. Gilbert und Mars sollten das Castle-House vor zwei Uhr nicht verlassen, da sie warten mußten, bis die eintretende Ebbe ihnen gestattete, die Flottille des Commandanten Stevens zu erreichen. Die Dunkelheit mußte eine sehr tiefe werden, und so boten sich die besten Aussichten, daß sie unbemerkt davon kommen würden, obwohl zahlreiche Boote damit beauftragt waren, den Saint-John stromabwärts von Camdleß-Bay zu überwachen.

Der junge Officier begab sich noch einmal zu seiner Mutter hinaus. Er fand Alice in ihrem Stuhle sitzen. Frau Burbank war, gebrochen von der letzten Anstrengung, die sie sich zugemuthet, in eine Art schmerzhaftete Betäubung versanken, wenigstens den Seufzern nach zu urtheilen, die sich von Zeit zu Zeit ihrer Brust entzogen.

Gilbert wollte diesen halbbewußtlosen Zustand, der allerdings mehr einer Ohnmacht, als dem Schläfe glich, nicht



stören. Er setzte sich neben das Bett, nachdem ihm Miß Alice durch ein Zeichen angedeutet hatte, nicht zu sprechen. Hier beobachteten nun Beide schweigend die arme Frau, die vielleicht die härtesten Schicksalsschläge noch immer nicht empfangen hatte. Brauchten sie denn Worte, um ihre Gedanken auszutauschen? Nein, sie litten von demselben Leiden, sie verstanden sich, ohne etwas zu sagen, sie sprachen ja mit dem Herzen!

Endlich erschien die Stunde des Aufbruches aus dem Castle-House. Gilbert hielt Miß Alice die Hand entgegen und Beide beugten sich über Frau Burbank, deren halbgeschlossene Augen die jungen Leute nicht sehen konnten.

Dann drückte Gilbert seine Lippen auf die heiße Stirn seiner Mutter, welche das junge Mädchen nach ihm küßte. Frau Burbank schien das wie ein schmerzhaftes Zittern zu durchbeben; sie sah aber weder ihren Sohn sich zurückziehen noch Miß Alice ihm nachfolgen, um dem Verlobten das letzte Lebewohl zu sagen.

Gilbert und sie kamen wieder zu James Burbank und dessen Freunden, welche die Vorhalle nicht verlassen hatten.

Mars, der sich nur in der Umgebung des Castle-House umgesehen hatte, trat hier eben wieder ein.

»Es ist Zeit aufzubrechen, sagte er.

– Ja, Gilbert, antwortete James Burbank. – Geh also mit Gott!... Wir werden uns nicht eher, als in Jacksonville wiedersehen...

– Ja... in Jacksonville und schon morgen, wenn die Fluth uns gestattet, die Barre zu überschiffen. Was Texar betrifft...

– So müssen wir diesen lebend in unsere Gewalt bekommen!... Vergiß das nicht, Gilbert!

– Ja, ja... lebend!...«

Der junge Mann umarmte seinen Vater und drückte seinem Oheim Carrol sowie Mr. Stannard die Hand.

»Komm nun, Mars,« sagte er.

Beide folgten wieder dem rechten Ufer des Flusses längs der Grundstücke der Ansiedlung und schritten etwa eine halbe Stunde scharf dahin. Unterwegs trafen sie keine lebende Seele. An der Stelle angelangt, wo sie ihre Gig unter einem Haufen Schilfrohr verborgen hatten, schifften sie sich ein, um die schnellere Strömung zu benützen, welche sie rasch über die Barre des Saint-John führen sollte.

## Vierzehntes Capitel

*Auf dem Saint-John*

Der Fluß war in diesem Theile seines Laufes jetzt ganz still und verlassen; keine einzige hellere Stelle unterbrach das entgegengesetzte Ufer. Der Lichtschein von Jacksonville verschwand hinter dem nach Norden vorspringenden Winkel, der die Camdleß-Bucht bildete. Der Widerschein davon nur schimmerte über denselben hinaus und färbte die unterste Schichte der tief herabhängenden Wolken.

Bei der vollkommenen Dunkelheit der Nacht konnte die Gig leicht die Richtung nach der Barre einschlagen. Da auch aus den Fluthen des Saint-John kein Nebeldunst aufstieg, war es nicht schwer, ihm zu folgen und nöthigenfalls auch jene zu verfolgen, wenn ein conföderirtes Boot sie etwa erwartete, was Gilbert und sein Begleiter jedoch nicht fürchteten.

Beide bewahrten das tiefste Stillschweigen. Statt den Fluß hinabzusteuern, hätten sie ihn gern nur überschritten, um Texar, wenn es sein mußte, in Jacksonville selbst aufzusuchen und ihm Auge in Auge gegenüber zu stehen. Dann aber gedachten sie, stromaufwärts fahrend, alle Wälder, alle Buchten des Saint-John abzusuchen. Wenn James Burbank auch einen Mißerfolg gehabt hatte, konnten sie vielleicht mehr Glück haben, und dennoch war es nur klug gehandelt, zu warten. Wenn die Förderirten erst die Herren von Florida waren, konnten Gilbert und Mars entschieden mit größerer Aussicht auf Erfolg gegen den Spanier vorgehen. Uebrigens zwang sie ihre Pflicht, vor Tagesanbruch auf der Flottile des

Commandanten Stevens zurück zu sein. Wenn die Barre noch eher als erwartet die Durchfahrt gestattete, mußte der junge Schiffslieutenant an seinem Posten und Mars ebenso an dem seinigen sein, um die Kanonenboote durch den Canal zu lootsen, dessen Tiefe letzterer in jeder Minute der steigenden Fluth genau kannte.

Mit Kraft und Gewandtheit handhabte der im Hintertheile der Gig sitzende Mars seine Pagaie. Vor ihm beobachtete Gilbert aufmerksam den Flußlauf, um jedes sich bietende Hinderniß oder jede Gefahr – ein Boot oder einen herabtreibenden Baumstamm – zu signalisiren. Nachdem sie sich in schräger Richtung vom rechten Ufer entfernt, um in die Mitte des Wasserlaufes zu kommen, brauchte das leichte Fahrzeug nur der Strömung zu folgen, in der es sich schon allein halten mußte. Bis dahin genügte seitens Mars eine geringe Bewegung nach Back- oder Steuerbord hin, um in der gewünschten Richtung zu bleiben.

Ohne Zweifel wäre es besser gewesen, sich nicht aus dem dunklen Saume der Bäume und riesenhaften Gesträuche zu entfernen, welche das rechte Ufer des Saint-John begleiten. Folgte man diesem unter dem Dache des herabhängenden Gezweiges, so verminderte das die Gefahr, bemerkt zu werden, ganz wesentlich.

Ein wenig unterhalb der Ansiedlung lenkte aber eine scharf vorspringende Landzunge des Ufers die Strömung nach der entgegengesetzten Seite ab, und hier hatte sich ein brodelnder Wirbel gebildet, der das Fortkommen der leichten Gig unendlich erschwert und verlangsamt hätte. Mars, der stromabwärts nichts Verdächtiges wahrnehmen konnte, suchte deshalb baldmöglichst die lebhafte, nach der Ausmündung zu gerichtete Strömung in der Mitte zu erreichen. Von dem kleinen Hafen von Camdleß-Bay bis zu der Stelle, wo die Flottille unterhalb der Barre verankert lag, rechnete man vier

bis fünf Meilen, und mit Hilfe der Ebbe, von Mars' kräftigen Armen getrieben, mußte die Gig diese Strecke bequem in zwei Stunden zurücklegen können, sie mußte also, ehe das erste Tagesgrauen die Oberfläche des Saint-John erhellte, wieder eingetroffen sein.

Eine Stunde nach ihrer Einschiffung befanden sich Gilbert und Mars im freien Strome. Hier konnten sie wahrnehmen, daß das Boot zwar hinreichend schnell vorwärts kam, von der Strömung aber in der Richtung nach Jacksonville zu getragen wurde. Vielleicht hielt Mars auch, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, auf dieses Ufer zu, als ob ihn eine unwiderstehliche Anziehungskraft dahin zwänge, und doch galt es vorläufig diesen unseligen Ort zu meiden, dessen Strand gewiß sorgsamer als der mittlere Theil des Saint-John bewacht war.

»Rechts, Mars, rechts!« begnügte sich der junge Officier zu rufen.

Die Gig mußte sich also inmitten der Strömung eine Viertelmeile vom linken Ufer halten.

Der Hafen von Jacksonville zeigte sich übrigens weder unbeleuchtet noch unbelebt. Zahlreiche Lichtpunkte bewegten sich hin und her auf seinen Quais oder schwankten in verschiedenen Booten auf dem Wasser. Einzelne derselben veränderten sogar sehr rasch ihre Stelle, so als wäre ein strenger Ueberwachungsdienst einer sehr umfänglichen Strecke eingerichtet worden.

Gleichzeitig deuteten Gesang und wüstes Geschrei darauf hin, daß die wilden Lustbarkeiten und widerlichen Orgien in der Stadt noch immer ihren Fortgang nahmen. Es blieb unbestimmt, ob Texar und seine Spießgesellen auch jetzt noch an die Niederlage der Bundestruppen in Virginia und an den möglichen Rückzug der föderirten Flottille glaubten, oder ob sie nur die ihnen übrig bleibenden letzten Tage benützten, sich

inmitten einer von Gin und Whisky erregten Volksmenge den größten Ausschreitungen zu überlassen.

Doch wie dem auch sein mochte, jedenfalls hatte Gilbert, der die Gig immer mit der schnelleren Strömung vorwärts trieb, alle Ursache zu hoffen, daß er, schon nachdem sie bei Jacksonville vorübergekommen waren, die schlimmsten Gefahren im Rücken habe, als er Mars urplötzlich ein Zeichen gab, anzuhalten. Mindestens eine Meile unterhalb des Hafens bemerkte er nämlich eine Linie schwarzer Punkte, welche etwa den das Wasser überragenden Spitzen einer, von einem Ufer zum andern reichenden Reihe von Klippen ähnelte.

Es war das eine Reihe von dorthin verlegten Booten, welche die Barre sperrten. Wenn die Kanonenboote sich bereiteten, diese gefährliche Stelle zu überschreiten, wären diese schwachen Fahrzeuge natürlich nicht im Stande gewesen, dieselben aufzuhalten und hätten sie ihr Heil in schleunigster Flucht suchen müssen; wenn aber nur Schaluppen der Förderirten den Fluß hinauszudringen versuchten, konnten sie sich vielleicht deren Durchfahrt widersetzen. Aus diesem Grunde war in vergangener Nacht jedenfalls die Stromsperre hergestellt worden. Alle lagen bewegungslos quer über dem Saint-John und wurden entweder durch ihre Ruder oder durch Dreggs, das sind kleine, sechs bis achtarmige Bootsanker, festgehalten.

Obwohl man das nicht erkennen konnte, war doch zweifellos anzunehmen, daß sie eine zahlreiche, für den Angriff wie für die Vertheidigung wohl ausgerüstete Mannschaft trugen.

Jedenfalls hatte Gilbert beobachtet, daß die Kette von Booten den Fluß noch nicht abspernte, als er diesen auf dem Wege nach Candleß-Bay hinausfuhr. Diese Vorsichtsmaßregel war also erst nach der Vorüberfahrt der Gig ins Werk gesetzt worden, und wahrscheinlich in der Voraussetzung eines Angriffes, von dem doch jetzt, wo der junge Lieutenant die

Flottille Stevens' zeitweilig verlassen hatte, gar nicht die Rede war.

Sie mußten jetzt die schon etwas hellere Flußmitte verlassen, um so gut wie möglich längs des rechten Ufers Schutz zu suchen. Vielleicht blieb das kleine Fahrzeug doch unbemerkt, wenn es vorsichtig durch das Rohrdickicht und im Schatten der Bäume am Rande hinsteuerte. Jedenfalls gab es wenigstens kein anderes Mittel, die abgesperrte Stelle des Saint-John zu überschreiten.

»Rudere ja recht lautlos, Mars, bis wir jene Linie im Rücken haben, mahnte der junge Lieutenant.

– Gewiß, Herr Gilbert.

– Wir werden sicherlich gegen manche Wirbel anzukämpfen haben, und wenn es nöthig wird, daß ich Dir helfe...

– Ich werde schon allein durchkommen,« erklärte Mars.

Er wendete mit geschicktem Drucke die Gig und trieb sie nach dem rechten Flußufer zurück, als sie sich kaum noch vier- bis fünfhundert Schritte von der Absperrung der Wasserstraße befanden.

Da das kleine Boot nicht bemerkt worden war, als es schräg über den Saint-John dahin glitt – und das hätte recht gut der Fall sein können – so erschien dessen Entdeckung jetzt, wo es in der weit dunkleren Nachbarschaft des Ufers hinstrich, nahezu unmöglich. Wenn sich das eine Ende der absperrenden Bootslinie nicht unmittelbar an dieses Ufer lehnte, war es so gut wie gewiß, daß jenes ungefährdet darüber hinaus gelangen werde. Sich freilich in das eigentliche Fahrwasser des Saint-John selbst zu wagen, wäre mehr als unklug gewesen.

Mars ruderte also inmitten der Dunkelheit hin, welche der dichte Baumvorhang nur noch tiefer machte. Er hütete sich sorgfältig, gegen Klötze und Stümpfe anzustoßen, deren Obertheil da und dort hervorragte, oder die Pinne der Pagaie klatschend aufschlagen zu lassen, obwohl er eine

Gegenströmung zu überwinden hatte, welche durch hundertfachen Richtungswechsel in den brodelnden Wirbeln äußerst beschwerlich wurde. Bei der unter so ungünstigen Bedingungen erfolgenden Rückfahrt mußte Gilbert auf eine Verzögerung von mindestens einer Stunde rechnen.

Gegen vier Uhr war das Boot auf der Höhe der absperrenden Fahrzeuge angelangt. Wie Gilbert vorausgesehen, war, veranlaßt durch die geringe Tiefe des Flusses an dieser Stelle, der Wasserweg längs des Ufers unbesetzt geblieben. Einige hundert Schritte weiter oben verbarg sich eine weit in den Saint-John hinausspringende, dicht bewaldete Landspitze unter einem Gewirr von Wurzelträgern und riesigen Bambusstauden.

Diese stromaufwärts noch sehr im Dunkel liegende Spitze galt es zu umschiffen. Stromabwärts freilich fehlten die grünen Massen fast gänzlich. Das mit der Annäherung an die Ausmündung des Saint-John abschüssigere Grenzland zerfiel hier in eine Reihe von Einbuchtungen und Sümpfen, welche mit ihren Zwischengliedern ein sehr offenliegendes, flaches, sandiges Vorland des eigentlichen festen Ufers bildeten. Hier erhob sich kein Baum, hier hatte die Natur keinen schützenden Vorhang gewoben, und folglich war das Wasser daselbst schon ziemlich klar erleuchtet. Desto leichter mußte es also möglich werden, einen dunklen, sich fortbewegenden Punkt, wie die Gig, die zu klein war, als daß sich beide Insassen darin hätten niederlegen können, wahrzunehmen, wenn ein feindliches Boot nur in der Nähe jener Landspitze kreuzte.

Jenseits derselben machten sich keine Wirbel mehr fühlbar; dort verlief eine lebhafte Strömung auch längs des Ufers, während die eigentliche tiefere Wasserstraße stiller war.

Konnte das Boot also diese Spitze glücklich umschiffen, so wurde es von selbst schnell nach der Barre zu gezogen und mußte bald die Ankerstelle des Commandanten Stevens erreichen.



Mars glitt mit äußerster Vorsicht längs des Landes hin. Den Unterlauf des Flusses beobachtend, schienen seine Augen die Dunkelheit durchbohren zu wollen. Er streifte mit der Gig fast das Ufer selbst und kämpfte gegen die Wasserwirbel an, welche diesseits der Spitze noch ziemlich mächtig waren. Die Pagaie bog sich unter dem Druck seiner kräftigen Arme, während Gilbert, den Blick stromaufwärts gerichtet, unablässig die Oberfläche des Saint-John überwachte.

Inzwischen näherte sich die Gig allmählich der Spitze. Nur noch wenige Minuten, und sie mußte das Ende derselben erreicht haben, das sich in Gestalt einer schmalen sandigen Landzunge weit vorstreckte. Jetzt fehlte bis dahin höchstens noch eine Strecke von dreißig bis vierzig Schritten, als Mars plötzlich anhielt.

»Bist Du ermüdet, fragte der junge Lieutenant, und soll ich Dich etwa ablösen?

– Still! Kein Wort, Herr Gilbert!« antwortete Mars.

Gleichzeitig gab er mit zwei kräftigen Ruderzügen dem Boote eine scharfe Wendung, als wolle er auf den Strand auflaufen, und sobald er sich ganz nahe daran befand, ergriff er einen der über das Wasser herabhängenden Zweige, zog das Boot vollends unter diese und ließ es damit gänzlich unter dem grünen Blättergewölbe verschwinden. Gleich darauf und nachdem ihre Bootsleine um den Wurzelast eines Wurzelträgers geschlungen war, befanden sich Gilbert und Mars, die sich todtenstill verhielten, in so tiefer Finsterniß, daß sie einander selbst nicht sehen konnten.

Der ganze Vorgang hatte kaum zehn Secunden in Anspruch genommen.

Der junge Mann ergriff jetzt den Arm seines Begleiters, um diesen nach der Veranlassung des auffallenden Manövers zu fragen, als Mars, den Arm durch das Blätterdickicht steckend,

ihm einen sich bewegendem Punkt auf dem minder dunklen Theile der Wasserfläche zeigte.

Es war ein von vier Mann geführtes Boot, welches der Strömung entgegenfuhr und sich nach Umschiffung der Landzunge eben anschickte, ebenfalls längs des Ufers hinzusteuern.

Gilbert und Mars durchzuckte dabei ein und derselbe Gedanke: vor Allem und trotz Allem sich nach ihrem Schiffe durchzuschlagen. Wurde ihr kleines Fahrzeug jetzt entdeckt, so würden sie keinen Augenblick zögern, ans Land zu springen, sich zwischen den Bäumen hindurchzuschleichen und längs des Strandes bis zur Höhe der Barre zu entfliehen. Hier würden sie, nachdem es erst heller geworden, ob nun ihre Signale von dem nächstverankerten Kanonenboote bemerkt oder sie gezwungen wurden, dasselbe schwimmend zu erreichen, alles was in ihren Kräften stand versuchen, um auf ihren Posten zurückzukehren.

Fast gleichzeitig sollten sie sich aber leider überzeugen, daß ihnen auch jedes Entkommen auf dem Landwege abgeschnitten war.

Als nämlich das fremde Boot sich höchstens noch zwanzig Fuß weit von ihrem Verstecke befand, vernahmen sie ein Gespräch zwischen den darauf befindlichen Leuten und etwa einem halben Dutzend anderer, deren Schatten jetzt zwischen den Bäumen am Uferabhange auftauchten.

»Ist das Schwerste überstanden? rief Einer vom Lande aus.

– Ja, antwortete eine Stimme vom Flusse her. Diese Landspitze bei fallender Fluth zu umschiffen, ist ein ebenso hartes Stück Arbeit, als ob man einer Stromschnelle entgegenruderte.

– Werdet Ihr, nachdem wir an der Landspitze abgesetzt wurden, hier still liegen bleiben?

– Natürlich, mitten im Wirbel, der uns allein schon festhält... so können wir das Ende der Sperrungslinie besser bewachen.

– Gut! Wir behalten inzwischen das Uferland im Auge, und wenn sie sich nicht geradezu im Sumpfe vergraben, denk' ich, sollen die Spitzbuben ihre Noth haben, uns zu entwischen....

– Wenn es nicht schon geschehen ist....

– Nein, das ist unmöglich. Offenbar müssen sie versuchen, vor Tagesanbruch ihr Schiff wieder zu erreichen. Da sie nun unsere absperrende Bootslinie nicht durchbrechen können, so werden sie sich längs des Ufers hinzuschleichen suchen, und da werden wir schon bei der Hand sein, sie aufzuhalten.«

Diese wenigen Worte genügten, um die Sachlage klar erkennen zu lassen. Die Abfahrt Gilberts und Mars' mußte – darüber konnte kein Zweifel mehr aufkommen – verrathen worden sein. Wenn sie während ihrer Fahrt flußaufwärts nach einem Landungsplatze in der Nähe von Camdleß-Bay den zur Abschneidung ihres Weges schon auf der Lauer liegenden Booten hatten entgehen können, so mußte es jetzt, wo der Fluß vollständig abgesperrt worden war und man ihre Rückkehr erwartete, sehr schwer, wenn nicht gar unmöglich sein, den Ankerplatz der Kanonenboote zu erreichen.

Mit einem Worte, unter den gegenwärtigen Verhältnissen befand sich die Gig zwischen den Leuten auf dem nächsten Boote und denen ihrer Gefährten, welche an der Landzunge an's Land gegangen waren. Erschien nun eine Flucht auf dem Wasser unausführbar, so blieb diese nicht minder ausgeschlossen auf dem Wege über das schmale, mehr dammartige hohe Uferland, das sich zwischen dem Saint-John selbst und dem sumpfigen Hinterlande ausstreckte.

Gilbert wußte nun also, daß seine beabsichtigte Thalfahrt auf dem Saint-John bekannt geworden war. Vielleicht aber herrschte noch Unkenntniß darüber, daß sein Begleiter und er eben Camdleß-Bay besucht hatten und daß Einer von ihnen der

Sohn James Burbank's und Officier in der föderalistischen Marine, der Andere ein Matrose von derselben war. Doch auch diese Voraussetzung sollte sich nicht bewahrheiten. Der junge Lieutenant konnte über die ihn bedrohende Gefahr gar nicht mehr im Unklaren bleiben, als er die letzten, zwischen den feindlichen Mannschaften gewechselten Worte vernahm.

»Also die Augen auf! rief Einer vom Lande.

– Natürlich... stets! erscholl die Antwort darauf. Ein föderirter Officier ist allemal ein guter Fang, diesmal ist er aber ein doppelt werthvoller, da dieser Officier der leibliche Sohn eines jener verdammten Nordstaatler von Florida ist!

– Und der bringt uns etwas Ordentliches ein, da Texar den Preis zahlt!

– Es ist immerhin möglich, daß es uns diese Nacht nicht gelingt, sie abzufangen, wenn es ihnen rechtzeitig gelang, sich in irgend einem Winkel des Ufers zu verstecken. Morgen aber, bei Tageslicht, durchsuchen wir alle Löcher desselben so genau, daß uns auch keine Wasserratte entgehen könnte.

– Und vergessen dabei niemals den ausdrücklichen Befehl, Beide lebend in unsere Hände zu bringen.

– Nein... gewiß nicht! Es gilt ebenso als abgemacht, daß wir, im Fall dieselben auf dem Uferlande eingefangen werden, Euch nur anzurufen brauchen, um sie zu übernehmen und nach Jacksonville zu befördern?

– Wir bleiben jedenfalls, außer wenn wir selbst in die Lage kämen, sie verfolgen zu müssen, hier verankert liegen.

– Und wir auf unserem Posten längs des Ufers.

– Nun denn... gut Glück! Wahrhaftig, es wäre eigentlich besser gewesen, die Nacht in einer der Schänken von Jacksonville zu verjuben!...

– Ja, im Fall die beiden Spitzbuben uns entwischen, nicht aber, wenn wir sie morgen, an Händen und Füßen gefesselt, unserem Texar zuführen!«

Nach diesem Gedankenaustausch entfernte sich das Fahrzeug um zwei Bootslängen vom Ufer. Dann verrieth das Gerassel einer abrollenden Kette, daß dessen Anker in den Grund sank. Die Leute, welche sich am Saume des Landes aufhielten, sprachen zwar nicht mehr, wohl aber hörte man das Geräusch ihrer Schritte über die von den Bäumen gefallen Blätter.

Auf der Seite des Flusses wie auf der des Landes war eine unbemerkte Flucht also ganz unmöglich.

Gilbert und Mars überlegten sich diese Umstände. Weder der Eine noch der Andere hatte eine Bewegung gemacht oder eine Silbe gesprochen, nichts konnte demnach die Anwesenheit der Gig unter dem grünen, jetzt zum Gefängniß gewordenen Blättergewölbe verrathen, doch war es eben unmöglich, aus demselben zu entkommen. Wenn Gilbert auch annehmen konnte, unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels nicht entdeckt zu werden, so konnte er doch den Blicken der Auflaurer nicht entgehen, wenn der Tag aufstieg.

Die Gefangennahme des jungen Lieutenants bedeutete aber nicht allein eine unmittelbare Bedrohung seines eigenen Lebens – denn in seiner Eigenschaft als Soldat hätte er das ja unbedenklich geopfert – sondern es wurde, wenn man seinen, im Castle-House abgestatteten Besuch festzustellen vermochte, jedenfalls auch sein Vater durch die Parteigänger Texar's auf's neue eingezogen und daraus für das Einverständniß James Burbank's mit den Förderirten ein unwiderleglicher Beweis abgeleitet. Wenn der Beleg hierfür dem Spanier gemangelt hatte, als er zum ersten Male den Besitzer von Camdleß-Bay anklagte, so würde er ihn jetzt, wenn Gilbert in seiner Hand war, beibringen können.

Was sollte dann seine arme unglückliche Mutter beginnen? Was sollte dann aus seiner Schwester Dy, und was aus Zermah werden, wenn der Vater, der Bruder, der Ehegatte nicht mehr da war, um die Nachforschungen nach ihnen fortzusetzen?

In einem Augenblick schwirrten dem jungen Officier alle diese Gedanken durch den Kopf und übersah er die unausweichlichen Folgen.

In dem Falle nämlich, daß Beide gefangen wurden, blieb ihnen nur noch die eine schwache Aussicht, daß die Förderlärten sich der Stadt Jacksonville bemächtigten, ehe Texar ihnen sonderlich schaden konnte. Vielleicht wurden sie dann noch zeitig genug befreit, bevor die Verurtheilung, der sie ja keinesfalls entgehen konnten, zur Vollstreckung gekommen war. Ja, hierauf, und allein hierauf, bauten sie ihre letzte Hoffnung. Doch wie vermochten sie das Eintreffen des Commandanten Stevens mit seinen Kanonenbooten hier, weiter oben im Flusse, zu beschleunigen? Wie konnte jener bei noch andauerndem zu niedrigen Wasserstande die Barre des Saint-John überschreiten? Wer sollte endlich die Flottille durch die vielen Krümmungen der Fahrstraße leiten, wenn Mars, dem die Hindurchlootsung derselben oblag, in die Hände der Südstaatler fiel?

Gilbert mußte also auch das Unmögliche wagen, um vor Tagesanbruch sein Schiff wieder zu erreichen, er mußte ohne jeden Verzug abfahren. War das ganz unausführbar? Konnte nicht Mars, wenn er die Gig mit raschem Stoße durch die Wirbel trieb, dieser wieder die Freiheit geben und, während die Mannschaft auf dem Boote doch mit Aufwindung ihres Ankers oder mit Einziehung der Leine einige Zeit verlieren mußte, genügend Vorsprung gewinnen, der jede Einholung ausschloß?

Nein, damit wäre Alles auf's Spiel gesetzt worden, das wußte der junge Lieutenant nur zu gut. Mars' einziges Ruder konnte nicht gegen die vier Riemen des Bootes aufkommen; das kleine Boot mußte, während es längs des Ufers hinglitt, bald eingeholt werden. Damit wären sie also dem gewissen Untergange entgegengelaufen.

Was war nun zu thun? Sollten sie noch warten? Es war schon halb fünf Uhr Morgens und mußte bald hell werden. Bereits schimmerte ein bleicher Schein über dem östlichen Horizonte.

Jedenfalls drängte es aber, einen Beschluß zu fassen, und Gilbert gelangte denn zu folgendem:

Nachdem er sich, um ganz leise sprechen zu können, zu Mars hingebeugt, sagte er:

»Wie können unmöglich noch lange warten. Wir sind Beide mit je einem Revolver und einem Seitengewehr bewaffnet. Im Boote befinden sich vier Mann, das sind zwei gegen einen. Uns kommt der Vortheil der Ueberraschung zugute. Du wirst die Gig mit kräftigem Ruderschlag durch den Wasserwirbel treiben und sie auf jenes Boot hin lenken. Da es vor Anker liegt, kann es sich unserem Anprall nicht entziehen. Dann fallen wir über die Mannschaft her, machen sie unschädlich, ehe sie sich zur Abwehr sammeln kann, und wir gleiten darauf schnellstens stromabwärts. Bevor die Leute am Lande dazukommen, Alarm zu schlagen, gelingt es uns vielleicht, die Sperre zu durchbrechen und die Linie der Kanonenboote zu erreichen. Hast Du verstanden, Mars?«

Mars antwortete nur damit, daß er das Seitengewehr aus der Scheide zog und es offen, neben den Revolver, in den Gürtel steckte. Nachdem das geschehen, löste er lautlos die Leine des kleinen Fahrzeuges und ergriff das Ruder, um jenes mit aller Kraft fortzutreiben.

Im Augenblicke aber, wo er dieses Manöver beginnen wollte, gebot ihm Gilbert durch eine Handbewegung Einhalt.

Ein unerwarteter Umstand veranlaßte ihn, seinen Plan sofort zu ändern.

Mit dem ersten Tagesgrauen hatte sich nämlich ein dichter Nebel über das Wasser gelagert. Man hätte sagen können, es sei eine Schicht feuchter Watte, die sich auf dessen Oberfläche ausbreitete und sie mit ihrem hin- und herschwankenden

Gewebe verhüllte. Diese draußen auf dem Meere aufgestiegenen Dunstmassen waren, durch eine leichte Brise getragen, den Saint-John hinausgetrieben worden. Vor Ablauf einer Viertelstunde mußte sowohl Jacksonville am linken Ufer, wie das Baumdickicht am Wasser längs des rechten Ufers, kurz, Alles unter den sich übereinander thürmenden, leicht gelblichen Dunstmassen verschwunden sein, deren eigenartiger Geruch schon das Flußthal erfüllte.

Hiermit schien sich dem jungen Lieutenant und seinem Begleiter ein neuer Rettungsweg zu eröffnen. Statt sich in einen ungleichen Kampf einzulassen, in dem sie ja auch Beide unterliegen konnten, bot sich ihnen jetzt der Versuch, durch diesen dichten Nebel hinzugleiten. Gilbert meinte wenigstens, das wäre das Beste, was sie thun könnten, und deshalb hielt er Mars zurück, als dieser sich eben anschickte, sie kräftig vom Uferlande abzustoßen. Jetzt galt es vielmehr, vorsichtig, möglichst lautlos an demselben hinzugleiten und jedenfalls das feindliche Boot zu vermeiden, dessen nur verschwommen erkennbare Umrisse in kürzester Zeit ganz verschwinden mußten.

Da riefen einander wieder mehrere Stimmen durch die Finsterniß an und vom Flusse aus antwortete man nach der Landseite hin.

»Achtung auf den Nebel!

– Ja, wir werden den Anker lichten und uns dichter ans Ufer legen.

– Gut, aber bleibt auch in Verbindung mit den anderen Booten auf dem Flusse. Wenn er bei Euch vorüber käme, so benachrichtigt die andern, daß sie, bis sich der Nebel hebt, in allen Richtungen kreuzen.

– Ja... ja!... Fürchtet nur nichts, und paßt Ihr ordentlich auf, im Falle die Schurken auf dem Landwege zu entkommen suchten.«



Allem Anscheine nach wurde jene empfohlene Vorsichtsmaßregel sofort ins Werk gesetzt. Eine gewisse Anzahl Boote übernahm es, von einem Ufer des Flusses zum andern zu kreuzen. Gilbert bemerkte es; er zögerte doch keinen Augenblick. Die von Mars ganz lautlos angetriebene Gig verließ das Blättergewölbe und glitt langsam durch den Wirbel hin.

Der Nebel wurde allmählich noch dichter, obschon bereits ein fahler Tagesschimmer denselben durchdrang, so wie der Lichtschein, der durch die Hornscheibe einer Laterne fällt. Man sah, selbst auf die Entfernung nur weniger Schritte, fast gar nichts mehr. Wenn das kleine Boot unglücklicherweise nicht gegen eines der im Wasser verankerten Fahrzeuge stieß, so hatte es die beste Aussicht, ungesehen davon zu kommen. Das wurde noch wahrscheinlicher, da die feindliche Mannschaft eben im Begriffe war, die Ankerkette empor zu ziehen und das dabei entstehende Geräusch ein wenig den Platz bezeichnete, von dem es sich fern zu halten hatte.

Die Gig schlüpfte also vorüber und Mars konnte seine Pagaie schon etwas kräftiger handhaben.

Die Schwierigkeit lag jetzt nur darin, die geeignete Richtung einzuhalten, ohne sich in die eigentliche Fahrstraße inmitten des Flusses zu verirren, im Gegentheil mußten sich die Flüchtlinge immer in geringer Entfernung vom rechten Ufer halten. Nichts konnte dabei Mars durch den dichten Nebel leiten, außer dem schwachen Murmeln des Wassers, das sich da und dort an hervorstehenden Wurzeln am Rande brach. Schon bemerkte man ein Zunehmen der Tageshelle; ja, über der Dunstmasse wurde es sichtlich klarer, wenn der Nebel auch noch ebenso undurchdringlich über die Oberfläche des Saint-John hinwallte.

Eine halbe Stunde lang irrte, so zu sagen, die Gig auf gut Glück umher. Manchmal erhob sich da und dort eine unklare

Silhouette. Man hätte sie für das Bild eines durch die Strahlenbrechung ins Ungeheuerliche vergrößerten Bootes halten können – eine Erscheinung, die man gleichmäßig im Nebel auf dem Meere ganz gewöhnlich beobachtet. In der That zeigt sich den Augen dabei jeder Gegenstand in wahrhaft phantastischer Plötzlichkeit, wenn dieses Wort gestattet ist, und macht den Eindruck, als wäre er von ganz riesigen Größenverhältnissen. Auch hier kam dasselbe häufig genug vor. Zum Glück entpuppte sich, was Gilbert schon für ein Boot hielt, zuletzt als ein Pfahlgestell, vielleicht mit einem quer darüber liegenden Stamme, als ein über das Wasser emporragender Stein oder als ein einzelner im Grunde feststehender kahler Pfahl, dessen Spitze sich schon in der Nebeldecke verlor.

Auch verschiedene Vögel von scheinbar übermäßiger Flügelspannweite rauschten über sie hin, und wenn diese manchmal kaum sichtbar waren, so verriethen sie sich doch durch ihr scharfes Geschrei, das weithin die Luft durchzitterte. Andere wieder flatterten erst von der Wasserfläche in die Höhe, wenn die sich nähernde Gig sie in die Flucht jagte, aber es wäre unmöglich gewesen zu erkennen, ob sie einen Ruhepunkt auf dem nur wenige Schritte entfernten Uferlande suchten, oder ob sie wieder auf das Gewässer des Saint-John niedertauchten

Da die Fluth jedoch immer im Fallen war, war sich Gilbert gewiß, daß die vom Ebbestrome hinabgeführte Gig sich jedenfalls dem Ankerplatze des Commandanten Stevens näherte. Da die Strömung andrerseits aber eine minder heftige geworden war, konnte den jungen Lieutenant nichts darüber aufklären, ob er die abgesperrte Linie schon hinter sich habe; im Gegentheil mußte er befürchten, jetzt auf der Höhe derselben zu sein' und unerwartet einem feindlichen Boote in die Hände zu gerathen.

Jede Möglichkeit einer ernstlichen Gefahr war demnach noch keineswegs verschwunden; ja, es zeigte sich vielmehr sehr bald, daß die Gig sich in bedrohlicher Lage befand, als je vorher. Mars hielt auch in kurzen Zwischenräumen immer einmal an, wobei er seine Pagaie über dem Wasser schweben ließ. Unaufhörlich ließen sich nämlich in ziemlich beschränktem Umkreise die tactmäßigen Schläge von Rudern vernehmen und ebenso antworteten Aufrufe aus einem Boote denen aus einem andern. Plötzlich traten die Formen einiger solcher, wenn auch nur mit schwach angedeuteten Umrissen, durch den Nebel hervor. Das waren in Bewegung befindliche Boote, denen es zu entgehen galt. Auch zerrissen jetzt da und dort gelegentlich die Dunstmassen, als dränge ein Strich schärferen Windes in dieselben ein.

Es war nun ein wenig über fünf Uhr; Gilberts Berechnung nach befanden sie sich noch zwei Meilen vom Ankerplatze; in der That hatte er auch die Barre des Flusses noch nicht überschritten. Diese Barre hätte sich durch das schärfere Geräusch der gurgelnden Wellen und durch lange, sich hinziehende Streifen im Wasser kenntlich gemacht, worüber erfahrene Seeleute sich niemals täuschen können. Hätte er die Barre schon hinter sich gehabt, so würde Gilbert auch geglaubt haben, sich verhältnißmäßig in Sicherheit zu befinden, denn es war nicht anzunehmen, daß die feindlichen kleinen Fahrzeuge sich in dieser Entfernung von Jacksonville in das Feuerbereich der Kanonenboote wagen würden.

Sich bis fast zur Wasserfläche niederbeugend, lauschten also Beide in höchster Spannung, konnten aber trotz ihres geübten Ohres nichts wahrnehmen. Sie mußten sich augenscheinlich entweder zu weit nach rechts oder nach links auf dem Flusse verirrt haben, und deshalb erschien es am rathsamsten, eine schräge Richtung einzuschlagen, um nach einem der beiden Ufer zu gelangen und dort, wenn es nöthig würde, zu warten,

bis der Nebel sich verzog, um dann die geeignete Richtung steuern zu können.

Offenbar war das der beste Entschluß, da der Nebel schon mehr in die Höhe zu steigen begann. Die darüber ihre Wirkung geltend machende Sonne hob ihn durch allmähliche Erwärmung empor. Allem Anscheine nach mußte die Oberfläche des Saint-John eher in weiter Ausdehnung klar zu überschauen sein, ehe der Himmel selbst sichtbar wurde. Erst später würde dann der Dunstvorhang plötzlich zerreißen und der Horizont ringsum deutlich vor Augen treten. Vielleicht konnte Gilbert dann die eine Meile unterhalb der Barre und mit dem Vordersteven gegen den Ebbestrom liegenden Kanonenboote erkennen und würde es ihm möglich, dieselben in rascher Fahrt zu erreichen.

In diesem Augenblicke ließ sich das Geräusch an einander klatschenden Wassers vernehmen. Fast gleichzeitig begann die Gig sich um sich selbst zu drehen, als ob sie von einem mächtigen Strudel erfaßt wäre. Eine Täuschung war nicht möglich.

»Die Barre! rief Gilbert.

– Ja, die Barre, bestätigte Mars, und wenn wir erst über diese hinweg sind, kommen wir auch bis zum Ankerplatze.«

Mars hatte wieder seine Pagaie ergriffen und suchte sich in der gewünschten Richtung zu erhalten.

Plötzlich hemmte Gilbert die Bewegungen des Matrosen. Beim Zurückweichen des Nebels hatte er ein schnell daherruderndes und in der nämlichen Richtung steuerndes Boot erkannt, vermochte aber anfänglich nicht zu sagen, ob die Insassen desselben ihre Gig wahrgenommen und ob sie die Absicht hatten, ihnen die Durchfahrt zu verlegen.

»Rasch nach Backbord wenden!« rief der junge Lieutenant.

Mars folgte dem Befehle und mit wenigen Ruderschlägen schoß die Gig in dem angedeuteten Sinne hin.

Von dieser Seite wurden jedoch mehrere Stimmen laut, welche sich gegenseitig anriefen. Gewiß kreuzten auf diesem Theile des Flusses einige Boote in berechneter Zusammenwirkung.

Da – mit einem Schläge – als ob ein riesenhafter Besen die Umgebung rein fegte, rieselten die Dünste in pulverfeinen Tröpfchen auf den Saint-John nieder.

Gilbert konnte einen Schreckensschrei nicht zurückhalten.

Die Gig schwankte in der Mitte eines ganzen Dutzends feindlicher Boote, beauftragt mit der Ueberwachung dieses Theils des Fahrwassers, in dem die Barre die in Krümmungen verlaufende Durchfahrt schiefelinig durchschnitt.

»Da sind sie!... Da sind sie!«

So tönte es von allen Seiten und rief die Besatzung der Boote sich von einem zum andern zu.

»Ja, da sind wir! antwortete stolz der junge Lieutenant. Nun, Mars, Revolver und Seitengewehr in die Hand und wehren wir uns unserer Haut!«

Das war aber eine Vertheidigung – zwei Mann gegen dreißig!

Im nächsten Augenblicke lagen schon drei oder vier Boote dicht neben der Gig – einige Schüsse krachten – es waren nur die Revolver Gilberts und Mars', welche den Mund aufgethan hatten, da die beiden Flüchtlinge ja lebend eingebracht werden sollten. Drei bis vier von der feindlichen Mannschaft wurden getödtet oder verwundet, doch mußten Gilbert und sein Begleiter in diesem gar zu ungleichen Kampfe natürlich unterliegen.

Der junge Lieutenant wurde trotz heftigster Gegenwehr zuletzt geknebelt und in eines der Boote geschafft.

»Fliehe... Mars!... Fliehe!...« rief er als letztes Wort.

Mit einem furchtbaren Seitengewehrhiebe befreite sich Mars von den ihn haltenden Feinden, und bevor man ihn wieder ergreifen konnte, hatte der unerschrockene Gatte Zermah's sich

in den Fluß gestürzt. Vergeblich blieben die Versuche, ihn wieder zu erlangen. Er verschwand inmitten des Wasserwirbels der Barre, deren an sich rauschende Wellen sich bei stark fallender Fluth in reißende Stromschnellen verwandeln.

## Fünftehntes Capitel

### *Die Verurtheilung*

Eine Stunde später betrat Gilbert den Landungsplatz von Jacksonville. Die stromabwärts abgefeuerten Revolverschüsse waren hier gehört worden, doch wußte natürlich Niemand, ob es sich dabei um einen Kampf zwischen den conföderirten Booten und der föderirten Flottille handelte oder ob man gar fürchten sollte, daß die Kanonenboote des Commandanten Stevens die Fahrstraße an jener Stelle schon passirt hätten. Die Bevölkerung der Stadt gerieth darüber in erklärliche Aufregung und viele Einwohner strömten infolge dessen nach dem Landungsplatze hin. Die Civilbehörden in der Person Texar's und seiner entschiedensten Parteigänger hatten sich beeilt, jenen zu folgen.

Alle blickten erwartungsvoll nach der jetzt vom Nebel befreiten Barre hinaus. Gläser und Fernrohre waren unablässig in Gebrauch, die Entfernung – nahezu drei Meilen – erwies sich jedoch als zu groß, um sich über die Bedeutung des Gefechtes und seines Ausganges sichere Rechenschaft geben zu können.

Jedenfalls verweilte die Bundesflottille noch immer in der schon am Vortage innegehabten Stellung und Jacksonville hatte von einem unmittelbaren Angriffe der Kanonenboote vorläufig nichts zu fürchten. Die am meisten Compromittirten seiner Einwohner mußten also Zeit gewinnen, um ihr Entweichen nach dem Innern Floridas vorzubereiten.

Wenn übrigens Texar und zwei oder drei seiner Genossen mehr als Andere Ursache hatten, wegen ihrer persönlichen Sicherheit besorgt zu sein, so schien es ihnen doch nicht, als ob sie sich wegen jenes Vorfalles zu beunruhigen hätten. Der Spanier mochte sogar ahnen, daß es sich dabei nur um die Aufbringung jenes kleinen Bootes handle, dessen er sich um jeden Preis bemächtigen wollte.

»Ja, um jeden Preis! wiederholte Texar, der das sich schon dem Hafen nähernde Boot zu erkennen trachtete. Um jeden Preis – diesen Sohn Burbank's, der glücklich in die ihm von mir gestellte Falle gegangen ist. Endlich habe ich ihn, den Beweis, daß James Burbank mit den Förderirten ein Einverständniß unterhält! Donnerwetter, wenn ich den Sohn habe ins Gras beißen lassen, sollen keine vierundzwanzig Stunden vergehen, bis auch der Vater sein Loth Blei im Kopfe hat!«

Obwohl seine Partei in Jacksonville die Oberhand besaß, hatte Texar, schon in Folge mehrfacher Kundgebungen zu Gunsten James Burbank's, eine passende Gelegenheit erwarten wollen, um den ihm Verhaßten aufs neue verhaften zu lassen. Da hatten es die Umstände gefügt, daß er Gilbert in eine geschickt gelegte Schlinge locken konnte. Wurde Gilberts Eigenschaft als förderirter Officier nachgewiesen, er im feindlichen Lande gefangen und als Spion zum Tode verurtheilt, so konnte der Spanier seiner Rache bis zur Neige genug thun.

Das Glück wollte ihm jetzt wirklich gar zu wohl. Es war der Sohn James Burbank's, des Ansiedlers von Camdleß-Bay, der eben nach dem Hafen von Jacksonville eingeliefert wurde.

Daß Gilbert allein und sein Begleiter ertrunken oder gerettet war, hatte nicht viel zu bedeuten, da der junge Officier eingefangen wurde. Jetzt galt es nur noch, diesen vor ein aus



Anhängern Texar's zusammengesetztes Gericht zu stellen, in dem der Spanier selbst den Vorsitz führte.

Gilbert wurde mit Gejohle und Bedrohung seitens der Volksmenge, die ihn recht wohl kannte, empfangen, eine Begrüßung, die er mit gerechter Verachtung aufnahm. Seine Haltung verrieth nicht die geringste Furcht, obwohl eine zahlreiche Begleitmannschaft herangezogen werden mußte, um ihn vor den sinnlosen Wuthausbrüchen des Pöbels zu schützen. Nur als er Texar bemerkte, konnte er sich nicht länger beherrschen und hätte sich auf den Elenden gestürzt, wenn seine Wächter ihn nicht davon zurückhielten.

Texar selbst machte keine Bewegung und sprach auch kein Wort; ja, er gab sich den Anschein, als ob er den jungen Officier gar nicht bemerkte, denn er ließ ihn mit erheuchelter Gleichgiltigkeit sich ruhig entfernen.

Wenige Minuten später sah Gilbert sich in dem Stadtgefängnisse von Jacksonville eingeschlossen, und Niemand konnte sich einer Täuschung darüber hingeben, welches Loos ihm von den südstaatlichen Machthabern bestimmt sei.

Gegen Mittag meldete sich Mr. Harvey, der Geschäftsfreund James Burbank's, im Gefängnisse, um Gilbert aufzusuchen, aber nur um mit nichtssagenden Redensarten abgewiesen zu werden. Auf ausdrücklichen Befehl Texar's sollte der junge Lieutenant strengstens allein gehalten werden. Mr. Harvey's gutwilliger Schritt hatte nur zur Folge, daß auch er sich eine heimliche Beobachtung zuzog.

In der That waren ja seine näheren Beziehungen zur Familie Burbank nicht unbekannt geblieben, und es gehörte mit zu den Plänen des Spaniers, daß die Verhaftung Gilberts auf Camdleß-Bay nicht sofort bekannt wurde. Nach stattgefundenener, nur der Form halber angestellter Untersuchung und Verurtheilung, würde es Zeit genug sein, James Burbank von dem

Vorgefallenen zu benachrichtigen, und wenn er dann davon erfuhr, würde es ihm nicht mehr gelingen, aus dem Castle-House zu entfliehen, um Texar zu entgehen.

Ueberdies konnte Mr. Harvey einen Boten nach Camdleß-Bay gar nicht mehr schicken, da alle Fahrzeuge im Hafen mit Beschlag belegt worden waren. Da eben jede Verbindung zwischen dem rechten und dem linken Ufer des Flusses aufhörte, konnte die Familie Burbank von der Verhaftung Gilberts auch keine Kenntniß bekommen, und während sie ihn an Bord des Kanonenbootes Stevens' wähnte, saß der junge Mann – eingesperrt im Gefängnisse zu Jacksonville.

Mit welcher Seelenspannung lauschte man inzwischen im Castle-House darauf, ob nicht ein entfernter Kanonendonner das Eintreffen der Föderirten diesseits der Barre verkündigte. Jacksonville in den Händen der Nordstaatler bedeutete ja gleichzeitig Texar in der Hand James Burbank's! Letzterer gewann dadurch aber wieder die Freiheit, im Verein mit dem Sohne und den Freunden der Familie die bis jetzt erfolglos gebliebenen Nachforschungen von neuem aufzunehmen.

Aber nichts ließ sich von stromabwärts her vernehmen. Der Verwalter Perry, der den Saint-John bis zur Linie der Absperrung besichtigte, und Pyg mit einen der Unterverwalter, die an dem Uferland bis drei Meilen unterhalb der Pflanzung entsendet worden waren, brachten die nämliche Meldung heim. Die Flottille lag immer noch vor Anker; es schien, als treffe man hier noch keinerlei Vorbereitung abzusegeln und bis zur Höhe von Jacksonville vorzudringen.

Wie hätten die Schiffe auch die Barre überwinden sollen? Selbst angenommen, daß die Fluth diese über Erwarten zeitig wieder fahrbar machte, konnten sich die Kanonenboote nicht in die deshalb noch immer gefährliche Wasserstraße hineinwagen, so lange der einzige Lootse, der alle Windungen des Weges genau kannte, nicht zur Hand war.

Auf der Ansiedlung erschien Mars übrigens nicht wieder.

Am folgenden Tage, dem 11. März, gegen elf Uhr, war der unter dem Vorsitze Texar's stehende Ausschuß in demselben Saale des Court-Justice versammelt, in dem der Spanier schon früher als Ankläger James Burbank's aufgetreten war. Diesmal boten sich aber bezüglich des jungen Officiers so ernsthafte Belastungsmomente dar, daß dieser dem ihm in Voraus bestimmten Schicksal nicht mehr entgehen konnte – sein Todesurtheil war schon so gut wie gefällt. Nach abgethaner Frage bezüglich des Sohnes wollte sich Texar mit der des Vaters beschäftigen. Hielt er die kleine Dy in seiner Macht und unterlag Frau Burbank den wiederholten, von seinen Händen gegen sie gerichteten Schlägen, so fühlte er seine Rache gestillt. Schien es nicht, als ob Alles sich günstig fügte, um seinem unversöhnlichen Hasse Ausdruck geben zu können?

Gilbert wurde aus seiner Zelle geholt. Ganz wie gestern begleiteten ihn Pöbelhaufen mit wüstem Geschrei, und auch als er den Saal betrat, wo sich jenes Zerrbild eines Richterstuhles, die wildeste Spießgesellenbande des Spaniers, befand, erhoben sich tobende Rufe aus den Reihen der Zuhörer.

»Zum Tode mit dem Spion!... Zum Tode!«

Dahin ging die Beschuldigung, welche die hirnlose Pöbelmasse auf Anregung Texar's ihm schon am Vortage nachgeschleudert hatte.

Gilbert hatte inzwischen seine ganze Kaltblütigkeit wieder erlangt und es gelang ihm sogar, sich gegenüber dem Spanier zu bemeistern, der nicht einmal Scham genug zeigte, bei einer ihn persönlich interessirenden Verhandlung unbetheiligt zu bleiben.

»Ihr nennt Euch Gilbert Burbank, begann Texar, und seid gegenwärtig Officier in der föderirten Kriegsflotte?

– Ja.

– Und augenblicklich Lieutenant an Bord eines der Kanonenboote des Commandanten Stevens?

– Ja.

– Ihr seid der Sohn jenes James Burbank, des Amerikaners aus dem Norden und Besitzers der Ansiedlung von Camdleß-Bay?

– Ja.

– Gesteht Ihr zu, die unterhalb der Barre verankert liegende Flottile in der Nacht des zehnten März verlassen zu haben?

– Ja.

– Gesteht Ihr ferner, gefangen worden zu sein, als Ihr im Begriffe wart, Euch in Begleitung eines Matrosen von demselben Schiffe wieder nach der Flottile zu begeben?

– Ja.

– Wollt Ihr offen aussagen, was Ihr auf den Gewässern des Saint-John beabsichtigtet?

– Es erschien ein Mann an Bord des Kanonenbootes, auf dem ich als zweiter Officier diene. Er benachrichtigte mich, daß die Pflanzung meines Vaters durch einen Haufen von Mordbrennern verwüstet, daß das Castle-House von den Räubern wenigstens bestürmt worden war. Ich brauche dem Vorsitzenden des über mich aburtheilenden Ausschusses nicht zu sagen, auf wen die Verantwortung für jene Schandthaten zurückfällt.

– Und ich, erwiderte Texar, habe Gilbert Burbank nur zu sagen, daß sein Vater durch Freilassung seiner Slaven der öffentlichen Meinung einen Schlag in's Gesicht versetzt hatte, daß eine Verordnung die Ausweisung der neuen Freigelassenen bestimmte und daß dieser Verordnung der nöthige Nachdruck gegeben werden mußte....

– Durch Raub und Brandstiftung, unterbrach ihn Gilbert, durch eine Gräuelthat, deren persönlicher Urheber kein anderer, als Texar ist!

– Wenn ich vor meinen Richtern stehe, werde ich Antwort geben, entgegnete der Spanier frostig. Versucht es nicht, Gilbert Burbank, die Rollen zu tauschen. Ihr steht hier als Angeklagter, nicht als Kläger.

– Ja wohl... als Angeklagter... wenigstens augenblicklich, antwortete der junge Officier. Die föderirten Kanonenboote brauchen aber nur die Flußbarre zu überschiffen, um sich Jacksonvilles zu bemächtigen, und dann...«.

Da schrie Alles wild durcheinander und nur noch heftiger wurden Drohungen laut gegen den jungen Officier, der sich erkühnte, den Südstaatlern so in's Gesicht zu trotzen.

»Zum Tode!... Zum Tode!« tönte es von allen Seiten.

Dem Spanier kostete es einige Mühe, die aufgeregte Menge zu beschwichtigen. Dann nahm er die Befragung wieder auf.

»Werdet Ihr uns einfach sagen, Gilbert Burbank, aus welchem Grunde Ihr letztvergangene Nacht Euer Schiff verlassen habt?

– Ich verließ es, um meine sterbende Mutter zu sehen.

– Ihr gesteht also zu, an Camdleß-Bay gelandet zu sein?

– Ich habe keine Ursache, das zu verhehlen.

– Und einzig und allein, um Eure Mutter zu sehen?

– Allein aus diesem Grunde.

– Wir haben dagegen Veranlassung zu glauben, bemerkte Texar, daß Ihr dabei noch einen anderen Zweck verfolgtet.

– Welchen?

– Den, mit Eurem Vater zu verhandeln, mit dem nordstaatlich gesinnten Pflanze, der schon lange im Verdacht steht, ein Einverständniß mit der Armee der Föderalisten zu unterhalten.

– Ihr wißt selbst, daß das erlogen ist, erwiderte Gilbert in ganz natürlicher Entrüstung. Wenn ich nach Camdleß-Bay gekommen bin, so geschah das nicht als Officier, sondern als Sohn....

– Nein, als Spion!« entgegnete Texar.

Da verdoppelten sich die Rufe: »Zum Tode mit dem Spion!... Zum Tode!...«

Gilbert sah wohl ein, daß er verloren war; einen schmerzlichen Stich gab ihm aber noch der neue Gedanke in's Herz, daß auch sein Vater gleich ihm verloren sei.

»Ja, nahm Texar wieder das Wort, die Krankheit Eurer Mutter war nur ein Vorwand! Ihr seid nach Camdleß-Bay als Spion gekommen, um den Förderliten Nachricht über die auf dem Saint-John getroffenen Maßnahmen zur Vertheidigung zu bringen!«

Gilbert schnellte empor.

»Ich bin gekommen, um meine sterbende Mutter zu sehen, antwortete er nachdrücklicher, und das wißt Ihr recht wohl. Nimmermehr hätt' ich geglaubt, daß sich in einem civilisirten Staate Richter finden könnten, die es einem Soldaten als Verbrechen anrechneten, an's Sterbebett seiner Mutter geeilt zu sein, wenn dieses auch auf feindlichem Gebiete stand! Mag der, der mein Verfahren tadelt und unter gleichen Umständen nicht ebenso gehandelt hätte, doch vortreten und es auszusprechen wagen!«

Jede Zuhörerschaft, die nicht aus Leuten bestand, in denen der Haß jedes Gefühl ertödtete, hätte dieser ebenso edelmüthigen wie offenen Erklärung Beifall spenden müssen. Hier ließ sich davon nichts spüren. Nur Verwünschungen beantworteten dieselbe und gröhlende, an Texar gerichtete Zustimmung, als der Spanier erklärte, daß sich James Burbank schon durch Aufnahme eines feindlichen Officiers zur Kriegszeit ganz ebenso schuldig gemacht habe, wie dieser Officier selbst. Endlich war also der Beweis ermittelt, den Texar beizubringen versprochen, der Beweis des geheimen Einverständnisses James Burbank's mit der Armee des Nordens.

Die sogenannten Richter verurtheilten denn auch, sich stützend auf seine Zugeständnisse in den seinen Vater betreffenden Fragen, Gilbert Burbank, Lieutenant der föderirten Kriegsmarine, zum Tode durch Pulver und Blei.

Der Verurtheilte wurde darauf, inmitten des Gejohles des Pöbels, der ihn mit den Rufen: »Zum Tode mit dem Spion!... Zum Tode!...« verfolgte, sofort in's Gefängniß zurückgeführt.

Am Abend traf noch eine Abtheilung Miliz auf Camdleß-Bay ein.

Der dieselbe führende Officier fragte nach Mr. Burbank.

James Burbank trat vor. Edward Carrol und Walter Stannard schlossen sich ihm an.

»Was verlangt man von mir? fragte James Burbank.

– Lesen Sie diesen Befehl!« antwortete der Officier.

Der betreffende Befehl lautete dahin, James Burbank zu verhaften als Mitschuldigen Gilbert Burbank's, der, wegen Spionage vom Bürgerausschuß in Jacksonville zum Tode verurtheilt, in den nächsten achtundvierzig Stunden erschossen werden sollte.